

kürbiskern

Günter Kunert: Bedauerlicher Hitler

Johannes Schenk: Produktiva

Guntram Vesper: Vorgeschichte einer Bewerbung

Oliver Behnssen: Gedichte

Reinhard Hummel: Die Stube

Christoph Meckel / Volker von Törne:

Die Dummheit liefert uns ans Messer

Konrad Farner / Matthias Becker / Heinrich Treblin:

Zum Dialog Christ — Marxist

Oswald Jacobi: Dialog oder Dogma?

Jean-Jacques Boileau: Dialog mit Aktion

Friedrich Hitzer: Gespräch mit Joris Ivens

H. Joachim Heydorn: Rede zum Krieg in Vietnam

Helmut Salzinger: Griechenland!

Roman Ritter: Der Krieg ist anderswo

Elmar Altvater: Rezession und Repression

Protokoll: „...sagen Sie mir mal'n Ausweg...“

kürbiskern

Literatur und Kritik

Herausgegeben von Christian Geissler, Friedrich Hitzer,
Yaak Karsunke, Hannes Stütz, Manfred Vosz

Damnitz Verlag München

Günter Kunert
Bedauerlicher Hitler

- 1 Bedauerlicher Hitler,
gejagt von Plänen ohne Maß,
zu Fuß dabei in seinem Reich von Front zu Front,
zu den Armeen,
die kaum verlassen, schon gefallen sind.
- 2 Autobahnen Panzerwagen Bomben sogar
schafft er selber, indem er dort Zement aufschüttet,
da eine Panzerplatte walzt und hier
den Sprengstoff einwiegt, wobei
ihn höchstens eine Tasse Brühe stärkt.
- 3 Auch ständig ohne Schlaf, denn die Gemälde
und Gedichte, die ihn als ihn feiern,
fertigt er zu später Nachtstund
einsam selber.
- 4 In den Menschenschlächtereien
kriechte keiner, würfe nicht er
mit eigner Hand das Todesgas auf jene, die seiner
erbarmungslos geharrt.
Während er die Leichen, Millionen um Millionen Stück,
vor die Verbrennungsöfen schleppt, bleibt
ihm kaum Rast
von dem belegten Brötchen abzubeißen, das,
halbvertrocknet, er bei sich führt,
der Führer.
- 5 O trübes Schicksal des gewalttätig Gewaltigen,
daß er alles, was er tat, allein getan, schlachten
seinen Leichnam aus
Wurm und Plutarch junior, Platz zu schaffen
für und für
immer wieder neue alte selbe gleiche:
Kopien ohne Original.

Johannes Schenk Produktiva

Ein Agitationsstück

<i>Personen:</i>	<i>Verbotsminister</i>
<i>König Produktiva I. genannt Prokö</i>	<i>Fritz Scheibenbein</i>
<i>Augusta</i>	<i>Marta, seine Frau</i>
<i>Schuhschah</i>	<i>Minella, Hure</i>
<i>Erklärer</i>	<i>Oskar Hafenbraut, Seemann</i>
<i>Pamelus, Premier</i>	<i>Ausrufer</i>
<i>Geldminister</i>	<i>Arbeiter</i>
<i>Kriegsminister</i>	<i>Polizisten</i>

Niemand braucht Angst davor zu haben, einer der Personen
im Spiel ähnlich zu sein.

Denn einen Schuhschah, gibt es nicht,
und Augusta —

niemand hungert. Prokö und seine Schergen?

Märchen

werden nie die Liebe Verbieten, nein, nein.

Also, warum zugucken? Eben. Warum? Oder —

Uns sieht das doch nicht ähnlich. Oder?

Gehen wir mal rein, klauen uns ein verrußtes Ei, warten

wir, daß irgendwas ausschlüpft.

Gehen wir mal rein. Niemand wird uns ähnlich sein.

1. Bild

Erklärer: Das Land heißt Produktiva.
Der König heißt Produktiva der Erste.
Er sitzt auf dem Gußeisenthron
und guckt eine Parade an
der Arbeiter.

Johannes Schenk: Produktiva

Prokö: Ja habt ihr gut gemacht,
eins zwei drei Kakada
rimbambim
Schraubenschlüssel hoch!
Kehrt Nasen rum!
Prost trinkt man auf euern König.

Arbeiter: Kakada
unser König Produktiva!
Produkti-va!

Erklärer: Die Arbeiter gehen
schraubenschlüsselklirrend
ihren Zahnräderbehausungen zu
und verschwinden Bein über Kopf
in den Muttern aus Eisen
nach Größe aufgereiht
und eingeschraubt.
Siebzehn, achtzehn, zweiunddreißig,
vierundfünfzig
Zahnräder rumpeln
zur nächsten Arbeitspause,
über die König Produktiva
ein gelehrtes Werk geschrieben hat,
betitelt:
Maß und Unmaß der Arbeitspausen.

Prokö: Ach ja,
die Arbeitspausen;
damals wars doch fein,
kann ich nicht anders sagen,
damals war ich noch nicht
in die beglückenden Funktionen
der Königssprache eingeführt,
ha ha, keinen blassen Schimmer
ha ha, von den höchstwichtigen Worten
aber nicht fürs Arbeitervolk
die da heißen
Wohlstand plus Produktivität
gleich Luxus gleich Unbesorgtheit
mal der Addition von Kinderkriegen
und Maß Pause ist:
MEINE UNUMSCHRÄNKTE MACHT
(lacht laut)

Erklärer: Als zweite Person kommt
schwarz vom Schornsteinruß
der eben aus dem Fabrikschornstein
gestiegene Hofnarr Premier
und Minister für
abortionelle Angelegenheiten
Pamelus.

Pamelus: König, ihr habt gelacht,
Schornstein ist in Ordnung,
Produktivität ist in Ordnung,
Hände sind in Ordnung,
König ist über aller Ordnung
den Arbeitern Voran.

Prokö: Sitze ich auf dem Thron
aus der Walzpresse,
Rheinstahl, im ersten Krieg Kanone,
eingeschmolzen,
in den zwanziger Jahren rumgestanden
in der Werkstatt von Hufeisenmacher
Pferdlos
als Amboß,
im zweiten Krieg wieder Kanone,
eingeschmolzen,
nun Heiligtum —

Pamelus: Seiner Majestät König Produktiva
Kakada!

Erklärer: Hier
in dem rostigen Bett
zugedeckt mit Kunststoffplanen
umgeben von Teezahnradern
Marmeladenumrührern
Eiauslöflern und
sich bückenden Eisenteilen
liegt König Produktiva
und träumt.
Augusta erscheint
Produktivs 20 mal betrogene Ehefrau,
wie er noch kein König war.

Augusta: Du, Hans,
die Bratkartoffeln sind fertig;
essen, Kinder, essen!

Kanarienvogel!
essen.

Prokö: Ja, Augusta,
hast mir auch die größte Kartoffel
auf den Teller getan,
was?
Von meinen zwanzig Frauen
warst du die mit dem königlichen Namen
AUGUSTA.

Augusta: Zehn Kinder
haben an meinen Warzen rumgebissen,
ein Mann
hat auch noch daran rumgebissen,
und nun bist du König.
Schön beißt du den Hofdamen
die Knübbelchen von den Backen,
Hans böser guter
BOSER
Hans.

Erklärer: Produktiva erwacht und sitzt
steif auf dem Bett, Pamelus
kitzelt ihm den Rücken.
Eine Versammlung von Leuten steht herum.
Die Minister.

Pamelus: Herr König
darf ich sanft,
Pustebume im majestätischen Ohr,
sagen, daß die Aborte der Residenz
überlaufen,
man munkelt im Lande,
die Untertanen essen zuviel.
Auf den Wiesen wachsen
neben den Butterblumen
nun dank Dünger aus Chemarika
Schlagsahnekräuter.

Geldminister: Herr König,
ich, Geldminister Marktartar,
muß ihnen eröffnen,
daß die Geldscheine dünner werden,
die Hälfte unserer Wälder
schon kahlgehauen ist,
und die Börsen!

Johannes Schenk: Produktiva

Es werden dort Brötchen gegessen
mit Schokoladencreme,
Silberstücke in Gelatine verschluckt,
Agenten legen die Köpfe
auf die Euteraktien.
Ich bin empört!
Kriegsminister: darüber
daß ihr Thron —
Gußeisen, Majestät!
noch nicht in meinen Schlachtsalons steht.
Meine Empfehlung
noch nicht unterzeichnet
und der Wunsch meines Ministeriums
noch nicht erfüllt.
Wir sind die Mächtigen.
Prokö: Welcher Wunsch,
Herr Kriegsminister?
Kriegsminister: Alle Kinder
am Weihnachtstag
mit Holzsäbeln zu beschenken.
Verbotsminister: Ich, Verbotsminister,
komme mit einer Klage,
Majestät, unsere Untertanen —
(*Alle klopfen auf den Fußboden und rufen:*)
Kakada!
Verbotsminister: befolgen die Verbote so
bereitwillig,
daß mein Amt überflüssig wird.
Die Untertanen
nehmen mir schon
das Verbotemachen ab.
Sie erfinden sie sich untereinander.
Ich fordere ein Verbot,
so gewaltig,
daß niemand ein anderes
dazu erfinden kann.
Prokö: Richtig. Richtig. Richtig.
Ich werde mir
Holzsäbel
und Verbote
überlegen, ausrechnen lassen,
richtig.

Johannes Schenk: Produktiva

Alle schreien: Kö-nig Pro-duk-ti-va! Ka-ka-da!
Produk-ti-va! Kaka-da!
Tiva!

2. Bild

Erklärer: Schuhschah steht auf der
Litfaßsäulenstraße.
Das hier ist Schuhschah.
Habt Geduld,
er spricht mit seiner Flasche.
Schuhschah: Liebe Flasche,
(*er hält die Flasche vor sein Gesicht*)
jeden Tag ertrinke ich in dir,
von unten sehe ich die Sonne
rot wie ein Stiertuch
über die Fiebererde flattern.
Aus den Mülltonnen
hole ich nachts
die unbeschriebenen Papierreste,
das hintere von Konservenplakaten
und schreibe das Leid der Welt auf.
Kein Papierhändler der Stadt
gibt mir etwas.
Ich krieche nachts
in die Litfaßsäulen
und beschreibe die Plakate
von hinten
mit ihren furchtbaren Wahrheiten,
die von draußen niemand erkennt.
Da kommt Schuhschah,
Vorsicht, Schuhschah,
spakeln die Frauen
und verstecken die Kinder
in ihren staubigen Röcken;
unter den Männerhüten
hockt König Produktiva
und punktiert die Gehirne.
Kinder erstechen sich
mit Holzsäbeln!
Augusta kommt,

Augusta: Frau gewesen vom Hans.
Sie hält ihren Bauch fest
mit fünf Fingern,
damit der Hunger nicht herausfällt.
Mann gehabt,
Lippen gehabt,
nasse Lippen und Kinder,
Mohnkinder,
die zittern im Wind,
und Brüste, Kuh in den Gassen,
schleppte ich sie träge
voll Milch
übers Trottoir aus Stein.
Für die Kinder,
die Generäle werden,
o weh,
Menschenschlächter und
Schraubenherzen
in der Maschine vom Tod.
vom Menschen-Menschen Tod.
Mörder gesäugt,
von zwei Männerfingern gemolken,
von fünf Kindermündern ausgetrunken.
Kleine dumme gute Kinder,
und nu?
Sind sie abgefallen
liegen auf dem Müllplatz,
am Donnerstag habe ich sie verloren,
als ich sah,
was Produktiva getan hat,
guck, Schuhschah, guck.
Ausrufer: Unter Mitwirkung unseres
Königs Produktiva I.
hat der Ministerrat beschlossen,
daß die Liebe im Lande
Produktiva
verboten ist ab heute.
Im Auftrag: Verbotsminister.
Schuhschah: Ich bin Schuhschah.
Ich habe sie alle geliebt
in der Passage vom Kremfortan,
die Sterne aus Fleisch,

die sich küßten,
die Alten,
Handspitze an Handspitze,
im Herbstgarten überm krummen Weg,
die schwarzbestickten Todesengel.
Nun ist die Liebe verboten?
Augusta: Die Liebe verboten.
Ausrufer: Die Liebe ist ab heute verboten.
Erklärer: Produktiva spaziert
die Litfaßsäulenstraße herunter
mit seinem Verbotsminister.
Der küßt mit seinem sargschwarzen
Mund den linken Königsfuß.
Prokö (summt): Des Menschen höchster Lohn
ist nun die Produktion.
Verbotsminister: Herr König
Wir brauchen mehr Papier,
noch mehr Papier
für unser heutiges Verbot.
Obwohl alle Litfaßsäulen
schon beklebt sind,
gibt es noch
vom Verbot unerreichte
Straßen und Ecken.
Prokö (summt): Des Menschen höchster Lohn
ist nun die Produktion.
Verbotsminister: Es geht ein Gerücht
in den Bordells,
daß es nachts
im Innern der Litfaßsäulen
kratzt,
als ob jemand
etwas an die Wand schreibt.
Zwei Säulen wurden umgeworfen.
Prokö: Liebloser Schande,
nein,
Produktloser Schande.
Kakada!
Verbotsminister: Produktiva!
(Beide ab)
(Zwei Kinder stellen sich in einen Kreis und spielen.
Und haben Holzsäbel.)

Erklärer: Denn der Kriegsminister
braucht nicht bis Weihnachten
zu warten.
Er hatte schon lange
für jedes Kind im Land
einen Holzsäbel.

1. Kind: Kaiser, wieviel Schritt
darf ich gehen?

2. Kind: Garkeinen.

1. Kind: Da muß ich weinen.
Kaiser, bitte, einen
Schritt, Ritt Kitte Kutte
Knute Rute
Kaiserauge Fensterkitt.

2. Kind: Kaiser hat den Stock,
Kinder haben Beine,
der Ochse grast am Pflodk,
die Ziege an der Leine.
Mond der knabbert
klitzerklackerkleine
Sterne
und wir Kinder
Maxfaxkladderaddatz
gucken in die Ferne.
Gerne. Gerne.

1. Kind: Biene Miene tuheline
Lokomotive auf der Schiene,
im Waggon
der dicke Ballon.
Lippeticketacketick,
die Schwester macht sich schick.

2. Kind: Kinderwinde blasen,
die Katze auf den Rasen.
Der Tiger aus der Stadt
fängt eine Königsratt.
Batteballebillerille,
dem König bricht die Brille.

Erklärer: Zugucker!
So ehrlich wird kein Staat sein,
(schreit) Utopie!
Aber der Ministerrat
des Landes Produktiva

war dumm genug,
die Liebe zu verbieten.
Das erstmal in der Geschichte
(schreit) Utopie! Utopie!
daß ein Staat
seine einzige Wahrheit sagt.
Die Plakatkleber haben sich nicht geweigert,
es an die Säulen zu kleben.
Niemand
wird mehr zum Arzt gehen müssen,
um sich die Ohren
auspusten zu lassen.
(schreit) Utopie! Utopie! Utopie!

Augusta: Die Arbeiter werden
aus ihren verhungerten Herzen
Papierschiffe bauen müssen,
denn das Holz gehört den Reichen.
Die Arbeiterherzen
haben Wasserbäuche
in Produktiva.
Aber nun wissen wir Bescheid.

Schubschah: Kein Licht ohne Schatten,
sagen die Reichen
und üben in ihren Schaukelstühlen
das Gesetz von:
Bewegt sich das eine,
muß das andere fest sein.
Aber die Arbeiter
konnten die Griechen nicht lesen,
ich auch nicht.
Pappband von Heraklit
kostete 3 Mark 50,
20 Pfund Kartoffeln.
Die griechischen Arbeiter
konnten die Griechen auch nicht lesen.
Als es dann soweit war,
daß wir lesen konnten,
wurde schnell das Auto erfunden.

Augusta: Aber wir Mütter konnten
die Falten zählen
auf unseren Kinderbäuchen,

eins zwei drei vier
fünf sechs sieben.
Rufe: Kakada! Kakada!
Erklärer: Jetzt kommt zu seiner Frau Marta
Fritz Scheibeneisen,
Walzarbeiter.
Marta: Na, Fritz, hast du Geld gekriegt?
Hast du dein Herz schon
ins Klo gespült?
Wird nicht mehr gebraucht,
haben sie mir in der Wäscherei
gesagt.
Die Wäschereifrau
hat ihre Liebe,
die nicht werden will,
weil ihre Hände zu rotgeschrubbt sind,
in einen Rahmen geklebt.
Drübergeschrieben: Meisterbrief,
und an die Wand gehängt.
Fritz: Ritsch ratsch,
ich habe aus Protest gekündigt.
Bitte, bitte, das war alles,
was sie grunzten.
Marta, verstehst du,
mein Herz
hat die Stanzmaschine
plattgeschlagen,
tock tuck tock tuck
aber den Rest,
den ich noch habe,
geb ich nicht her.
Marta: Dummkopf.
Hol den Schlüssel, den
Rest schließ ich ein
in die Schublade
unten
zwischen meinen Beinen.
(Marta und Fritz gehen)
Erklärer: Die Gewerkschaft Steine,
Marmor und Marionettenbuden
hat auf der Hauptversammlung
beschlossen

und danach
bei den Unternehmern durchgesetzt,
daß die Betriebsräte —
weil sie Arbeitszeit stehlen
und wie der Direktor formulierte:
Kostbare Hände und Füße
auf Tisch und Parkett
verkümmern lassen —
auch verboten werden
(schreit)
Armer Arbeiter
im Schneckenhaus
auf den goldbeschmutzten Wegen.
Wer trägt uns rüber?

3. Bild

Erklärer: Im Haus Nummer sieben,
Litfaßsäulenstraße,
liegt Minella die Hure,
auf ihrem roten Bett.
Minella: Mein Bauch ist eine Höhle,
in die kein Kind mehr steigen kann,
woraus kein Kind mehr kommen mag.
Kürbisbauch.
Die Kinder
erschrecken die Greise nachts.
Sie stellen eine Lampe
in meinen ausgehöhlten
Kürbisbauch.
Da stehe ich,
meine runden Herrenfreunde
die Litfaßsäulen,
sabbern:
Guckt mal die Minella,
dies Gespenst,
nur mit glitzerfalschen Perlen
angezogen,
die fünf Minuten Leiter
zum traurigen Himmel
der alten Männer,

Tabakhändler
Weltraumfahrer,
ich warte auf ihn,
ein Stück Stein wie Fleisch,
Meteor vom Algenib,
ich,
die fünf Minuten Leiter
der Seeleute.
Für euch wächst Seegras,
schwarze Sargasso,
zwischen meinen Beinen.
Ich,
zum traurigen Himmel
der Statisten vom Theater,
Hamlet.
Schuster, Schuster, bitte,
klopfe Absätze
für meine zerriebenen Brüste.
Sie sollen klappern
auf dem Trottoir,
Pfennig Augen Pfennig Augen.
Da kommt der Letzte heute.
Wie ein Ruderboot
auf den spitzen Bürgersteigwogen
der Seemann mit Kupferpupillen.
Abend,
bist du frei?
Komm her.
Wieviel?
Der Letzte ist der Liebste.
Nichts.
Schwarze Strümpfe im Bett?
Und?
Hab lange im Schwarzen Meer
die Masten geölt
von den ersoffenen Schiffen.
Meerfrau?
Nicht mehr Frau.
Kind mit zerbeultem Mond
auf den Brustwarzen.
Der Mond mein Kleid,
und die Männer

Oskar:

Minella:

Oskar:

Minella:

Oskar:

Minella:

Oskar:

Minella:

zerbeulten den Mond,
mein Kleid.
Spinnst du?
Hau ab!
Der Stern Algenib
wohnt in meinem Bauchnabel.
Hau ab.

Oskar:

Minella:

4. Bild

Erklärer:

Da sitzt Produktiva
wieder auf dem Gußeisenthron
Neben ihm seine Schergen:
Verbots-, Premier-, Geld-,
und Kriegsminister.
Schwarze Raben auf der Stange.

Verbotsminister: Diese fünf Verbrecher
wurden verhaftet
bei Ausübung
der gerade verbotenen
Liebe

in Wort und Bett.
Die Schergen: Das bei uns, bei uns
in Produktiva?
Schande.

Prokö:

Verbotsminister:

Ruhe. Ruhe.
Die hier
wurden belauscht
(zeigt auf Augusta und Schuhschah)
zum Wohl des Landes,
ich wünsche, daß dem Lauscher
der Hörrohrorden verliehen wird,
wurden belauscht
bei der Verschwörung
zu einem Boykott
unseres für den Konsumenten
so wichtigen Gesetzes.

Prokö:

Schuhschah:

Augusta:

Angeklagte,
was haben sie dazu zu sagen?
Nichts.
Nichts.

Geldminister: Das ist Mißachtung
des Geldes,
der Banken,
der Subtraktion,
der Multiplikation.

Minella (lacht): Herr König,
mein Zuhälter
hat Pickeln im Gesicht
und jeder erkennt ihn.

Verbotsminister: Diese hier,
Hure von Beruf,
hat den Seemann
Oskar Hafenbraut
nicht
in ihr rotes Bett gelassen.
Somit dem Staat
wertvolle Devisen vorenthalten
und die Produktion
boykottiert.

Alle Schergen: Schande, an den Pranger!
(spucken aus)

Verbotsminister: Indizien sind hier aufgestellt:
Das unbefleckte Bett.

Produktiva: In meinem Land?

Minella: Mein Herr König,
fast sind wir Kollegen,
denn beide nehmen wir
vom Tabakhändler,
Seemann,
Hamlet,
Weltraumfahrer,
ich warte auf ihn,
ein Stück Stein wie Fleisch
Meteor vom Algenib.
Nur,
daß sie nehmen, stehlen,
stehlen, stehlen,
und alle applaudieren,
und daß ich gebe,
weggebe, weggebe,
und alle mich ansucken
(spuckt aus)

Ein kleines Loch,
das ist alles,
unser zerbeultes Leben
(zeigt auf Augusta und Marta).

Prokö (schreit): Abführen! Abführen!
Ich bin Produkt —

Schuhschab: Ja, ich weiß.

Prokö: Ich habe
ein königliches Nasenloch.

Schuhschab: Ja, ich weiß.

Prokö: Ich habe einen königlichen
Nasenbohrer.

Schuhschab: Ja, ich weiß.

Prokö: In meiner Kaffeetasse,
Meißener Porzellan,
entwarf ich die große
Seeschlacht,
die mich berühmt machte.

Schuhschab: Ja, du warst immer
der beste Schlächter.

Augusta: Hier, Produktiva,
meine Zehen, meine Finger,
meine Augen, meine Haare,
Rotgefärbt,
trägst du auf den silbernen
Tabletts herum und prahlst:
Seht, sie haben alles,
was sie sind,
mir gegeben.
Nein. Nichts.
Stopf mein Herz,
Schuhschab,
in deine zerlöchernte Manteltasche.

Schuhschab: Neben die Flasche.

Augusta: Wir lassen den Teufel aus der Flasche,
wir tun unser Herz in die Flasche,
korken zu,
Flaschenpost.
Wir können fliehen.

Beide: Wir fliehen.
Ohne Haar, ohne Zehen, ohne Finger,
in zugekorkten Flaschen,

Johannes Schenk: Produktiva

die Meeresströme fließen genau.
Jemand wird uns finden und uns aufmachen.
(Schwarze Polizisten schleichen zu Augusta und Schuhschab.)

Polizisten
(schreien): Halt.
Wir sind die Gewalt.
Halt,
die Staatsgewalt.

(Kratzen in den Litfaßsäulen.)

Guntram Vesper
Vorgeschichte einer Bewerbung

Wondraschek, dem Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Personen nicht nachgesagt werden kann, verläßt gegen eins das Bett und schreibt eine Bewerbung. Er wünscht sich eine Stellung als Vertreter der Encyclopaedia Britannica. Seine Frau wird das zeitig genug erfahren.

Vor zehn Jahren, noch während er in Marienfelde seine Verhältnisse regelte, kam Karl-Heinz Wondraschek über einen Schulfreund, der inzwischen als Verfasser von Gedichten (und als Schwiegersohn eines Betonfabrikanten) bekannt geworden ist, dessen dünne Bücher Wondraschek Besuchern mit Vorliebe zeigt, auf Widmungen ausdrücklich hinweisend: ein lieber Freund von mir mein ältester mein bester, mit einem Kreis von Graphikern, Druckern, Trinkern und Zirkusleuten in Berührung, bewogen ihn diese Bekanntschaften, den nächsten und zahlreiche folgende Termine für den Ausflug nach Westdeutschland nicht wahrzunehmen, vielmehr erhielt er sich den Sommer über als Zeltarbeiter, half dann dem Besitzer einer Handpresse, eignete sich die Druckersprache an, erlernte den Satz, konnte am Ende ein Buch binden. Damals wird sich seine Neigung zur Religion als Ballast erwiesen haben.

Finanzielle Sorgen macht sich Wondraschek öfter: bis zum Sommer 1966 werden ihm monatlich zweihundertfünfzig Mark Stipendium überwiesen, davon bezahlt er das Zimmer (achtzig Mark), mittags die Mensa (dreißig Mark), Gas für Heizung und Herd, Klopapier, Marmelade, Nägel, jede Art Kleidung, Zahnpasta, Romane, Lehrbücher, Butter, Die Welt (im Abholabonnement), Salz, Glühbirnen, Reißzwecken, Limonade, Haarschnitte, Präservative, Kaffee, Reis, Packpapier, Porto, Zigaretten (fünfzig Mark), Hefte, Tinte, Waschmittel, Schuhe, Uhu, Stempelfarbe, Öl, Pfeffer, Bier, Äpfel, Büroklammern, Streichhölzer, Kinobesuche, Tempotaschentücher, Tesafilm, Spüli, Tee, Käse, Nachnahmen, Wurst, Kartoffeln, Haarwasser, Busfahrten, Geschirr, Brot, Zwiebeln, Schnellhefter, Telefongespräche, Duschen im Stadtbad, Seife, Kugelschreiberminen, Rasierklingen, Schnellreinigung. Er bezieht zahlreiche Bücher aus Versandantiquariaten, Buchgemeinschaften, Rabattringen, läßt die Rechnungen zu Zahlungsbefehlen und Pfändungsbeschlüssen werden, drei Buchhändler in G. führen ihm ein Konto, Kunstgesellschaften, literarische und graphische Reihen, Serien, Zeitschriften haben seinen Namen in der Kartei. Wondrascheks Wintermantel

kostet dreihundertzweölf Mark. An den ersten vier oder fünf Abenden des Monats wirft er Freirunden in den Gastwirtschaften der Schloßstraße, der Speckgasse, am Judenplatz, ist den Stammgästen, Wirten, Serviererinnen vertraut, vielleicht würde man auf ihn warten, wenn er ausbliebe. Einmal kauft er vier Schlägermützen und kündigt an, er wolle auch den restlichen Wochentagen eine Kopfbedeckung verschaffen.

Durch Zwitter, den Almanach der Galerie im Zentrum, von Wondraschek zusammengestellt, gedruckt, gebunden und Stück nach Stück für beträchtliches Geld verkauft, ist er endlich denen bekannt, in mehreren Eigenschaften vorstellbar geworden, die mit Büchern und überhaupt Gedrucktem was vorhaben in der Stadt; beinahe wäre hier von Ruhm zu sprechen, wenn der sich auch in Grenzen, in der Bannmeile von G. gehalten hätte, mit den letzten Häusern zu Ende gewesen wäre, die Felder, Wiesen, Baugruben, Schrottplätze am Stadtrand, wo sich mehr als Wondrascheks Ruf zutodegelaufen hat, nicht hätte überwinden können; abgesehen von einigen Inseln, Vorposten, Dörfern in der näheren Umgebung: also Barlissen, Bremke, Roringen, dort hatten Maler und wie der Einheimische das sah: Dichter, wenige zwar, aber klangen die Namen nicht gut für geschulte Ohren im Umkreis eines Tagesmarsches und manchmal weiter, einen halben Hof ohne das Land für Fünfzehntausend oder eine ausbaufähige Scheune ins Eigentum gebracht. Ist durch die Post eine Einladung in ländlicher Wohnung ausgeliefert worden, klopft der oder jener, hat er in G. zu tun, bei Wondraschek, muß eintreten, im lederbezogenen Besuchersessel Andacht halten, darf Tee trinken; das Treffen entscheidet der Gastgeber für sich, wenn ein Maler gekommen ist: mit dem Vorzeigen von Graphiken aus seinem Besitz, wenn er einen Schriftsteller empfangen hat: durch vorbereitete, griffnahe Bücher oder, bei weniger festgelegten Opfern des schwarzen Stuhles, mit Namen als vertraut ausgegebener Künstler und Professoren, die er nach der wahrscheinlichen Wirkung wählt, mißt Teilerfolge keinen Wert bei, erwartet den Endsieg und zieht Gewinn ein in der individuellen Münze der Bewunderung, des Neides, der Unterwerfung, indem er Drucke, Mappen, Blätter auf den Dielen auslegt und das Fest erst feiert, nachdem der andere vorübergebeugt kniend sich ihnen gewidmet hat. Auf dem Heimweg denkt man über Wondraschek nach. Assistenten am Seminar für deutsche Philologie, braunäugig, weichhäutig, zu einer Vielfalt zärtlicher Empfindungen begabt, machen ihm Buchgeschenke. Als das städtische Journal über Wondraschek und seinen Zwitter den Bericht: „Eine bibliophile Kostbarkeit entsteht“ gedruckt hat (Bildunterschriften: Hier entstand Wondrascheks Zwitter; Wondraschek im Gespräch mit Peter Rühmkorf), trägt er mehrere Tage, wenn er ausgeht, das Heft in der Hand, kann er sich bestätigt fühlen, weil ein Student im Gambrinus ihn nach den Photos erkennt.

Seine Mutter hat entweder mit der Saale hellem Strand oder dem Uta-Eckard-Gehäuse täglichen Umgang, wohnt in Weißenfels, Naumburg; über Gründe befragt, warum er aus Naumburg (oder Weißenfels) weggegangen sei, so von den

alliierten Abwehroffizieren im Lager, vermag er keine ausreichende Antwort zu geben; es liegt der Gedanke aber nahe an häusliche Unstimmigkeiten, an Stiefvater, Schwestern, Mutter, Großmutter, was sich zur Familie gemacht und den Konfirmanden im Lodenmantel (das fettige Haar im Abort bei elektrischem Licht, weil es gegen sechs erst und beinahe noch im Winter war, makellos gescheitelt auch am letzten Morgen), mit der Bibel im Pappkoffer und einem schlagenden Gewissen wegen des Fahrgeldes aus dem Küchenschrank auf die Reise gebracht hatte. Märzsonnens geht er aus der Haustür in einen kalten Regen, der Wind treibt seinen Mantel auf, als er die Straße des Friedens verläßt und in Weißenfels, in Naumburg über den Bahnhofsvorplatz läuft; hungrig steigt er am Nachmittag aus dem Zug; er wird im Gespräch sein, wo er herkommt.

Karl-Heinz Wondraschek studiert im zwölften Semester Germanistik und Geschichte. Während er ohne nennenswerte Verzögerung alle Scheine der Germanistik macht, bereitet ihm die für den Besuch des geschichtlichen Hauptseminars erforderliche Zwischenprüfung unüberwindliche Schwierigkeiten, darf er die Klausur im Sommer 1965 nur mit Genehmigung des Rektors schreiben, muß er sich zahlreicher in seinem Zimmer tätiger Helfer für den lateinischen Teil der Arbeit, einiger zwischen Seminartoilette und Schloßstraße fungierender Zuträger bedienen, kann er wesentliche Fragen zur antiken Geschichte nicht beantworten. Nach einem weiteren Mißerfolg im Oktober 1966 wäre für neue Versuche ministerielle Erlaubnis nötig. Karl-Heinz Wondraschek ist sechsundzwanzig und seit drei Monaten verheiratet.

Die Beschreibung seines Charakters wird nicht versucht. Was angeboren, was erworben ist, was wiewannwarum wirksam, handlungsbestimmend wird, läßt sich bei ihm nicht ohne weiteres erkennen, lediglich affektive und unverhältnismäßige Reaktionen sind seinen Freunden (viele nennt er, nennen sich das) offenkundig.

Im Februar besucht er mit seiner Verlobten Johanna Kellermann, einer an der Volksschule in Hitzacker angestellten Lehrerin, den Faschingsball der Universität. Während er an der Theke Lob für den Almanach Zwitter einnimmt, tanzt die Kellermann mit einem ehemaligen Verehrer und mehr vielleicht, gestattet gewisse Berührungen, bis Wondraschek sie nach zwei Stunden sucht, eine Auseinandersetzung herbeiführt, die lautstark eine Tanzpause überbrückt, betont, sie sei schon von der letzten Tagung mit Knutschflecken zurückgekommen: auch von so einem Lehrerschwein, sie: Hure verdammte nennt und ihr, mit geringem Nachdruck allerdings, den Handrücken ins Gesicht klatscht. Anschließend hat er vor der Mensa eine Schlägerei mit dem Rivalen, nach deren Beendigung durch zahlreiche Zuschauer er den Ring (Johanna 16. 4. 1964) abstreift und in eine Maulbeerhecke wirft: Nutte die blöde verrecken soll sie. Der Ring wird erst am anderen Mittag gefunden, trotzdem verbringen Wondraschek und die Kellermann die Nacht in einem Bett, notgedrungen.

Wahllose Streitigkeiten, die Wondraschek nach Alkoholgenuß mit Einleitungen

wie: du Weib mit deinem Hexenzahn, eine Hure ist deine Alte, schwule Sau eröffnete und später durch Briefe, Anrufe, abbittende Reden vergessen, ungeschehen machen wollte, ließen an Unzufriedenheit denken, die ihn zu Orten trug, an denen er anderntags voll Heimweh erwachte, vermuten auch, er könnte dieses Hin und Her, Gutfreund, Gutfeind nötig haben. Allerdings begrüßte er die Ohrfeigen der französischen Sängerin nicht, die er gegen Morgen (niemand konnte sagen warum) in der Galerie Puffmutter genannt hatte.

Neben einer umfangreichen Schallplattensammlung hat er nach eigener Angabe mehr als tausendzweihundert Bücher in seinem Zimmer. Links vom Fenster, zu dem der Schreibtisch in spitzem Winkel steht, verdeckt ein Regal mit Lehrbüchern (zwei Wochen habe ich gebraucht sie in Packpapier zu schlagen) die halbe Längswand; der Kleiderschrank, auf dem Wondraschek Zeitschriften bis zur Decke stapelt, und mehrere Hängeborde mit Bibliophilen, der Sonne unerreichbar, schließen sich an; auf dem Fußboden hat er Papierstöße für seinen Verlag „Westdeutsche Drucke K.-H. W.“ gelagert; dem Fenster gegenüber, neben der Tür, sind Gasheizung und Kocher untergebracht; an der zweiten Längswand folgen der Ledersessel und zwei andere mit Sitzflächen aus Papierbindfaden, ein Tisch; dem Fenster am nächsten und tagsüber zugedeckt das Bett; über die Wand ziehen sich fünf Bretter mit Büchern; Bücher liegen auf dem dunkelgrauen Sisalteppich, drücken Teller in die Tagesdecke, schließen Tassen und Teller ein. Zum Zimmer gehört ein Vorraum mit Waschbecken. Durch die Spanplatte hat Wondraschek ein Loch gebohrt; seine Verlobte stellt ihn, als er seine Nachbarinnen aus der Schweiz bei der Abendtoilette beobachtet.

Zu den Wirtsleuten hat er ein gutes Verhältnis. Bis auf drei sind alle Zimmer in den drei Häusern der ehemaligen Kohlenhandlung in der Schloßstraße 53 an Studenten vermietet. Bei Renovierungen (die selten sind) darf er dem Hauswirt zur Hand gehen, dafür und für anderes erhält er einen Nachlaß von zehn Mark auf die Miete, darf er Kündigungen aussprechen, und sonntags wird er manchmal zum Essen eingeladen. Ist er krank, kauft die elfjährige Tochter für ihn ein. An Geburtstagen, nachdem die Gäste gegangen sind, kann er kommen und mit dem Ehepaar trinken, erzählt ihm der Mann, regelmäßig, er könne mit seiner Frau nicht mehr schlafen: nur noch kitzeln mein Junge das ist hart.

Johanna Kellermann, jüngere Tochter eines pensionierten Oberschuldirektors aus Celle und unter Anleitung der zehn Jahre älteren Schwester aufgewachsene Halbweise, die im zuendegegangenen Semester ihre Lehrprüfung bestanden und eine Anstellung in Hitzacker greifbar hatte, verlobte sich mit Wondraschek im April 1964. Während er Bekannten häufig ihre Brüste beschreibt, sie euterähnlich, göttlich nennt und die Hände wölbt, öffnet er Freunden die Schreibtischschublade und überläßt ihnen das Glanzpapier mit der nackten Verlobten zwischen den Sylter Dünen für ein Gutachten: diese einmalige Stellung was, ruft er, diese Zitzen da kann deine spitzbusige Alte nicht antreten, aber der Betrachter übersieht die kantigen Hüftknochen nicht.

Letzten Endes machte auch die Verlobung keinen Eindruck auf ihn, vielmehr brachte er Anfang Mai ein Mädchen nach Hause, das er im Kleinen Ratskeller kennengelernt hatte; er zog sie am Wall auf eine Bank, küßte sie lange, griff nach ihrer Brust, drückte erst die Hände, dann den Kopf dagegen, sagte nichts, bahnte sich mit der Linken einen Weg durch Mantel, Bluse, zwängte sie unter den BH und ließ den Kopf folgen, bis seine Lippen die Warze umspannten. Mehr, erzählte er, habe er nicht gewollt, wenn das auch möglich gewesen wäre, wenn sich auch ihre Schenkel gespreizt hätten. Auf weitergehende Begleitung mußte das Mädchen verzichten, er hatte sich, von Kopfschmerzen sprechend, verabschiedet, außer Sicht blieb er im Schatten eines Baumes stehen, drückte sich gegen die feuchte Rinde und onanierte. Den Kleinen Ratskeller betrat er mit den Worten: Alles hätte ich mit ihr machen können alles!

Als er eines Mittags auf der Treppe den gleichfalls in der Schloßstraße wohnenden Kreil traf (der hin und wieder in hektographierten Blättern kurze Gedichte unter seinem Namen stehen hatte und oft auch noch dafür zahlen mußte, daß er Leuten mit noch weniger Erfolg bekannt wurde), erzählte der ihm von einer Anthologie, die ein gemeinsamer Bekannter in Berlin drucken lassen wollte; das bewirkte einen die Vorlesung versäumenden, am Schreibtisch sitzenden und die erforderliche Liebesgeschichte schreibenden Wondraschek. Offensichtlich war er mit sich zufrieden, als er Kreil abends von einem Paar vorlas, das zur Verlobung, als Liebesbeweis (der spielt in der Literatur des Mittelalters eine große Rolle denk nur an die Feuerprobe) seinen vermengten Kot von Untertassen aß (nimm den Teller und geh aufs Klo lege auf ihn was aus dir kommt) und sich küßte. Die Geschichte, Wondraschek gab ihr den Titel: Asseln, wurde zum Herausgeber auf den Weg gebracht; Kreil stellte sich dessen Gesicht vor.

Die Verbindung von Wondraschek und Johanna Kellermann galt in G. zu unrecht als lösbar; man erzählte, er habe, in der Celler Wohnung des Schwiegervaters und der unverheirateten Schwägerin alleingelassen, die Sachen seiner Verlobten durchsucht und sei auf Briefe an die Schwester gestoßen, er habe lesen können, daß die Kellermann, während er, zum ersten und letzten Mal, die Mutter in Naumburg (oder Weißenfels) besuchte, mit einem Assistenten vom Gerichtsmedizinischen Institut in seinem, Wondrascheks, Bett gelegen hatte: beide wir nackt ich sehr gereizt aber er hatte viel getrunken und wachte nicht auf. Über diesen Brief, wußte man, habe er mit ihr nicht gesprochen.

Die Sommerferien 1964 durften sie bei einem seiner Schulfreunde in Nienburg verbringen. Johanna Kellermann fragte dort am letzten Tag, wer der Soldat auf dem Photo im Wohnzimmer sei, und die Hausfrau sagte: mein Mann er fiel als ich so alt war wie Sie. Die Kellermann sagte: selbst dran schuld, habt alle mitgeschrien; das wollte Wondraschek nicht passen, wenn er auch den Mund hielt. Der Koffer lag schon gepackt auf dem Bett, in dem sie zusammen geschlafen hatten, als er den Rasierapparat im Nachttisch fand und auf die eingepackten Sommerkleider legte. Sie sah Falten entstehen und warf das neue Gerät (ein

Geschenk von ihr) auf den Fußboden; Wondraschek schrie, was sie mit seinem Rasierer machte, sie schrie, mit dem könnte sie machen was sie wollte, der sei schließlich von ihrem Geld bezahlt.

Gelegentlich erreichten ihn aus Hitzacker kleinere Beträge, aber Johanna Kellermann verbrauchte ihre achthundert Mark nicht zuletzt für die Anschaffung antiker Möbel, den Kauf von Meißner Porzellan, sagte, wenn sie gerade wieder ein halbes Gehalt für die Instandsetzung preisgünstiger Biedermeiersessel aufgewendet hatte: davon verstehst du Bauer nichts.

Sie wußte, daß ihre Vorgängerin schwanger gewesen war; Wondraschek kam zu allen Apothekern in G. und bat um Amenyl, seine Frau habe das Rezept verloren (am rechten Ringfinger glänzte geliehenes Gold); eine Roßkur wird ihm vorgeschwebt haben, die sich mit sechs Tabletten nicht verwirklichen ließ. In einem Dorf bei Hanau hatte er Glück und durfte sechshundert Mark auf den Schreibisch des Arztes legen; er zahlte einem Freund noch ab, als die Kellermann zu ihm stieß.

Das blutende, über schneidende Schmerzen im Unterleib klagende, auf dem Rücksitz liegende Mädchen hinter und den Schulkameraden neben sich am Steuer, trank er während der zweihundert Kilometer Autobahn reichlich Korn, stellte sich in einer Raststätte, wo sie keinen Platz bekamen, vor einen Tisch und schrie: Kapitalistenschweine sollt krepieren mit euren fetten Ärschen, bis zwei Kellner ihn vor die Tür brachten. Im Auto sagte das Mädchen, sie fände es mies, daß er seine Komplexe so abreagierte; er drehte den Kopf und spuckte ihr ins Gesicht: verdammtes Aas.

Im Juli 1966, Wondraschek studiert das elfte Semester, läuft sein Stipendium aus, heiratet er die Kellermann mit zögernd gegebener Einwilligung des Oberstudiendirektors, beantragt für den Abschluß seines Studiums ein Darlehen, das ihm nicht gewährt wird, da er eine unterhaltspflichtige Ehefrau hat; wenn die ihm auch selten schreibt und ihn nur alle zwei Monate treffen will. Seit der Hochzeit überweist sie an jedem Ersten hundertfünfzig Mark. Im Oktober legt sie das zweite Lehrerexamen ab. Daß er zur gleichen Zeit die Zwischenprüfung nicht bestanden hat, weiß sie nicht.

Nach den Flitterwochen in Celle fuhr Johanna Kellermann, die ihre Prüfung vorbereiten wollte, nach Hitzacker, Wondraschek sollte in G. für die Aufnahme Klausur ins Hauptseminar arbeiten. Er brachte das Gepäck in die Schloßstraße; zwei Stunden später wurde er bei Karstadt von einem älteren Mann im braunen Anzug aufgefordert, ihm zum Geschäftsführer zu folgen (wie in einem Groschenroman, dachte Wondraschek), stellte sich heraus, daß er in der inneren Manteltasche das dtv-Buch: Der Tod des Vergil, aber keine Quittung hatte, der Hausdetektiv wollte ihn beobachtet haben. Wondraschek leugnete nicht, unterschrieb ein Protokoll, verzeichnete noch immer die Anrede: Herr für sich, verließ ohne Gruß das Chefbüro, vor dem etwa zehn Leute in seiner oder einer ähnlichen Situation warteten, und das Kaufhaus, das er nicht mehr betreten

durfte (Hausverbote sind dazu da daß sie nicht beachtet werden, sagt er). In der folgenden Woche schrieb seine Mutter, sie habe einen kurzen Brief von der Frau des Bruders Joachim aus Frankfurt bekommen, Joachim sei plötzlich gestorben. Genaueres, schrieb die Mutter, wisse man nicht, es seien aber, da der Tote einigen Nachtclubs die Bücher geführt habe, Unregelmäßigkeiten und Selbstmord möglich. Wondrascheks Gedanken begannen, öfter eine bestimmte Richtung einzuschlagen, er hatte den Eröffnungsbeschuß im Briefkasten gefunden und befürchtete eine Haussuchung; seine Bücher waren nicht alle gekauft, vielmehr hatte er sich über Jahre in den Buchläden von G. regelmäßig und mit System bedient, davon zeugten Gesammelte Werke von Lessing, Goethe, Schiller, Fontane und besonders zwanzig Bände Brockhaus. Aus dem Antiquariat in der Judengasse hatte er jede Woche einen kleinoktaven Wieland mitgenommen, nach fünf Monaten konnte er einen Ehrenplatz im Regal freimachen. Einige Male ging er von der Buchhandlung Deuermüller geradenwegs die hundert Meter zum Antiquariat Hölz, erst als dort der Inhaber, ein schwerhöriger, spitzbärtiger alter Mann, der von seinen Kunden verlangte, daß sie Aktentaschen an der Tür abstellten (Wondraschek erregte sich deshalb oft), fragte, was die Bleistiftzeichen (Lagernummern der Buchhandlung) neben der Auszeichnung in den taufrischen Stücken bedeuten sollten, unterließ er das Direktgeschäft. Er erinnerte sich an eine Fahrt vor zwei Jahren, die mit Zweck und Folgen noch nicht unter die Verjährung fiel; er hatte sich damals einen Volkswagen geliehen, war bei Frankfurt von der Autobahn gebogen und in vier Tagen (für die Nächte hatte er ein Zelt) über Wiesbaden, Mainz, Koblenz, Bonn, Köln, Düsseldorf, Münster, Nienburg zurück nach G. gekommen. Seine Bibliothek wurde um Bücher für beinahe viertausend Mark vermehrt; ein ganzer Tag war erforderlich, den genauen Betrag auszurechnen. Zur Unkostendeckung verkaufte er fünfzehn moderne Romane um den halben Preis.

Daher, und obwohl er Zeichen, die auf die Herkunft seiner Bücher hinweisen könnten, ausradiert hat, fürchtet er eine Haussuchung. Aber schon im Oktober verurteilt ihn das Amtsgericht in G. zu vierzig Mark Geldstrafe (ersatzweise vier Tage Haft) wegen der Karstadtssache (er läßt sich von einem Kandidaten der Rechte, dem Freund aus Nienburg, beistehen, jedoch zeigt der Richter für die Abstraktionen des Studenten kein Verständnis, hält sich nicht an die mit dem Staatsanwalt vereinbarte Einstellung wegen Geringfügigkeit), wird zudem das Revisionsbegehren (Wondraschek hat wegen der Anwaltskosten seinen Wieland in Kassel verkauft) abgewiesen, gilt er für die nächsten zehn Jahre als vorbestraft. Er müßte jemandem das Leben retten, um auf dem Gnadenweg ein makellofes Führungszeugnis zu erhalten, das er der Prüfungskommission vorlegen kann. Damit rechnet Wondraschek nicht.

Oliver Behnssen
Gedichte

ANKUNFT DER ROSE

Der Unschuld einer Bogenminute entrissen durch mich.
Die Ankunft dieser Sekunde, weiß und bedeutungsberaubt.
Die Einfalt der Erde hat sich um ihre Achse gedreht.
Die Sprache der Schatten bleibt ohne Gleichnis.
Die Armut der Armen ist nicht mehr von dieser Welt.
Die Regierenden blicken verklärt aneinander vorbei.
Das Tempo des Horizonts wird im Auge zur Linie.
Bis jetzt ist noch keiner davongekommen.
Die Angst vor der Ankunft der Schönheit ist gänzlich
von dieser Welt.

SALVADOR DALI

Der Stier
auf der Kirchturmspitze
schreit wie am Speiß.

Die ganze Kirche zittert.

Doch der Turm
ist fest in Gottes Hand,
sagt meine Madonna,
die Hexe.

Oliver Behnssen: Gedichte

HIMMELSCHLÜSSEL OLIVE

Dichtet nur, ihr Metzgergesellen,
ihr Architektentöchter,
ihr Kuttelfleckenfresserganoven:
schwarze Olive, reife Olive, bittere Olive, liebliche.

Dichtet nur, ihr Kreidekreisweiber, mühselig und beladen,
Playboys, mühselig und beladen,
ihr christlichen Gewerkschaftler:
schwarze Olive, reife Olive, bittere Olive, liebliche.

Dichtet nur, ihr Hirsezüchter,
ihr H-Bombenkalfakter,
ihr feurigen Mistinguetten:
schwarze Olive, reife Olive, bittere Olive, liebliche.

Dichtet nur unter dem Milchholzwald,
dichtet nur über der himmlischen Holzmilch,
zeigt Phantasie in der hohen Politik:
schwarze Olive, reife Olive, bittere Olive, liebliche.

Dichtet nur, ihr schwarz-weiß-rot-gelbhäutigen,
blaublütigen, ungeheuer lebenswürdig verblutenden,
längst schon verstorbenen, dichtet nur, Freunde,
seid lustig!

DIE BRATWURSTGLOCKE

Auf die Stunde, die dich packt.
Auf den Weg, der dich zerhackt.
Auf den Tiger, der dich küßt.
Auf dreißig blaue Granatäpfel.

Ich schenke dir eine Bockwurst.

Auf die Not, die liebe Not.
Auf den Wurm, der dich zersticht.
Auf das Auge, das dir bricht.
Und auf die schöne Gewöhnung.

Ich schenke dir eine Bratwurst.

Auf die Stunde, die nicht kommt.
Auf den Weg, der keiner ist,
Auf den Tiger, der dich frißt.
Auf dreißig schöne Frauen des Mittelalters.

Je eine Bockwurst, eine Bratwurst.

Auf die Präzision der Triebe.
Auf die große, große Liebe.
Auf das liebe bißchen Geld.
Auf das Beil, das runterfällt.

Je eine Bockwurst, eine Bratwurst.

FÜR DIE ERPRESSTEN

Einen Beruf muß man haben.
Für die Erpreßten steht das fest.
Und ganz und gar in Ordnung
fanden das schon immer die Erpresser:
Schließlich muß man doch leben.

Eine Familie muß man gründen.
Für die Erpreßten steht das fest.
Und ganz und gar in Ordnung
fanden das schon immer die Erpresser:
Schließlich muß man doch lieben.

Seine Ruhe muß man haben.
Für die Erpreßten steht das fest.
Und ganz und gar in Ordnung
fanden das schon immer die Erpresser:
Schließlich muß man doch das Leben genießen.

Soldat muß man werden.
Für die Erpreßten steht das fest.
Und ganz und gar in Ordnung
fanden das schon immer die Erpresser:
Schließlich muß man doch sterben.

Ein gutes Gewissen muß man haben.
Für die Erpreßten steht das fest.
Und ganz und gar in Ordnung fanden
das schon immer die Erpresser:
Schließlich muß man doch weitermorden.

Erpreßte werden bestenfalls lakonisch.
Für Psychotherapeuten steht das fest.
Die Dümmeren werden bestenfalls dämonisch.
Für Psychopathologen steht das fest.
Die Klügsten werden nicht einmal ironisch:
Humor muß man haben.

Und für Kanoniker steht fest:
Erpresser werden bestenfalls kanonisch:
Achtung! Feuer frei! Für mich steht fest:
Selbst Humanisten schießen bestenfalls platonisch:
Kultur muß man haben.

EIN STEAK IST EIN STEAK

Ich sage nicht,
ein Steak ist ein Luftballon.
Ich sage nicht, Liebe ist Liebe.
Dazu sage ich überhaupt nichts.
Ich sage nicht,
eine Frau ist eine Frau.
Es gibt da keine Unterschiede.
Ich sage nicht,
ein Haus zu haben
ist eine merkwürdige Sache,
die Ehe eine Einrichtung,
die Familie ein Unding,
Kinder sind überflüssig, schrecklich.
Ich sage nicht,
ein Steak ist ein Kaugummi.
Nicht, Liebe ist Liebe.
Ich sage nicht,
ein Trinker ist ein Säufer.

Dazu sage ich überhaupt nichts.

SCHWULE MEIERS III

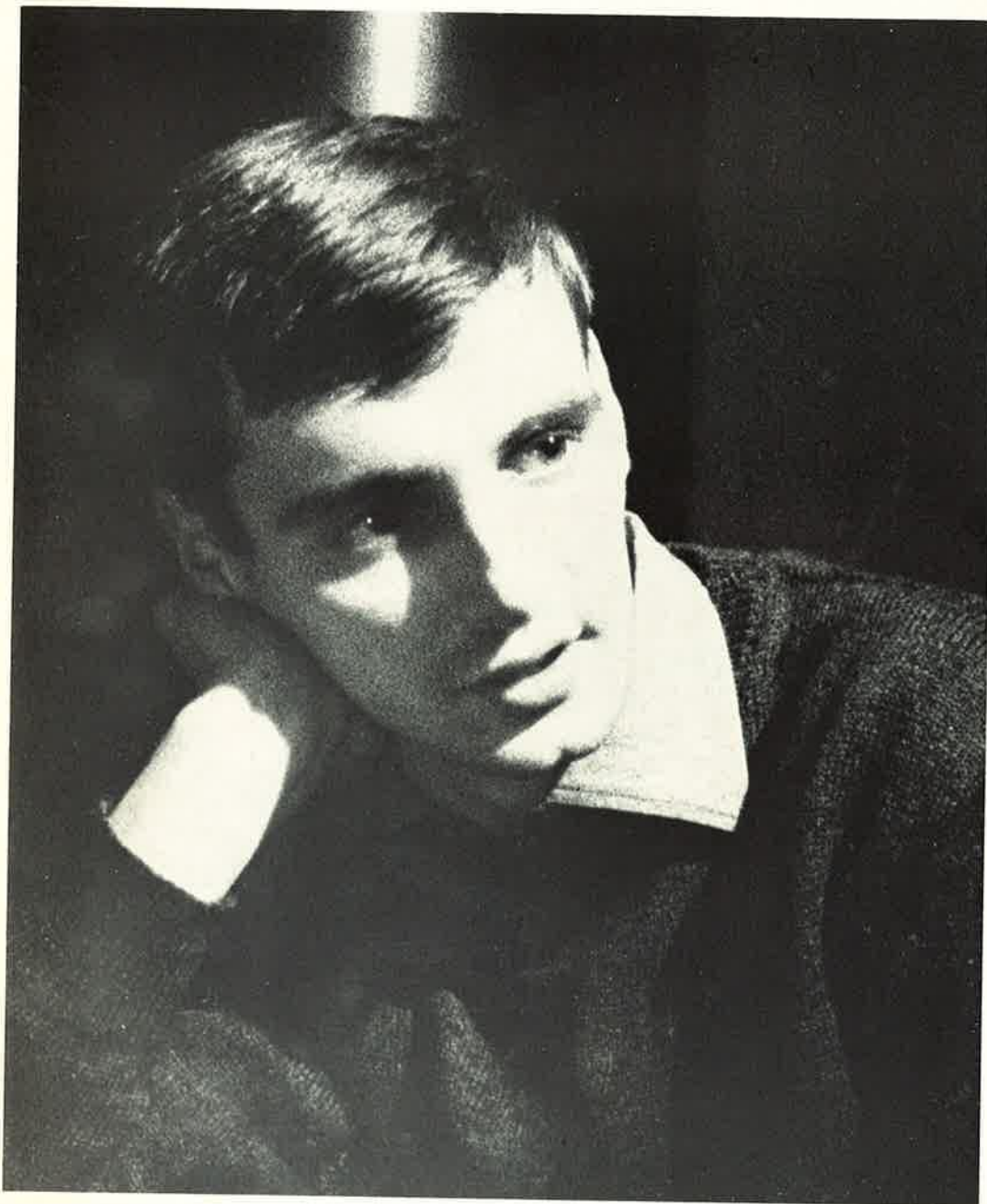
(Eine Blasphemie)

Lasterhafte Schuld und Sühne
treibt ihm Flocken ins Gesicht
und ein Wurm sticht durch die kühne
Lästerhaut bis ins Gedicht.

Schwule Meiers ist begraben.
Doch sie fanden seine Frau.
Und die hat auch schon gestanden.
Und nun wissen sie's genau.



Johannes Schenk



Guntram Vesper

Und die bösen Hintermänner,
die erfanden seine Frau,
erst verbanden sie die Kenner,
und nun wissen sie's genau.

In der freundschaftlichsten Weise
ward' die Hoffnung ihn'n geraubt.
Und nun drehen sie sich im Kreise,
daß es grade nur so staubt.

Schwule Meiers, längst begraben;
doch sie fanden seine Frau.
Und nun fressen ihn die Raben.
Und es holt ihn Kohlenklau.

Und der einst so riesenkühne,
ihm verlosch das Bühnenlicht.
Der spuckt nicht mehr auf die Bühne.
Den packt niemals mehr die Gicht.

Der rammt nichts mehr auf der Rampe.
Ihm verlosch das Rammellicht.
Und bald liegt er in der Pampe
seiner Würmer, Stich für Stich.

Einstmals kühn und nicht zu fangen,
— Trost gespendet hat er nicht.
Heute wär er längst gehangen.
Leider lebt der Bursche nicht.

MR. K. KROLOW'S MONDAY MORNING POSTSCRIPT

Winziger
als die Nacht
vor der Stunde meiner Geburt,
wird mein Tod sein
der kleine Schrei einer Frau,
Duft zwischen Salbei und Rainfarn,
unter Bocksbeerdickicht
der Geruch von dürrer,
vertrockneten Mondrautenkraut
und, wenn es an Sommersonntagen
das zweite Mal
zum Kirchengang läutet,
der bei allen Konfessionen
gleichmäßig enorme
Aufwand an Sonnenbrillen.

Mein Tod wird sein,
winziger
als ein Himbeersonnenbrillengebüsch
— „zierlicher Vorgang“ —
der kleine Schrei einer Frau,
in lila Luft getaucht.

Reinhard Hummel
Die Stube

So war das jeden Tag:

Die Ladenglocke, ein Pfund Zucker, zwei Zitronen, Büchsenmilch und Margarine — ein bißchen Käse, und wie geht's sonst? — vielleicht noch Aufschnitt von allem etwas und Kaffee noch, und Ihnen selbst? — oh danke, und der Mutter, immer rüstig, immer rüstig, wieviel darf's sein, ein halbes Pfund gemahlen bitte — Rheuma, Wetter, Asthma, zehn Mark zehn und neunzig bitte sehr — und eine Schokolade noch, für die Kleinen, jaja die schleckern was zusammen und eins dreißig sind's dann noch — ich danke schön auf Wiedersehn auf Wiedersehn . . .

Ein Nicken an der Tür, und Inge atmet einmal schwer, geht in die Stube nebenan und setzt sich auf das Sofa, und die Mutter läßt fragend die Zeitung sinken.

„Frau Mayer“, sagt Inge und greift nach der Illustrierten: Neues Waschen — Afrikas jungfräuliche Wälder — Frauen werden schlanker, Frauen werden dünner — Das Geheimnis Ihrer Beine, Das Vermächtnis Ihrer Brüste — Frauenärzte vor Gericht — Mein Mann ist mir nicht treu — Sex in Tokio — Neue Lebenskraft durch Traubensaft — Die Jugend von heute, intime Fragen, Vorher/Nachher, keine Sommersprossen mehr — Ich will nicht mehr leben, Liebe in Deutschland mit Abbildungen neunzehn Mark achtzig . . .

Und täglich ein Ärgernis, die Schuljungen etwa, die kommen: „Für einen Pfennig einen Bonbon!“ und schimpfen und drohen, und draußen vor der Ladentür ihr Schreien: Alte Hexe! Alte Hexe!

So war das jeden Tag, eine lächelnde, kleinstädtische Eintönigkeit — jeden Tag Frau Mayer, Frau Fitzel, Frau Ypsilon — die Mutter, die Zeitschriften, ein Ärgernis! Jeden Tag!

Nichts geschah und nichts wurde getan. Nur manchmal ging vielleicht etwas entzwei, quietschte die Schranktür, funktionierte das Licht nicht, wackelte der Sessel. Eine dürftige Abwechslung dann für Inge, über die Straße zu gehen, durch die Sonne, zu einer Zeit, wo sie sonst im dunklen Laden stand, hinüber zur Tankstelle, um einen von den Jungs zu holen. Sie hatten die Tankstelle gepachtet, und Inge hätte dem Meister dort befehlen können. Aber sie fühlte sich gehemmt ihm gegenüber.

Sie bleibt neben ihm stehen, dessen Oberkörper unter einer Motorhaube verschwimmt.

„Schicken Sie doch mal einen von den Jungs rüber, unsere Schranktür klemmt!“
„So!“ sagt der Meister nach langer Pause und dreht den Kopf mit einem unmerklichen Grinsen.

„Na, schön!“ sagt er.

Jemand in seinem Volkswagen lächelt, ein vielleicht nicht unsympathisches Lächeln. Und Inge geht wieder zurück, durch die Sonne, über die Straße.

„Also, hier weiß man doch nie, ob die Sonne eigentlich scheint oder nicht“, sagt der Herr in seinem Volkswagen und sieht Inge nach.

„Joho“, macht der Meister hinter der Motorhaube hervor, „die viele Industrie hier...!“

Inge war neununddreißig, fünfzehn Jahre führte sie nun den Laden, seit ihr Vater gestorben war. Seit fünfzehn Jahren erhob sie sich auf das Zeichen der Ladenglocke, ging hinaus in den Laden, seit fünfzehn Jahren war sie gleichbleibend freundlich bei immer denselben Fragen, kam zurück in die Stube, hatte fünfzehn Jahre denselben Weg, um den ovalen Tisch herum, an den gestapelten Kisten vorbei, zwängte sich zwischen Sessel und Regal hindurch, trat auf die Stelle, wo die Dielen knarrten, warf einen Blick durch das Fenster auf zwei Apfelbäume und wucherndes Gras, zog die Decke überm Tisch zurecht, setzte sich, griff nach der Illustrierten. Nichts war geschehen in fünfzehn Jahren. Sie hatten wohl den Laden modernisiert, sie hatten Anschaffungen gemacht, hatten das Haus gebaut, einen neuen Wagen gekauft, sie waren wohlhabend geworden, — alle Welt war wohlhabend geworden, hatte Häuser gebaut, Wagen gekauft, Altes modernisiert. Aber die Stube war geblieben, wie sie immer gewesen war, achtlos mit herübergenommen aus großväterlichen Zeiten: düster, verstaubt, unordentlich. Hier in der ausgesessenen Sofaecke verbrachte Inge ihre Zeit, und sie hatte sich fast daran gewöhnt, daß es so war, in fünfzehn Jahren.

Wenn ihre Mutter verweist war, blieb Inge in der Stube allein von morgens acht bis abends sieben, und nachher noch, bis es Zeit war, nach Hause zu gehen, um sich fürs Schlafen einzurichten, saß noch ein, zwei Stunden über einem Fortsetzungsroman oder einer unwichtigen Abrechnung, oder beobachtete dösend die zwei Apfelbäume — nur, um nicht allein zu sein in dem neuen Haus.

Inge liebte das neue Haus, es war hell und modern, und Inge hatte selbst bei allem mitgeplant und eingekauft und eingerichtet. Aber sie konnte hier nicht allein sein, an Sonntagen oder abends. Sie konnte nicht die halboffenen Türen sehen, durch die sie jederzeit gehen konnte und dahinter niemanden finden und nichts Neues: auf dem Flur im Spiegel nur sich selbst, im Badezimmer ihre Fläschchen, in der Küche ihr Geschirr von heute früh: eine Tasse, ein Teller, ein Messer. Sie wußte nicht, was sie im Garten sollte und auf der Terrasse, sie konnte nicht neben dem Telefon sitzen, das nicht klingelte, nicht neben dem Getränkeschrank, der nicht gebraucht wurde. Alle diese Dinge machten sie nervös. Geldmangel wäre einfacher gewesen.

Nur der Weg vom Laden zum neuen Haus machte ihr Spaß, dieses kurze Stück um zwei Ecken, abends wenn es schon dunkel war. Es war immer irgendetwas auf diesem Weg, es war schlechtes Wetter oder gutes, Schnee, Wind und Regen oder ein warmer Abend, da spielten die Kinder noch auf der Straße oder wurden gerade zum Abendbrot gerufen, da hörte man das Klappern von Geschirr aus den Wohnungen, da wartete ein Mädchen an der Ecke auf ihren Freund, und die Jungen standen im Hauseingang und erzählten sich Geheimnisse.

Einmal mittags war dieser Herr in den Laden gekommen, der in seinem Volkswagen gelächelt hatte. Inge war erschrocken und hatte sich auffällig benommen, obwohl er doch nur etwas zu essen verlangte, eine Tafel Schokolade oder Kekse oder soetwas, und sie begrüßte, wie jemanden, den man schon getroffen hat. Aber Inge sah ihn abwartend an und fühlte sich unbehaglich. Und als er einen Augenblick zögerte, so als wollte er ein Gespräch beginnen, hielt sie es nicht aus und machte sich unfreundlich an Büchsen und Schachteln zu schaffen.

Aber so etwas war selten. Sonst saß sie nur leicht unzufrieden in der Stube und erledigte die Geschäfte. Sie hätte wohl auch reisen können, wie ihre Mutter, die zwei Tage nach der Rückkehr ihre nächste Reise anzukündigen pflegte. Aber Inge hatte Angst davor: allein zu fahren, oder mit der Mutter, ungewohnte Umstände, Erlebnisse suchen oder für suchend gehalten werden, neugierige Blicke, Sehenswürdigkeiten.

„Was soll ich in Meran?“ sagte Inge.

Nein, sie blieb in dem Städtchen und blätterte in den Illustrierten, saß in der dunklen Stube in ihrer grünen Sofaecke und blätterte sich in eine pralle Welt voll Ruhm und Glück.

Auf diese Art vergeht die Zeit, es kümmert niemanden. Ein englisches Tief löst ein atlantisches Hoch ab, auf Regen folgt Sonnenschein, man kann nicht klagen, viel Wasser fließt den Rhein hinab. Duisburg/Ruhrort dreihundertsechsunneunzig minus fünf, Wesel vierhundertfünfzehn minus drei, Emmerich vierhundertsebenundzwanzig gleichbleibend, — die Mosel bei Trier, der Main bei Steinbach, der Neckar bei Plochingen.

Inge steht über den Ladentisch gebeugt und rechnet. Milch sechzig, Butter einsechsfundneunzig — zweifundfünfzig, und Käse dreifundfünfzig — dreisechzig — dreiachtzig, vier Mark zehn Suppengrün, vierzweihunddreißig, fünfneunundvierzig, sechsvierzehn und fünfundsiebzig: sechs Mark neunundachtzig. Sie lächelt einem eintretenden Herrn zu, einem jüngeren Herrn mit Volkswagen, von gesundem Aussehen und Ende zwanzig — und Frau Müller wirft einen Blick herüber. Er kauft Kekse und Milch, sie wechseln ein paar freundliche Worte, einen kurzen, unverbindlichen Dialog, und nicken sich zu, als er geht.

Aber als Inges Mutter zurück kam aus Baden-Baden, Bad Pyrmont, aus Timmendorf oder dem Allgäu, hatte ein Gedanke sich bei Inge festgesetzt, den sie hundertmal dachte am Tage und nicht mehr los wurde.

„Weiß wirklich nicht, was eigentlich los ist mit dir!“ klagt Inges Mutter. „Läufst herum wie siebenmal verhagelte Petersilie!“ Inge knallt das Besteck auf den Tisch, das sie gerade aus dem Schrank genommen hat.

„Laß doch endlich diese kindischen Redensarten!“ schreit sie die Mutter an und dreht sich wütend weg.

„Weiß wirklich nicht, was eigentlich los ist!“ murmelt die Mutter und starrt vorwurfsvoll auf Inges Rücken. Mit sechzehn hatte man wohl solche Stimmungen, aber später richtete man sich ein und schwieg — auch sie war schließlich Witwe, aber sie hatte doch Inge und Inge sie, sie hatten Geld und sozusagen alles was sie brauchten.

Inge trug sich mit einem Gedanken, den sie nicht mehr los wurde, aber es war nicht so etwas wie eine letzte Hoffnung, die plötzlich von ihr Besitz ergriffen hätte, — es war nur eine Möglichkeit, zwei Wörter nur, zwei verführerische kleine Wörter: warum nicht. Warum nicht? Ganz gleich was und wie. Anstelle einer Reise vielleicht —. Warum nicht?

Und während Inge ihr „Warum nicht?“ dachte, saß die Mutter auf ihrem gewohnten Platz in der Stube, gemütlich gelehnt in den rötlichbraunen Sessel, beide Arme auf den spiegelblank lackierten Armstützen — und ließ ihre Augen über die Dinge hier wandern. Wohlgefällig sah sie den alten klobigen Schrank mit seinen bauchigen Formen, und die farblose Häkeldecke, die seit Jahren über dem polierten Tisch zurechtgezogen wurde. Links, der braune, geputzte Stubenofen, der imitierte Perserteppich, die Geranien auf dem Fensterbrett: das alles war etwas Gutes Altes, das man gerne wiedersah — und gern verließ! Sie fuhr demnächst nach San Sebastian. Nur jene eine ausgesessene Sofaecke berührte Inges Mutter unangenehm: Mitleid, Gewissen, Ärger mischten sich in das Gefühl. Aber bei dem Gedanken an spanische Sonne und Strand-Cafés war dies alles etwas so träge Schwieriges, daß man es lieber beiseite schob.

Eierlikör wäre vielleicht das Richtige, nachher, nach dem Essen, wenn sie noch plaudern würden — oder Wermut, das müßte man sehen. Zwei neue Flaschen standen im Schrank, kalkulierte Inges Mutter im Stillen, während sie charmant parlierte mit der alten Dame vom Kurkonzert in Baden-Baden, Witwe eines höheren Beamten aus Düsseldorf, charmant parlierte über dies und das, Costa brava, Bad Pyrmont — Nachbarn, Gäste, Zugerlebnisse.

Inge räumte ab. Soll ich vielleicht noch Kaffee — oh bitte keine Umstände — natürlich — selbstverständlich — Wermut, Eierlikör — wie Sie wollen — aber ganz und gar nicht — vielleicht — ich bitte Sie — —

Inge dachte an das zögernde Gespräch im Laden:

„Sie wohnen nicht hier am Ort —?“

„Nein, ich wohne in Wesel.“

„Ah, in Wesel —“

„Ja, genau. — — In Wesel!“

„Und — Sie sind geschäftlich hier?“

„Ja. Ich habe öfter hier zu tun.“

Pause.

„Na, ich komme wieder mal vorbei —“

Pause.

„— Kekse kaufen!“

Sie hatten gelacht, und an der Tür hatte er lachend noch einmal gewinkt.

Also, die Geschichte muß ich Ihnen erzählen, bei einem Gläschen, meine Tochter bringt sicher gleich was Hübsches, stellen Sie sich das bloß vor, nicht wahr, ich will ja keine Namen nennen, ich sage nur: adlige Familie! Er, der Herr von — sagen wir X — hatte öfter mit meinem verstorbenen Mann zu tun, geschäftlich, verstehen Sie, und sie haben uns manchmal besucht, also ich muß sagen, bitte, hier sind auch Salzstangen, wenn Sie mögen, also ich habe nie auch nur das Geringste bemerkt. Aber nun stellen Sie sich vor, eines Tages steht die Birgid, das ist die Tochter, ein sehr intelligentes Mädchen, und bildhübsch übrigens, nicht Inge? Hier ist etwas Gebäck, danke, bitte, keine Ursache, steht vor der Tür, verweint und aufgeregt, mit offenem Mantel und will einen Koffer bei uns abstellen. Tja, was sagen Sie dazu, stellen Sie sich das vor: will einen Koffer bei uns abstellen, dabei wohnt sie doch hier am Ort, also ich kann Ihnen sagen, nehmen Sie noch etwas, wir haben draußen noch, aber bitte, macht alles meine Tochter, ja wirklich, wenn ich denke, daß ich sie schon wieder verlassen muß, wenn ich jetzt nach Spanien fahre . . .

Inges Mutter trifft ein Ehepaar Overbeck aus Gelsenkirchen im Hotel Miramar, San Sebastian, spanische Studenten demonstrieren in Madrid, die Arbeitgeberverbände lehnen die Lohnforderungen der Gewerkschaften ab, aus dem Bundeskanzleramt verlautet, daß über Förderungsmaßnahmen für den Ruhrkohlenbergbau beraten werde, Zugunglück in Niedersachsen, Aktienkurse Deutsche Kunststoff angezogen, Frankfurt nach erheblichen Schwankungen wieder beruhigt, Eier wieder teurer, dänische Butter günstig, Klempner für Reparaturen am Haus sind nicht zu haben, Mineralölgesellschaften liefern verspätet, der Makler fragt an, ob er verkaufen soll, die Schuljungen schreien: Alte Hexe, Alte Hexe!

Inge erledigt alles wie vorher mit der Mutter besprochen. Um halb sieben schließt sie den Laden und geht nach Hause. Sie zieht sich um und trifft einen Herrn, leidlich gekleidet, Ende zwanzig, der einen Volkswagen fährt. Sie gehen in Recklinghausen — einem neutralen Ort — in ein Café, er trinkt ein „Bierchen“, sie ein Kännchen Kaffee, später Wein. Die Unterhaltung ist getragen und vorsichtig, mit der Tendenz, persönlicher zu werden. Gegen elf Uhr kennt man die äußeren Lebensumstände des anderen. Es ergeben sich keine ernsthaften Differenzen.

Inge war einmal lebhafter und hoffnungsvoller gewesen, damals in Köln die Zeit mit ihren Hochstimmungen und Kümernissen. Jetzt nach diesem selten späten Abend lag sie nur mit offenen Augen im Bett und wußte nicht, was sie

denken sollte. Die fünfzehn Jahre in diesen Verhältnissen verschwammen ihr zu einem unbegreiflichen Gebilde, aber noch ferner waren ihr jene Jahre in Köln und ihr selbstverständlicher Glaube an die Zukunft.

Sie hatte damals mehr aus einem Mißverständnis heraus einem jungen Mann, einem Studenten, die Treue gehalten, der sie zwar nicht gerade mit anderen „betrog“, aber für sie als Mädchen nur ein zeitweiliges Interesse hatte. Sie studierten zusammen, trafen sich in der Mensa oder beim Bier, ihre Reden waren zynisch und frivol, und sie verstanden sich gut. Auf dem Heimweg nach dem Bier kam er ihr manchmal näher, und sie beantwortete das auch so weit wie möglich und hielt es insgeheim für Liebe. Aber sie ließ sich nichts anmerken. Sie wartete nur. Und schließlich, eines Tages bot sich die Gelegenheit, mehr als gewöhnlich war getrunken worden, die Beleuchtung in seinem Zimmer war gedämpft und die ganze Stimmung erregend und unwiderstehlich. Sie sank bereitwillig hin auf seine Studentenmatratze, aber zu dem Weiteren war er augenblicklich nicht imstande gewesen. Das Ganze endete mit einem peinlichen Vorfall.

Inge studierte damals Pharmazie. Ihr Vater hatte ihr schon immer zu Pharmazie geraten. Pharmazie war Fortschritt, war akademisch, eine saubere Arbeit, aber auch Sicherheit, krank waren die Menschen immer, und hatte die besten Aussichten, — alles also, was man sich von einem Beruf erhoffen kann. Inge glaubte es. Sie liebte ihren Vater, der mit raffinierter Geschäftstüchtigkeit sein kleines Vermögen über den Krieg hinweggerettet hatte und nun emsig dabei war, ein zweites zusammenzuraffen, — alles für seine Tochter, wie er sagte, denn für sich erhoffte er nichts.

Jetzt war Inge neununddreißig und sie stand im Badezimmer und kämmte sich müde und zögernd die Haare. Eine halbe Stunde rang sie mit dem Gedanken, einen Lippenstift zu benutzen, was sie zum letzten Mal vor einem halben Jahr irgendwann getan hatte. Sie entschloß sich schließlich dafür, aber ihre Zweifel, ihre Unsicherheit besiegte sie damit nicht. Sie konnte noch gut aussehen, dachte sie, wenn sie dem etwas nachhalf. Aber sie zweifelte, ob ihn das zu etwas bewegen würde. Nur Frau Mayer, Frau Fitzel, Frau Ypsilon, die würden aus den Augenwinkeln schielen und vor der Ladentür tuscheln. Und auch die Mutter, schon am Bahnhof nach vierzehn Tagen San Sebastian fängt sie an:

„Was ist los? Warum malst du dir die Lippen?“

„Warum nicht?“ sagt Inge.

Ein kurzes Schweigen folgt.

„Gibt es was Neues?“ fragt die Mutter dann vorsichtiger.

„Nein!“ Nur dies und das, die Maler im Haus, der Wagen in der Werkstatt, fast zweihundert Mark, Brotpreise sind gestiegen, Mayers auf der Autobahn verunglückt, Wurst-Liebermann steht im Konkurs.

„Inge — Kind! Warum erzählst du mir nicht, was du erlebt hast?“

Aber herrliches Wetter war in San Sebastian, feines Hotel und gar nicht so teuer, wirklich furchtbar schön, echt spanisch, das Ehepaar Overbeck aus Gelsenkirchen, ich hab dir doch schon geschrieben, abends auf der Piazza, weißt du, so'n Marktplatz wo sie Blumen und was nicht alles verkaufen, hab auch was mitgebracht, schöne Promenade mit Palmen, Strand auch ganz gut, Ausflug nach Altamira diese alten Höhlenzeichnungen, unheimlich irgendwie, und nach Pamplona, auch 'n Stierkampf gesehen, aber das ist 'ne Quälerei, ziemlich viel Stürme, doch hat mir gut gefallen, und du — wie bist du inzwischen rumgekommen . . .

Danke, gut war sie rumgekommen, wirklich! Wie sollte sie auch nicht gut rumkommen, da sie sozusagen alles hatte, was sie brauchte, da sie's bequem und warm und gemütlich hatte, und keine Sorgen. Nein, sie war sozusagen gut rumgekommen.

Inge kam seit fünfzehn Jahren gut rum, seit ihr Vater gestorben war und die Mutter nach Köln geschrieben hatte: „Komm nach Hause!“ Für ein Studium war nun kein Geld mehr da, behauptete die Mutter, und sie mußten nun gemeinsam die größten Anstrengungen machen, um dem sicheren Ruin zu entgehen, sagte sie, während sie in plötzlich ausbrechender Energie mit dem Kapital des Vaters alle möglichen Geschäfte machte. So stand Inge im Laden und verkaufte Mehl und Haferflocken, denn eine Verkäuferin konnten sie sich in diesen unsicheren Zeiten nicht leisten, das sah sie ja wohl ein, sagte die Mutter und unterschrieb den Kaufvertrag für ihren ersten Wagen. Inge murrte, aber die Mutter überschüttete sie mit allerlei Ideen von Fortkommen und Ausdauer, von Zähne zusammenbeißen und einer glücklichen Zukunft, sprudelte so unaufhaltsam und so Vieles dieser Art hervor, daß Inge das Thema zu meiden begann und sich mit unausgesprochenen Zweifeln begnügte. Und — natürlich — nach zehn Jahren Arbeit mit zusammengebissenen Zähnen hielt die Mutter es denn für bewiesen, daß sie Recht gehabt hatte.

„Es war doch gut, Inge, daß du nicht weiter studiert hast“, sagte sie. „Wir wären sonst nie so weit gekommen!“

„Das habe ich mir gleich gedacht“, sagt der Herr mit Volkswagen, den Inge inzwischen Herrn Brandes nennt, „daß Sie für diese Arbeit im Laden nicht geschaffen sind!“

Inge nimmt das mit einem zweifelnden Lächeln auf. Sie blickt aus dem Fenster auf die Autostraße, ein Dorf, Kühe.

„Nun ja, was soll man machen!“ sagt sie und überlegt, was er sich wohl von ihr erhofft.

Er beugt sich über den Tisch, die Teller beiseite schiebend, und sieht sie freundlich lächelnd an, er zieht an der Zigarette.

„Tja —“ sagt er.

„Darf ich Sie hierzu vielleicht einladen?“ sagt Inge und macht eine Geste über den Tisch, als der Kellner auftaucht.

„Wieso?“ fragt er ehrlich verwundert. „Erst das Auto und jetzt noch das Essen —?“

Inge steckt das Portemonnaie wieder in ihre Handtasche und wird rot.

Heute morgen, als er kam sie abzuholen zu dieser Sonntagsfahrt ins Blaue, hatte er vor der offenen Motorhaube seines Volkswagen gestanden und an verschiedenen Schraubchen gedreht.

„Fährt er nicht?“ hatte Inge in ihrer besten Laune gefragt.

„Doch, doch, — aber — —“

Irgendetwas stimmte trotzdem nicht. Inge hatte sich zögernd umgesehen. Herr Brandes war jung, sein Volkswagen nicht der Neueste, sein Milch-und-Kekse-Mittagessen, dachte sie — was konnte er verdienen? Als Vertreter?

„Sollen wir nicht lieber mit unserem Wagen fahren?“ hatte sie möglichst selbstverständlich vorgeschlagen. Aber er hatte ihre Verlegenheit wohl bemerkt, wenn er sich auch wohl über das neue Haus und dann noch über den Mercedes wundern mußte.

Herr Brandes erzählt abends, als sie noch mit der Mutter auf der Terrasse sitzen, daß er eigentlich am Dienstag zu einer Tagung nach Königstein im Taunus fahren wollte —

„Wissen Sie was, Herr Brandes?“ sagt Inges Mutter sehr selbstbewußt. „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen: nehmen Sie doch unseren Wagen, wenn Ihrer bis dahin nicht in Ordnung ist. Wissen Sie, wir brauchen ihn ja nicht für die zwei Tage.“

„Ja, aber —“ sagt Herr Brandes und zieht die Stirn kraus. Er sieht Inge an, dann sagt er zu ihrer Mutter:

„Ja, aber Sie kennen mich doch gar nicht —“

„Wir haben schon Vertrauen zu Ihnen, Herr Brandes“, sagt Inges Mutter jovial. Herr Brandes ist geschlagen. Er zögert noch und denkt und entschließt sich dann, es reizend zu finden, wirklich sehr, sehr nett! Aber vielleicht ist es ja auch nur 'ne Kleinigkeit an seinem Wagen.

Ja, eben, das konnte schließlich auch sein.

„Oder nehmen Sie doch unseren auf alle Fälle!“ sagt Inge. „Der ist doch schneller!“

„Nein!“ sagt Herr Brandes bestimmt. „Auf keinen Fall!“

Inge zieht sich zurück. Aber ihre Mutter sagt: Warum denn nicht? und zuckt die Achseln. Brauchen sich nicht verpflichtet zu fühlen, freuen uns, wenn wir jemandem helfen können, wollen gar keine Dankbarkeit, wollen es Ihnen auch gar nicht aufdrängen, aber: —

„Naja, naja“, sagt Herr Brandes, „das glaub ich schon — —“
Sie schweigen.

„Also“, sagt Inge, „reden wir von was anderem!“

Inge dachte an den Tag heute, an ihren Ausflug ins Sauerland. Sie waren auf Waldwegen gelaufen, hatten an dem Ufer eines Sees gesessen, ein Fohlen auf

der Weide gelockt. Sie hatten Mittag gegessen im Dorf-Gasthof „Zur Linde“, und er hatte ihr von seinem Beruf erzählt, von seinen Plänen, und ihr erklärt, was eine Hollerith-Maschine ist.

Inge hatte keine große Leidenschaft erwartet — das nicht! — und keine förmlichen Erklärungen. Sie hatte eigentlich nichts erwartet, sie wollte nur etwas auf sich zu kommen lassen, irgendetwas: er sieht sie an, er legt den Arm um sie, hält ihre Hand, er küßt sie, er macht Andeutungen — wie das so geht, das war ja gleich. Aber nichts davon hatte er getan, sie hatte ihn dazu nicht gereizt, dazu nicht, dachte Inge.

„Wieso?“ hatte er fast böse gefragt, als sie ihm das Essen bezahlen wollte. Inge fühlte sich so unsicher in diesen Dingen, und er war so viel jünger, und sie kannte sich nicht recht aus und wußte nicht, wie sie sich verhalten sollte.

„Sie sind so seltsam, Inge. So melancholisch —“ hatte er gesagt, und hinter seinem Blick war noch etwas verborgen, aber Inge verstand es nicht, begriff es nicht und schwieg und sah nervös zur anderen Seite, über den See.

„Also“, sagt Inges Mutter beim Abschied und reicht Herrn Brandes die Hand und hält sie fest, „melden Sie sich wegen dem Wagen. Und wie gesagt: nehmen Sie ihn ruhig auf jeden Fall —“

Herr Brandes macht eine protestierende Geste:

„Aber bitte, das kann ich doch nicht annehmen!“

Inges Mutter greift seine Hand fester, beugt sich an sein Ohr und sagt vertraulich flüsternd:

„Seien Sie doch nicht dumm! Wenn Ihnen das angeboten wird . . . !“

Sie lächelt ihn an wie einen Sohn. Sie beugt sich noch einmal vor, flüstert noch einmal — Inge wendet sich unbehaglich ab —:

„Seien Sie doch nicht dumm!“

„Naja“, sagt Herr Brandes unschlüssig, „es wäre natürlich sehr schön!“

„Nehmen Sie ihn!“ sagt Inges Mutter nun fast befehlend und schüttelt seine Hand. Herr Brandes lächelt unbestimmt.

Natürlich war Inges Mutter früher eine Zeit mit dem Gedanken umgegangen, daß Inge einen geschäftstüchtigen jungen Mann heiraten sollte, der ihnen, den beiden Frauen, unter die Arme greifen könnte. Aber Inge hatte darauf so laut „Nein“ gesagt, daß die Mutter erschrocken an ein paar Briefe aus Köln dachte, die anfangs gekommen waren, und lieber nicht mehr davon sprach. Das Schweigen über diesen Punkt erwies sich denn auch als eine bequeme Möglichkeit, wenigstens für Inges Mutter, die Hindernisse nicht liebte.

Inge heiratete nicht, lernte nicht einmal jemanden kennen. Sie vergrub sich in der Stube und dachte an die Vergangenheit und an irgendeine Zukunft, die einmal kommen mußte. Aber jetzt hatte sie Herrn Brandes getroffen, und sie saßen im Café und schwiegen. Der Rauch seiner Zigarette kringelte sich über dem Tisch, bevor er zum Fenster hinüberzog, an dem sich grüne Pflanzen hochrankten. Und draußen gingen Leute vorbei, hatten es eilig und waren lustig.

Aber drinnen war es leer und gemütlich.

„Sie sind eine seltsame Frau —“ sagte Herr Brandes zu Inge. Und Inge sah ihn an und suchte in seinem Gesicht die Fortsetzung des Satzes, die sie sich wünschte. Sie bestellte sich noch ein gemischtes Eis mit Sahne, und während sie es aß, kringelte sich der Rauch seiner Zigarette über dem Tisch.

Nun sitzt Inge wieder in der Stube, liest die Illustrierten, denkt vor sich hin, zieht die Decke überm Tisch zurecht, wartet, wartet . . .

Sie war beim Fernsehen gewesen, ein trauriger Film aus der Nachkriegszeit, ein Liebesschicksal zwischen Ruinen, eine Leidenschaft in feuchten Kellern. Trotzdem war Inge nicht gefangen. Sie sprang auf zwischendurch, ging ans Fenster, in die Küche, auf den Flur, setzte sich wieder, beobachtete, um wieder aufzustehen, ans Fenster zu gehen, in die Küche, auf den Flur —.

Im Hintergrund kimperte eine alte Melodie:

Es war einmal ein Musiker, der spielte im Café —

Er spielte dort voll Leidenschaft von Liebesleid und -weh.

Doch dann — doch dann klappt er den Kasten zu

und sagt, jetzt hab ich noch ein kleines Rendezvous.

Dann klingelte das Telefon, Herr Brandes war aus Königstein zurück.

„Schlafen Sie schon, Inge?“ fragte er. Er wollte den Wagen zurückbringen.

„Ja, kommen Sie doch noch. — — — Wenn Sie Lust haben!“

Er war gekommen, abends um halb zehn, mild und ruhig wie immer.

„Sind Sie allein zu Hause?“ hatte er gefragt.

Ja, Inges Mutter war nach Hannover gefahren, zur Hauptversammlung einer Aktiengesellschaft. Sie lächelten verlegen und setzten sich in die Sessel.

„Es war einmal ein Musiker, der spielte im Café . . .“ summte Inge, und Herr Brandes nickte mit einigem Verständnis.

„Das war das Lied meiner Jugend!“ sagte sie leise vor sich hin, dann lachte sie mit einem Seitenblick und griff nach der Streichholzschachtel auf dem Tisch.

Herr Brandes sah sie an und schwieg.

„Tja —“ machte Inge nachdenklich, lachte dann wieder kurz und sah auf den Bildschirm.

„Sie sind unglücklich, Inge!“ sagte Herr Brandes sehr sanft.

Inge hatte abgewinkt, war aufgestanden, zum Fernseher gegangen.

„Ich glaube, ich werde sentimental“, sagte sie schüchtern und drehte an den Knöpfen.

Er schwieg.

„Sie sind unglücklich, Inge!“ wiederholte er dann in einem erklärenden Ton, und als sie sich nach ihm umdrehte, war er aufgestanden und machte einen Schritt auf sie zu. Inge begriff: Nein, sie hatte nichts dagegen gehabt.

Dann hatten sie auf der Couch gesessen, Inge in seinen Armen, und solange alles was er tat dahin führte, es ankündigte, war sie für ihn offen gewesen, bereit

und hingegeben. Dann aber, als sie hinüber gegangen waren, die Vorhänge zugezogen, die Nachttischlampe angeknipst, das Bett aufgedeckt hatten, — da war Inge sich bewußt geworden. Sie beobachtete von außerhalb, wie er sie berührte, lag und starrte an die Decke, ließ es sich gefallen und blieb kalt: er war so stumm und sein Bemühen so lächerlich aufgeregt und vergeblich, und schließlich kam es zu einem Ende, und er legte nur noch den Kopf auf ihre Schulter — wie damals in Köln, wie damals!

Nun sitzt Inge wieder in der Stube, liest die Illustrierten, verfolgt die Linien in der Häkeldecke, starrt in die Luft. Geschichten wie diese, denkt sie, ehe sie überhaupt begonnen hatten . . . Ihre Mutter wirft hin und wieder einen skeptischen Blick herüber. Sie versteht Inge nicht und ärgert sich: sitzt zusammengesunken in ihrer Sofaecke mit der Illustrierten, liest aber gar nicht! Was sollte das? Inges Mutter haßte so ein stumpfes Nichtstun.

Entdeckungen, neue Fabriken, rationale Methoden bringen uns voran, sie sind die Meilensteine auf dem Wege des Fortschritts. Ein junges Forscherteam, das in Dortmund eine neuartige, extrem belastbare Metall-Legierung entwickelte, verdient in diesem Sinne Beachtung. Wir sprachen mit Herrn Oelmann, dem Leiter der Gruppe. Herr Oelmann, Entdeckungen in allen Zweigen der Technik sind heutzutage fast an der Tagesordnung. Aber glauben Sie, Herr Oelmann, daß das, was Sie hier gefunden haben, eines Tages das Gesicht unserer Welt verändern wird?

Inge rast in ihrem Mercedes über holperige Straßen, schneidet die Kurven, überholt rasant, bremst scharf. Sie sieht nichts als die Straße: Schilder, Kurven, Verkehr, allenfalls noch Bäume am Straßenrand. Und sie sieht ihren Tachometer, achtzig, hundertzwanzig, achtzig. Sie fährt von Dorf zu Dorf in einem großen Kreis um das Städtchen herum. An jeder Kreuzung muß sie sich entscheiden, denn sie will nirgends hin. Sie sucht Straßen mit Kurven, gute, ausgebaute Straßen, Straßen ohne Behinderungen, ohne Dörfer — aber sie findet es nie zu ihrer Zufriedenheit. Sie verliert die Lust und kommt nach Hause zurück, setzt sich in die Stube.

Von Montag bis Samstag im Laden, Mehl und Haferflocken, Frau Mayer, Frau Fitzel, Frau Ypsilon, — die Schuljungen, die Mutter, die Illustrierten.

Und so war das nun jeden Tag, jeden Tag.

Christoph Meckel / Volker von Törne
Die Dummheit liefert uns ans Messer

ein Zeitgespräch

RECHTS UND LINKS

Was uns betrifft: wir wüßten es gern besser.
Jedoch wir sehn, wohin wir schauen aus
den Feuerstrahl und das gezückte Messer
und hörn den Donner rechts und links vom Haus.

Wir riefen gern: Die Welt wird schließlich besser,
wir haben Zeichen, daß sie es schon ist!
Stattdessen sehn wir: nur ein Abgewässer
drein Leviathan wirft seinen Kot und pißt.

Wir sind mit Wahrheit bitterbö in Fühlung
doch was wir tun, ist nur ein Wassertreten
im Wasserrad für Deutschlands Wasserspülung;

den Bach hinunter: Worte, Taten, Blut.
Was tun wir denn, als nur ein Unkraut jäten
das, kaum gerupft, schon wieder wachsen tut.

Christoph Meckel

Meckel / v. Törne: Die Dummheit liefert uns ans Messer

ANTWORT

Was mich betrifft: Ich weiß es besser
(und weiß doch auch nicht ein und aus).
Ich weiß: Die Dummheit liefert uns ans Messer
und setzt uns einen roten Hahn aufs Haus.

Du klagst, als wären es Naturgewalten,
was uns da brüllend an die Messer treibt,
als gäbs nicht Herrn, die Finsternis verwalten
damit es dunkel in den Köpfen bleibt.

Wir sind mit Dummheit bitterbö in Fühlung
(und kaufen schließlich, wenn wir leisetreten
die Sintflut ein als komfortable Wasserspülung).

Es nützt dir nichts, die Dummheit zu verachten.
Statt ihm die Läuse aus dem Pelz zu jäten,
lad ich dich ein, den Leviathan zu schlachten!

Volker von Törne



Christoph Meckel

Meckel / v. Törne: *Die Dummheit liefert uns ans Messer*

FORTSETZUNG DES GESPRÄCHS

1. Den Leviathan zu schlachten — das wär gut!
Doch kann, wer das verspricht, sein Wort nicht halten.
So schlacht ihn doch, zeig mir sein saures Blut
und setz den Fuß auf seine Nackenfalten!

Wir sprachen nie noch von Naturgewalten.
Wir zeigten mit dem Finger: Den und den,
und liefen, ihm den Spiegel vorzuhalten,
da soll er seinen Wanst verdeutlicht sehn.

Wir sitzen nicht an Babylons Gewässern
und Illusionen sind ein fauler Rest
die mir Vernunft und Ingrimms nicht verwässern;

wir sitzen böß in unsern Versen fest.
Bild dir nicht ein, daß sich was ändern läßt
wenn du betonst: Die Welt sei zu verbessern.

2. Wenn ich die Zeitung lese, möcht ich brüllen
und fluchten nur, und träten auf der Stelle
dann packte uns die nächste Sintflutwelle
und keiner könnt fürn Groschen grade stehn.

Ich steh dafür: Ein saubres Haus bereiten
für jeden, der nicht tanzt auf unserm Dach,
doch sind mir zu gering die Möglichkeiten:
der Kopf ist zornig, doch das Wort ist schwach.

Der Vers ein Beil, die Könige zu köpfen
und ihre feisten Clowne, Köche, Henker —
hélas! Die Kraft, das Pack sich vorzuknöpfen

liegt nicht im Volk der Dichter und der Denker —
so müssen wir, weil wir nicht anders heißen,
das Brett vom Kopf des dummen August reißen.

Christoph Meckel



WEITERE ANTWORT UND FORTSETZUNG DES
GESPRÄCHS

1. Hört endlich auf, dies Volk zu schelten,
das taumelnd nach Chimären jagt!
Es ist verroht. Das laß ich gelten.
Doch glaub ich nicht, daß ihms behagt.

Hört endlich auf, die Leute zu verachten!
Sie sind geschlagen: taub und blind.
Sie wollen sich den Himmel pachten
und nehmen Wohnung dann im Wind.

Laßt sie aus ihren Wolken kippen.
Brennt ihnen Verse auf die Haut.
Schlagt ihnen Lieder auf die Lippen.

Sagt ihnen, wer die Welt versaut.
(Nennst du den Schlachthof Labyrinth,
machst du der Wahrheit noch kein Kind!)

2. So blieb es trotz Krisen und Börsenkrach,
trotz Kriegen und Revolutionen —:
sie nennen den Himmel ihr Haus und ihr Dach
und bitten, den Rasen zu schonen.

Sie riechen den Braten, sie riechen den Fisch,
sie nagen an Knochen und Gräten,
sie hocken knurrend unter dem Tisch
und lehren die Kinder beten.

Sie lecken den Herren den eisernen Schuh,
sie lesen die Zeitung und nicken dazu
und warten auf Notstandsgesetze.

Sie reden von Ruhe und Bürgerpflicht
und schleppen die Wahrheit vor Gericht
als kommunistische Metze.

3. Wenn wir nicht sagten: Es wird weitergehn,
zu dem, was sie uns da servieren,
daß sie uns so den Kopf mit Unrat füllen,
damit sie uns dann leichter noch regieren!



Joris Ivens

Foto: Billhardt

Seid ihr denn ganz und gar verblödet?
Hat euch der letzte Krieg noch nicht genügt?
Wollt ihr am Ende, daß die Welt noch ganz verblödet,
daß man so weiter mordet, brennt und lügt?

Wollt ihr denn immer nur die Hände falten,
damit die Herrn, die Finsternis verwalten,
uns schlachten können Glied um Glied?

Wenn sie mit eurem Blut Geschichte schreiben,
dürft ihr die Höflichkeit nicht übertreiben
und Freiheit sagen statt Profit!

Volker von Törne

FORTSETZUNG DES GESPRÄCHS

Wir drehn mit Worten schwarze Karousselle,
die Melodie stammt nicht vom Karneval,
und dem und jenem wird von Fall zu Fall
der Hintern schwindlig und die Fahrt zu schnelle.

Das wolln wir hoffen, sonst: Zieh ab, pack ein
(wir geben ihm Erlaubnis, auszutreten)
setz er sich fest im Haus aus Elfenbein,
dreh er sein Örgelchen und mach Moneten.

Dies unser Haus, je wackliger je länger
braucht keinen applaudierten Wohlstandssänger,
das Karoussell macht den Applaus entbehrlich.

Wir würden gern die Leut so lange drehen
bis sie von selbst den Mechanismus sehen
und rufen: Halt! Das Ding ist zu gefährlich —

Christoph Meckel

KLAGE UND ERNEUTE EINLADUNG

Noch ist nicht Abend aller Tage!
Wenn auch die Finsternis schon nach uns greift:
Ihr habt kein Recht zur Totenklage,
solang noch Wind durch unsre Zähne pfeift!

Ach, säßen wir an Babylons Gewässern!
Es ist der Styx, der uns die Hälse netzt.
Ich sags noch einmal: Diese Welt zu bessern,
ist alles, was uns bleibt zuletzt.

Setzt euch zur Wehr! Macht euch nicht klein!
Sonst läd der Leviathan euch ein,
in seinem Wanst zu übernachten.

Da sitzt ihr dann in Finsternis,
bis er euch freigibt als Beschiß —:
Ich lad euch ein, das Vieh zu schlachten!

Volker von Törne

So haben wir nun hin und her gesprochen
und die Verhältnisse sind, wie sie sind.
Der Leviathan kommt seines Wegs gekrochen
und unsre Worte gehen mit dem Wind.

Das wär ein Elend, wenn nichts weiter wäre.
Ich schreib den Schlußsatz unter das Sonett:
Der Vers ist Futter nicht für die Chimäre,
der Leviathan kriegt Angst, er wird nicht fett —

Wie kann sich das Gedicht Gehör verschaffen
bei wem, wann wo und wie (vorausgesetzt
es klimpert nicht wie Schlaflied oder Waffen)?

Ein Atemzug, ein Donner — und zuletzt
das Lied vom Zirkusclown und seinem Affen:
„Ihr werdet sehn, die Welt wird umbesetzt!“

Christoph Meckel

Konrad Farner

Vorbemerkungen zum Dialog zwischen Christ und Marxist

Der echte Dialog kennt wohl die geistige Unruhe, aber nicht Vorurteile und Ängste. Er ist Apologetik im offenen Sinne, aber nicht Missionierung und Proselytenmacherei. Er ist Kritik und Eigenkritik zugleich.

„Die wissenschaftliche Diskussion ist kein Gerichtsprozeß, in dem es einen Angeklagten gibt und einen Staatsanwalt, der verpflichtet ist, den Nachweis zu führen, daß der Angeklagte schuldig ist. In der wissenschaftlichen Diskussion, in der es ja darauf ankommt, die Wahrheit zu suchen und die Wissenschaft zu entwickeln, ist jener ‚weiter voran‘, der sich auf den Standpunkt stellt, daß der Gegner eine Forderung zum Ausdruck bringt, die in die eigene Vorstellungswelt eingebaut werden kann, wenn auch nur als untergeordnetes Element.“

Antonio Gramsci

Der Dialog zwischen Christ und Marxist besitzt zwei Perspektiven, eine vordergründige und eine hintergründige. Die Trennung ist systematisch möglich, jedoch nicht historisch. — Das Gespräch mit der vordergründigen Perspektive handelt vom Kommunismus, das Gespräch mit der hintergründigen Perspektive handelt von der Transzendenz.

Was das vordergründige Gespräch anbetrifft, so ist festzuhalten, daß der Kommunismus, analog dem Sozialismus, keine Weltanschauung ist, sondern eine Gesellschaftslehre mit einer besonderen Eigentumsordnung.

Konrad Farner: *Zum Dialog Christ — Marxist*

Kommunismus ist, historisch gesehen, nicht identisch mit Marxismus. Der Kommunismus als gesellschaftliche Zielsetzung ist viel älter als der Marxismus und bereits Gedankengut der Antike wie des Mittelalters und der sogenannten Neuzeit.

Der Kommunismus als Gesellschaftslehre ist nicht gegensätzlich der Christlichen Botschaft, da diese keiner besonderen Gesellschaftslehre, noch weniger einer besonderen Eigentumsordnung verpflichtet ist. Bedeutende Christen waren und sind Kommunisten; orthodoxe und katholische Klostersgemeinschaften oder evangelische Brüdergemeinden sind grundsätzlich kommunistisch, gleichgültig, ob es sich nur um einen Konsumtions-Kommunismus handelt oder um einen Produktionskommunismus, um einen, ideologisch-eschatologisch gesehen, negativen oder positiven Kommunismus.

Die Diskussion um den Kommunismus kann also geführt werden und wird auch geführt nicht nur zwischen Christ und Marxist, sondern innerhalb der Christenheit selber, und zwar seit der Frühzeit des Christentums. Heute jedoch ist diese Diskussion intensiver denn je, weil der Kommunismus als Gesellschaftsordnung im globalen Maßstab auf der Tagesordnung steht.

Der Marxismus hingegen ist eine Weltanschauung, basierend auf dem „Dialektischen Materialismus“ — auf die menschliche Geschichte bezogen, auf dem „Historischen Materialismus“. Seine gesellschaftliche Zielsetzung ist grundsätzlich der Kommunismus; insofern ist er also, systematisch gesehen, identisch mit dem Kommunismus.

Im Gegensatz zum Christentum ist innerhalb des Marxismus die Diskussion um den Kommunismus nicht eine Auseinandersetzung um die Zielsetzung der kommunistischen Gesellschaftsordnung, sondern nur um die Art und Weise der Erreichung dieses Zieles, also praktischer, nicht prinzipieller Natur.

Die Zielsetzung des Kommunismus und ebenfalls die Praxis, die dorthin führen kann, ist kein Monopol der Marxisten. Der marxistische Kommunismus ist nur eine der möglichen Formen des Kommunismus, allerdings nach marxistischer Auffassung die bis heute wissenschaftlichste und in diesem Sinne der säkularisierten modernen Welt entsprechendste.

Die kommunistische Gesellschaft im nationalen Maßstab ist heute noch nirgends errichtet. In den von marxistischen Parteien regierten Ländern baut man erst die sozialistische Gesellschaftsordnung als Vorstufe der kommunistischen auf.

Die Möglichkeit besteht, daß ebenfalls der Christ die sozialistische und dann die kommunistische Gesellschaft errichten kann und will. Heute bereits gibt es eine ernsthafte Diskussion zwischen Christ und Marxist, wo die Frage gestellt wird: Sozialismus-Kommunismus christlicher oder marxistischer Prägung? Oder die Frage: Gemeinsame Errichtung des Sozialismus-Kommunismus?, allerdings begleitet vom fortwährenden loyalen Dialog über Christentum und Marxismus, genauer: vom Dialog über Christliche Botschaft und Dialektischen Materialismus.

Es sind demnach die beiden Perspektiven des Dialogs, die vordergründige des Kommunismus und die hintergründige der Transzendenz dialektisch zu vereinen, sobald man sich über die erstere prinzipiell klar geworden ist.

Die Schwierigkeit einer Diskussion über Christliche Botschaft und Dialektischen Materialismus ist bereits gegeben durch den Umstand, daß sie zwei verschiedene Ebenen berührt. Es handelt sich demnach um ein „Gespräch auf der Leiter“.

Der Christ ist vor die Aufgabe gestellt, den Marxismus nicht nur als ein philosophisches System oder gar nur als soziologisches System zu fassen oder bloß als eine Methode der Weltbetrachtung, sondern als eine Weltanschauung, die Philosophie, Psychologie, Anthropologie, Soziologie, Ökonomie und Politik integriert.

Der Christ muß zur Kenntnis nehmen, daß der Marxismus grundsätzlich stets in Erweiterung und Differenzierung begriffen ist; er kann nur dialektisch aufgenommen werden, weil es sich bei ihm um eine konkrete Dialektik der individuellen und gesellschaftlichen Existenz handelt.

Der Marxist ist vor die Aufgabe gestellt, ohne Vorurteil die Religions- und Kirchengeschichte zu kennen und davon Notiz zu nehmen, daß das Christentum sich heute in seiner starken Wandlung befindet. Er muß wissen, daß die Religionskritik der marxistischen Klassiker der jetzigen Situation nicht mehr umfänglich gerecht zu werden vermag, und daß die Christliche Botschaft, um mit Bonhoeffer oder Balthasar zu sprechen, auch ohne die herkömmliche „Religion“ gelebt werden kann.

Der Marxist soll wissen, daß er sich nicht nur mit der traditionellen Theologie und mit der Dialektischen Theologie auseinandersetzen muß, sondern auch mit einer „Theologie nach dem Tode Gottes“.

Beide, Christ und Marxist, müssen demnach ihre Haltung der Religion gegenüber neu durchdenken. Ebenfalls müssen beide die stetige Entwicklung des dialektischen Materialismus vor Augen haben.

Christliche Eschatologie als transzendental fundierte Zukunftserwartung und marxistische Perspektive als „diesseitige“ oder „innerweltliche“ Materialisierung (Materie im Sinne Lenins verstanden) befinden sich nicht im gleichen Raum, schließen jedoch einander nicht aus. Über die Möglichkeit einer Integration kann und soll gesprochen werden.

Es ist zu prüfen, ob die Hoffnung des Christen sich nicht zuerst als „Hoffnung der Erde“, um Teilhard de Chardins Wort zu gebrauchen, erweisen muß. Es ist andererseits zu prüfen, ob, wenn der Marxist von einer allumfassenden Verabsolutierung seiner Perspektive absieht — und prinzipiell ist jede Verabsolutierung unmarxistisch — sich der Christ nicht positiv zur marxistischen Zukunftsplanung einstellen kann.

Es ist zu untersuchen, wie weit der Marxismus den christlichen Humanismus aufnehmen kann und umgekehrt das Christentum Elemente des marxistischen Humanismus, ohne sich jeweils im Grundsätzlichen aufzugeben.

Prinzipiell ist festzuhalten, daß der Marxist nicht Christ sein kann, aber Kommunist sein muß; daß der Christ nicht Marxist, jedoch Kommunist sein kann.

Der Christ ist aufgerufen, die „Realkonkurrenz“ des Marxisten beim Aufbau einer neuen Gesellschaft ohne Vorurteil zu prüfen. Der Marxist ist angehalten, die „Idealkonkurrenz“ des Christen ohne Ressentiment und Affekt zu würdigen und ihm ohne Vorbehalt Hilfe zu leisten bei der Umwandlung in ebenfalls eine Realkonkurrenz.

Wir befinden uns erst am Anfang des echten Dialogs zwischen Christ und Marxist. Ebenfalls befinden wir uns erst am Beginn einer grundsätzlichen und zudem noch globalen Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft.

Wozu gibt es den Dialog zwischen Christ und Marxist

Wenn mehrere ideologisch und organisatorisch festgefügte Machtblöcke den Beginn eines Dialogs ansagen, dann fragt man sich mißtrauisch, warum geschieht das gerade zu diesem Zeitpunkt. Die klare Beurteilung der Zweckfrage hängt von der Unterscheidung verschiedener Ebenen ab, auf die der Dialog einwirkt. Zunächst ist bei der Bewertung zu überlegen, daß bei einem Gespräch zwischen Christ und Marxist die Partner nie völlig frei sind. Sie können zurückgezogen werden, wenn die Apparaturen der Kirchen oder der Partei den Gang des Dialogs nicht mehr als profitlich ansehen. Der Dialog wird also von vorneherein vom Interesse einer Verwaltung gesteuert. Im Interesse für die eigene Macht liegt das „echte Anliegen“.

Erst nach der Unterscheidung zwischen Gesprächspartner und System kann das Vokabular beurteilt werden, das bei der Annäherung verwendet wird. Nun hat sich gerade bei der Tagung zwischen Christen und Marxisten in Salzburg (1965) herausgestellt, daß sich die Gesprächsthemen mit dem Inhalt der Parolen decken, die Kirchen und Parteien für ihre Werbung brauchen. Deswegen begegnete man sich in Problemen zum Humanismus. Die kirchlichen und marxistischen Systeme leiden zur Zeit darunter, daß ihre Verheißungen nicht mehr attraktiv sind. Verheißungen verlangen immer mehr Glauben als Wissen. Inzwischen weiß man aber in beiden Lagern, daß ein Glaube nicht mehr genügt, Geschlossenheit zu gewährleisten. Wenn eine einheitliche Reaktion der Blöcke noch möglich sein soll, dann ist sie nur zu erreichen durch eine Reklame für Offenheit. Der gläubige Christ oder Marxist braucht nicht mehr seinem System untreu zu werden, wenn er den Partner verstehen will. Vorläufig darf er im eigenen Lager ehemals verbotene Schriften lesen.

Ein Motiv des Dialogs ist also ein ideologischer Notstand bisher feindlich gesinnter Gruppen. In diesem Notstand gibt es keine absolute Strenge mehr. Es lohnt sich eher, einen Kommentar zur Freiheit zuzulassen als die Einsicht in die Unfreiheit zu riskieren. In der Begeisterung theoretischer Diskussionen bei den Theoretikern werden Repressionen lieber in Kauf genommen, besonders dann, wenn sie als „vorübergehend“ bezeichnet werden. Die zweite Unterscheidung für die Beurteilung des Dialogs muß demnach die Motive in den Blick nehmen, welche den einzelnen Gesprächspartner und die Führer der Gruppe zum Dialog bewegen.

Schließlich wäre noch zu bedenken, daß die Glaubensverwaltungen im kommunistischen und christlichen Lager die gleichen Probleme mit ihren Gläubigen haben. Der Einsatz für eine werbetechnisch (missionarisch) wirksame Überzeugung hat Gedanken frei gesetzt, die auch als Kritik gegen das eigene System verwendbar sind. Für die Geschlossenheit der Blöcke wäre es besser gewesen, die Überzeugten hätten weniger gedacht. Nun ist die Situation da, daß sich die Glaubensverwaltungen beider Lager gegenüber der Gläubigkeit ihrer wertvollsten Anhänger schützen müssen. Spätestens zu diesem Zeitpunkt beginnt die Taktik des „echten Dialogs“. Innerhalb dieser Taktik wurde ein Begriff auf beiden Seiten gleich verwendet. Dieser Begriff heißt Toleranz. Toleranz als politische Tugend sollte ursprünglich Minderheiten schützen oder konkurrierende Gruppen zu Zugeständnissen bewegen. Neuerdings wird sie anders eingesetzt. Die Verwaltungen von Majoritäten verlangen Toleranz von ihren eigenen Untergebenen. „Habt Geduld mit uns, zum gegebenen Zeitpunkt werden wir euch sagen, warum wir so gehandelt haben.“ Institutionen und Systeme verlangen Großzügigkeit für sich statt anderen Freiheit zu gewähren. Beispiele für diese Perversion zeichnen sich überall ab. In Polen, wo der Papst über den Kardinal hinweg verhandelt, dessen Katholizismus für den Vatikan unangenehm wird, in der „ganz großen Koalition“, in der gute Sozialisten und treue Christdemokraten „beruhigt“ werden müssen, bei den Abmachungen zwischen Vatikan und Staat in der Schulfrage. Die Majorität ist zur Gefahr geworden für die Majoritätsführung. Deswegen gerät die Machtverteilung des status quo ins Wanken. Hier liegt ein entscheidender Punkt für das Verständnis der Dialogbereitschaft. Den Machthabern ist es lieber, auf höchster Ebene die alte Konstellation der Machtverteilung abzusprechen als durch Kritik von unten eine Veränderung oder gar Revolution zu wagen. Wenn Aggressionen nicht gefährlich werden sollen, brauchen sie ein Ventil. Die Funktion des Ventils üben am besten jene Glieder der Gruppen aus, die das Ansehen freier Denker genießen, Persönlichkeiten, die den Schein der Unangepaßtheit vor sich hertragen. Gibt man ihnen die Diskussion frei, dann verlangen sie nicht mehr, denn im Reden fühlen sie sich wohl und zu Hause. Die Massen beruhigen sich, weil sie an den direkten Einfluß der freien Rede auf freieres Handeln glauben. Sobald das Bedürfnis nach Kritik befriedigt ist, ohne daß es zu tiefgreifenden praktischen Folgerungen kam, läßt auch das Interesse am Dialog bei den Verwaltern der Macht nach. Es gibt ein einziges entscheidendes Kriterium für die Ernsthaftigkeit des Dialogs zwischen Christen und Marxisten: wenn praktikierbare Freiheit innerhalb der Blöcke den Diskussionen vorausgeht, nicht erst nachfolgt. Bisher wird der Eindruck hochgehalten, theoretische Erwägungen könnten praktische Freiheiten „einleiten“. Vorläufig werden konsequente Humanisten noch auf beiden Seiten exkommuniziert. Wem auf katholischer Seite die humane Liebesbeziehung zur Ehe genügt, steht genau so außerhalb seiner ideologischen Gruppe wie der Kommunist, der aus Bedürfnis nach Wahrheit eine dialogische Presse verlangt. Frei-

heit kirchlicher- und kommunistischerseits bleibt vorläufig Exportware, man kann damit rénommieren, mit imponierendem Markenzeichen sie außen feilbieten. Innerhalb des Systems darf sie nicht verkauft werden.

Nach meiner persönlichen Meinung gibt es bisher keinen Grund, dem Dialog zwischen Christ und Marxist mehr als ein machttaktisches Gewicht beizugeben. Er bleibt im Rahmen der Aufteilung vorhandener Macht. Zu diesem Zwecke werden Menschen und Ideen eingesetzt. Ob sich dadurch wirklich Verhältnisse ändern, dafür gibt es noch keinen Beweis. Bis auf den heutigen Tag war alles Werbung, nichts mehr. Erst zu dem Zeitpunkt, wenn die Rücksicht auf die Geschichte des Marxismus und der Kirchen nicht mehr zu gunsten der Machthaber interpretiert wird, kann eine Hoffnung gerechtfertigt sein. Noch existiert in keinem der beiden Lager eine Chance zur Resignation und Aggression. Die Apparaturen behalten ihr verdächtiges Gleichmaß an Ansehen. Ernst zu nehmen ist lediglich die Verpflichtung beider Systeme, die in Widerspruch zur Gegenwart steht. Sowohl das Christentum als auch der Marxismus-Kommunismus begannen mit einer Revolution. Die Revolution ist ausgelöscht, seitdem sie institutionalisiert ist. Erwartung und Verheißung werden dann erst eingelöst, wenn der Umsturz wieder möglich ist.

Heinrich Treblin
Zum Dialog zwischen Christen und Marxisten
aus christlicher Sicht

Voraussetzung eines wirklichen Dialoges, der ja kein Monolog, sondern ein *Aufeinanderhören und Voneinanderlernen* sein soll, ist, daß man den Partner ernst nimmt, ihm die bona fides zugesteht und zu begreifen sucht, warum er von seinem Standort aus nur so und nicht anders denken und reden kann.

Voraussetzung ist auch, daß beide Seiten sich bemühen, die Position des anderen in ihrem ursprünglichen und wesentlichen Kern zu Gesicht zu bekommen, *Zerrbilder* jedoch, in denen sich uns — durch die Brille unserer Vorurteile hindurch oder auch infolge gewisser Fehlentwicklungen und Entartungserscheinungen beim Partner selbst — die Meinung des anderen darbietet, als solche zu *durchschauen*.

Sowohl der Marxismus als auch das Christentum haben im Laufe der Geschichte solche Fehlentwicklungen erlebt und es einander dadurch erschwert, das eigene Wollen dem anderen überzeugend nahezubringen. Vielleicht ist die historische *Gegnerschaft* und Feindschaft überhaupt dadurch entstanden, daß jeder vom anderen ein verkehrtes Bild hatte und daß es über diesem *gegenseitigen Mißverstehen* nicht zu einem echten Dialog darüber kam, wie weit die beiderseitigen Standpunkte einen echten Gegensatz beinhalten und wie weit es zu einem fruchtbaren Miteinander kommen könnte.

Eine Schwierigkeit besteht natürlich darin, daß keiner mit unbedingter Sicherheit sagen kann, daß er der authentische Interpret des Marxismus bzw. des Christusglaubens ist. Abgesehen davon, daß bei beiden Positionen bedacht werden muß, daß sie — zum mindesten in ihrer äußeren Erscheinungsform — einer ständigen geschichtlichen Veränderung unterliegen, werden wir bei dem jeweiligen Repräsentanten einer der beiden Weltanschauungen darum stets nur einen *Annäherungswert* des Marxismus bzw. des Christusglaubens zu finden erwarten. Es wird darum gut sein, den Dialog von vornherein in einem größeren Kreise zwischen vielen Vertretern beider Positionen stattfinden zu lassen.

Heinrich Treblin: Zum Dialog Christ — Marxist

Eine *Folge* eines solchen Dialoges könnte sein, daß beide Seiten einander nicht nur besser verstehen, sondern daß sie sich auch gegenseitig helfen, eine einseitige Sicht der Dinge zu korrigieren und ein *vollständigeres Bild der Wirklichkeit* zu gewinnen. Schließlich haben Christen und Marxisten ja eines gemein: sie existieren beide als Menschen in der gleichen Welt, die sie gemeinsam zu gestalten haben. Diese gemeinsame Aufgabe — sie sitzen im gleichen Boot! — sollte ein gemeinsames Ringen um besseres gegenseitiges Verstehen befördern.

Christen und Marxisten sollten sich als erstes gegenseitig zugestehen, daß sie *beide eine ganzheitliche Sicht der Wirklichkeit*, die alle Bereiche des Lebens und Handelns umgreift, erstreben. So wenig Christentum eine Angelegenheit für „religiös“ veranlagte Gemüter ist, die sich mit frommen Gefühlen oder metaphysischen Spekulationen beschäftigen (ein solches Mißverständnis des Christusglaubens hat es allerdings gegeben!), so wenig ist der Marxismus eine Sache, die nur die ökonomische oder soziale Seite des Lebens betrifft. Christusglaube und Marxismus meinen *den ganzen Menschen*.

Man hat gesagt: Marxisten und Christen könnten sich in der Gestaltung der menschlichen Gesellschaft finden, der *Kommunismus* als das Bemühen um eine gerechte Gesellschaftsordnung sei eine mögliche *gemeinsame Basis*. Hingegen trenne sie der *Atheismus* der Marxisten bzw. der *Gottesglaube* der Christen, also die „hintergründige“ Perspektive des menschlich-mitmenschlichen Lebens. Was ist daran richtig? Läßt sich — da auf beiden Seiten das „Hintergründige“ ja nicht nebensächliches Zubehör, sondern eine das „Vordergründige“ begründende und bedingende Realität ist — eine Zusammenarbeit von Christen und Marxisten im vordergründig-gesellschaftlichen Tun trotz verschiedener Begründung desselben praktizieren?

Klären wir zunächst einmal die Begriffe „*Gottesglaube*“ und „*Atheismus*“ / Es könnte ja sein, daß diese Begriffe auf beiden Seiten und auch zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedenartige Größen meinten.

Der *Gottesglaube der Christen* hat — als der Glaube der Gemeinde des „Christus“ Jesus — seine Wurzel im *Glauben Israels*. Dieser Glaube versteht sich von Anfang an wesentlich als *Absage an alle Religionen und Götter der Völker*. Schärfer als jeder moderne Atheist haben die Propheten Israels die Götter der Religionen als Produkte des Menschen, als Projektionen menschlicher Ängste und Wunschträume ins Transzendente entlarvt.

Dieser „*Atheismus*“ Israels, den der christliche Glaube in gleicher Weise vertritt, entsprang freilich nicht der Enttäuschung des Menschen über seine ohnmächtigen selbstgemachten Götter (die ihn ja nicht hindert, sich immer wieder

neue Götter zu machen). Der Gottesglaube Israels und der Kirche gründet vielmehr in der *Begegnung von Menschen mit jener Macht*, die sich als *mächtiger* erwies *als der Mensch* und seine Götter, deren der Mensch — im Gegensatz zu seiner Verfügungsgewalt über Dinge und Menschen — nicht mächtig werden kann, die sich immer wieder als die große „Störung“ menschlicher Pläne und Berechnungen, als Schicksalsgewalt, als Gewissensanklage, zur Stelle meldet und die durch kultisch-religiöse Manipulationen oder durch philosophische Erklärungsversuche nicht beschwichtigt werden kann.

Diese in Wahrheit alle Dinge bewegende und regierende Macht hat ein Mann wie Mose als die nicht in den Rahmen der verfügbaren und benennbaren Dinge einfügbare *Realität eigener Art* und Würde, als ein nicht zu übersehendes „*Ich bin da*“ (hebr. *Jahwe* = JHWH 2. Mos. 3, 14) erkannt. Israel hat diese Macht in der damaligen Sprache der Religionen mit der Chiffre „Gott“, aber auch als „Herr“, „König“ und „Vater“ bezeichnet, wohl wissend, daß es sich hier nicht um ein „religiöses“ Gottesbild handelte, sondern um den Urgrund, Schöpfer und Beweger aller Dinge.

Von diesem Gottesglauben ist *dreierlei* zu sagen:

Der *Mensch* weiß sich von Jahwe nicht wie von einem unbegreiflichen Fatum als ohnmächtiges „Es“, als Marionette hin und her bewegt. Er weiß sich vielmehr von ihm als verantwortliche Person, *als ein „Du“ angesprochen*, er „hört“ und versteht das Walten dieses „Gottes“ als ein sinnvoll ihn zu Demut und Vertrauen erziehendes Tun, er weiß sich geliebt und zu freiem Dienst an seinen Mitmenschen aufgerufen.

Der *Mensch* weiß sich von Jahwe als dem eigentlichen Beweger der Geschichte zu seinem Mitarbeiter, zum *mitverantwortlichen Gestalter menschlicher Geschichte* gerufen. Das Gesetz Jahwes erfährt er als Einladung und Verpflichtung, das mitmenschliche Leben auf der Erde nach dem Bilde der erfahrenen Liebe Gottes zu ordnen, die menschliche *Gesellschaft* als eine Gemeinschaft gegenseitiger Hilfe und Handreichung, als eine Bruderschaft, in der keiner den andern unterdrückt oder übervorteilt, in der Gerechtigkeit herrscht, zu gestalten und, wo es not tut, immer wieder zum Besseren *zu verändern*.

Der *Mensch* weiß, daß Jahwe als der eigentliche Herr der Geschichte auch darin ernst zu nehmen ist, daß man *in Geduld* und ohne eigenmächtiges Vorgreifen die Stunde seines Eingreifens *abwarten* muß. Jedes Abweichen vom Gesetz Gottes, jede Gewalttat zur Beschleunigung der gesellschaftlichen Erneuerung hindert das Reifen menschlicher Herzen und eine wirkliche Erneuerung der Welt von innen her. Der Glaubende bleibt ein Wartender bis an den Tag, da Jahwe alles neu macht.

Der *biblische Gottesglaube* ist also etwas ganz anderes als die religiöse Gottesverehrung, die nicht nur der Selbstbeschwichtigung der Menschen, sondern auch — als Staatsideologie — der Sanktionierung des jeweiligen Herrschaftsystems

dient. Das Vertrauen auf Jahwe ist ein *Ernstnehmen erfahrener Wirklichkeit*, das *zu verantwortlicher Gestaltung und Veränderung der Wirklichkeit* führt. Die Erkenntnis des „Hintergrundes“ macht hier fähig, den „Vordergrund“ erst voll zu verstehen und zu formen.

Versuchen wir nun den *marxistischen Atheismus* näher zu bestimmen. Der marxistische Atheismus ist historisch entstanden als *Reaktion auf* eine bestimmte *Gestalt kirchlicher Verkündigung und Praxis*. Er ist gar nicht zu verstehen ohne diesen Hintergrund. Es muß darum zunächst gesprochen werden von der *Entartung des Christentums*, die den marxistischen Atheismus als Antwort auf diese Entartung kirchlichen Gottesglaubens provoziert hat.

Es muß als die tragische *Schuld der Kirchen* bezeichnet werden, daß der Not-schrei der unterdrückten und entrechteten Arbeitermassen des beginnenden Industriealters eine Christenheit traf, die seit langem die ihr aufgetragene revolutionäre Botschaft gesellschaftsgestaltender Liebe zusammen mit dem biblischen Gottesglauben verraten und verleugnet hatte. Die Kirche, ursprünglich und oft genug in der Geschichte revolutionäre Sprengkraft und Leitbild sozialer Umgestaltung, war längst zum *Hort der Reaktion* geworden, ihr Gottesglaube war eine religiöse Farce, war „Opium für das Volk“ im Dienste der Mächtigen. Das Christentum war zum *Scheinchristentum* entartet.

Diese Entartung hatte damit begonnen, daß sich die christliche Gemeinde spätestens seit *Konstantin* der Religiosität und der Gesellschaftsordnung des sie blutig verfolgenden römischen Staates anpaßte. Die Duldung und nachfolgende Privilegierung als römische Staatskirche honorierte die Kirche damit, daß sie hinfort darauf verzichtete, in das bürgerlich-politische Leben im Sinne des Evangeliums einzuwirken und eine Veränderung der Verhältnisse zu erstreben. Die Kirche begnügte sich damit, trostbedürftige Seelen auf das Jenseits zu trösten, und überließ dem Staat die Verantwortung für das politische Leben im Diesseits. Damit verband sich eine Verdrängung der Botschaft vom Königtum Jahwes (die Juden wurden blutig verfolgt, Jesus nicht mehr als der bevollmächtigte Christus Jahwes, sondern als Kultgottheit verstanden) zugunsten einer spiritualisierten neuplatonischen Religiosität. Daran hat auch die spätere Reformation nicht viel geändert.

Wie sollte das entrechtete Proletariat des 19. Jahrhunderts einer solchen Kirche ihre Botschaft von Gott abnehmen, wenn *dieser „Gott“ ihnen* nur als *der Beschützer ihrer Ausbeuter* begegnete? Wie sollte die gequälte Arbeiterklasse an die „Liebe Gottes“ glauben, wenn diese ihnen nicht in der tätigen Bruderliebe der Christen als überzeugende Realität nahekam?

Dieser Rückfall des christlichen Gottesglaubens in den religiösen Gottesglauben der Völker hat es dem Marxismus unmöglich gemacht, den biblisch-christlichen Gottesglauben mit seiner revolutionären Ethik wahrzunehmen.

Die Christen müssen es den Marxisten zugestehen, daß sie in dieser historischen Stunde gar nicht anders konnten, als diesen kirchlichen Gottesglauben abzulehnen. Ihr Atheismus hat — unter diesem Aspekt — das gleiche Recht wie der „Atheismus“ der Bibel, wenn er auch anders begründet wird. Christenglaube und Marxismus verwerfen beide den „Gott“ der Religionen. Die Übereinstimmung von Christen und Marxisten erstreckt sich aber auch auf weite Gebiete des gesellschaftlichen Lebens. Beide erstreben Gerechtigkeit für alle.

So wäre also die Gegnerschaft von Christen und Marxisten ein reines Mißverständnis gewesen und heute — nach Klärung der Begriffe und Aufklärung des Mißverständnisses bei gleichzeitigem Wandel der christlichen Verkündigung und Praxis — ein Anachronismus?

Leider ist die Sache nicht so einfach, wie es zunächst schien. Auch wenn die Marxisten zur Kenntnis nehmen, daß die Christen ihrem Pseudo-Gott und der reaktionären sozialen Praxis den Abschied gegeben haben (übrigens bisher nur einige Christen, während die offiziellen Kirchen und die „christdemokratischen“ Politiker noch kaum umgelernt haben), wird die Kirche sie damit noch nicht als Christen ansehen können.

Die Marxisten müssen nicht ohne weiteres einsehen, daß der biblische „Gottesglaube“ der Begegnung mit einer wirklichen Realität entsprungen ist. Wie soll man ihnen einsichtig machen, daß es sich auch im biblischen Gottesglauben nicht um eine menschliche Selbsttäuschung, um einen „religiösen Überbau“ handelt? In der Tat besteht hier ein echter Gegensatz zwischen marxistischem Atheismus und dem ursprünglichen Christusglauben. Darüber muß nun gesprochen werden. Die Christen nehmen *Jahwe* auch insofern als den wahren Beweger aller Dinge ernst, als sie ihn als den alleinigen Erwecker des Glaubens an ihn betrachten. Die Kirche kann wohl die Botschaft von Gott verkündigen, es steht nicht in ihrer Macht, Menschen von der Existenz Gottes zu überzeugen. Gott muß sich selbst durch das Zeugnis der Christen in Wort und Werk als lebenspendende und die Gesellschaft erneuernde Macht „beweisen“.

Das bedeutet: Christen müssen nüchtern damit rechnen, daß es Menschen gibt, die nicht an *Jahwe* glauben, die — wie die Marxisten — das „Vordergründige“ nicht im „Hintergrund“ einer göttlichen Realität begründet und darum auch nicht durch dieses Hintergründige begrenzt sehen.

Welche Aussicht auf gegenseitiges Verstehen hat dann ein Dialog zwischen Christen und Marxisten, wenn die gegensätzliche Begründung der Welt — in

„Gott“ dort, in sich selbst hier — durch menschliche Bemühungen allein nicht zu beheben ist?

Kann es unter diesen Umständen ein sinnvolles Gespräch miteinander geben? Können die Partner im Vordergründigen gesellschaftlichen Tuns fruchtbar zusammenarbeiten, wenn dieses Tun bei beiden anders begründet und begrenzt ist? Können beide diese andersartige Begründung und Begrenzung beim andern tolerieren?

Hier kann nur die christliche Antwort auf diese Fragen gegeben werden: Christen werden geduldig ihr Zeugnis von *Jahwe* geben und darauf warten, ob der andere sich dadurch von der Realität *Jahwes* überzeugen läßt. Christen werden die Marxisten fragen, ob nicht bei der Begründung der Welt in sich selber offene Fragen bleiben (die Frage nach Schicksal und Schuld, nach Todesangst und dem Scheitern des Menschen, nach dem Bösen, dem Egoismus trotz besserer Verhältnisse usw.).

Christen werden bereitwillig mit Marxisten zusammen an die Erneuerung der gesellschaftlichen Verhältnisse gehen. Sie werden aber, wo diese meinen, die Erneuerung schneller vorantreiben zu müssen, indem sie äußere Gewalt anwenden und die Herrschaft der bisherigen Klasse durch die ebenso harte einer neuen Klasse ersetzen und so wieder ungerechte Verhältnisse schaffen, laut dagegen protestieren, sich nicht daran beteiligen, diese Praxis zwar nicht mit Gewalt verhindern, aber ihr in gewaltlosem Widerstand widerstehen.

Christen werden also im Westen dagegen protestieren, daß der marxistische Atheismus dort mit Gewalt verhindert oder bürgerlich geächtet wird, daß Kommunisten ihrer politischen Rechte beraubt werden. Im Osten werden sie nur das unterstützen, was dem Christusglauben und der Liebe zu allen Menschen entspricht, aber sich distanzieren von allem, wodurch der kommunistische Humanismus sich von christlicher Menschenliebe entfernt. Christen werden die Marxisten fragen, ob mit solchen Methoden nicht die Humanität, um die es ihnen doch geht, verraten und dem Geist der Unterdrückung von Menschen durch Menschen, den man ausrotten wollte, wieder Raum gegeben wird.

Christen werden die Marxisten fragen, ob diese Inhumanitäten im „Vordergrund“ nicht ihre Ursache darin haben, daß bei ihnen der „Hintergrund“ nicht in Ordnung ist. Ob sie den Menschen nicht der Automatik einer Geschichts-ideologie und dem Schematismus einer unrealistischen Planung ausgeliefert haben, die zu wenig mit dem verantwortlichen Personsein, mit der Freiheit des Menschen zum Guten, aber auch zum Bösen, mit der „sanften Gewalt“ der Liebe rechnen.

Im übrigen: Wer von beiden der Wahrheit näher gekommen ist, Christusglaube oder marxistischer Atheismus, das wird — nach beider Hoffnung — erst dann aller Welt offenbar werden, wenn beider Ziel, das Reich der Gerechtigkeit wirklich geworden ist. Bis dahin möge man einander geduldig ertragen.

Möglichkeiten gemeinsamer Arbeit zum Wohle aller gibt es genug.

Oswald Jacobi Dialog oder Dogma

„Auch die marxistische Ideologie hält sich nicht frei von astrologischen Elementen, indem sie dem, was in den Wunschsternen geschrieben steht, einen realen Charakter verleiht. Dem ist aber nicht so. Manches steht in den Wunschsternen geschrieben, was heute noch keineswegs real ist, sondern erst morgen und übermorgen, aber dadurch, daß wir das künftig Reale schon als einen gegenwärtigen realen Wert behandeln, bringen wir es um seine künftige Verwirklichung. Jeder Ideologe ist gefährdet dadurch, daß er zum Astrologen oder zum Theologen wird, und gerade die marxistische Ideologie leidet am meisten unter solchen Entartungen, da diese ihre realistische Konzeption bei den Gegnern diskreditieren und es denen erleichtern, sich ihr gegenüber als reale Denker aufzuspielen.“
Johannes R. Becher 1957

Der kritische Intellektuelle der Bundesrepublik teilt sich mit seinen Kollegen in den faschistischen Diktaturen Spaniens und Portugals in die unangenehme Lage, bei einem Dialog über den Marxismus auf einen seiner wichtigsten Gesprächspartner verzichten zu müssen: auf eine kommunistische Partei seines eigenen Landes, die nicht von Staats wegen in die Illegalität getrieben wäre. Im Gegensatz zu spanischen oder portugiesischen Intellektuellen wird er jedoch noch mit einer zusätzlichen Schwierigkeit konfrontiert — ständig findet er sich in Gesprächen auf Beispiele aus jenem deutschen Staat verwiesen, in dem eine kommunistische Partei erlaubt und in der Regierung ist; das bundesdeutsche Echo auf „Marx“ lautet in vielen Fällen „Mauer“. Es ist hier nicht der Ort, Fragwürdigkeit bzw. Berechtigung dieser Methode zu erörtern, es genügt festzustellen, daß sie existiert und praktiziert wird, die Auseinandersetzung mit ihr also zum täglichen Brot eines kritischen bundesdeutschen Intellektuellen gehört. An diese Methode erinnert er sich also sofort, wenn er in dem Artikel „Marxismus — Theorie und Aktion“ von Jopke und Mühlberg (*kürbiskern* 2/67) liest, „daß es eine politisch neutrale Marxismusdiskussion nicht geben kann“ — ein Satz, der den Erfahrungen seiner eigenen gesellschaftlichen Praxis voll entspricht. Das Einverständnis dauert aber nur noch einen Halbsatz lang an, dann nämlich heißt

Oswald Jacobi: Dialog oder Dogma?

es: „Es scheint daher unabdingbar — auch im subjektiven Interesse einer konstruktiv-kritischen Diskussion unter linken Intellektuellen — sie von allen Einflüssen freizuhalten, die auf antikommunistische Vorurteile anspielen und sie befestigen.“

An diesem Satz fällt zunächst die begriffliche Unbestimmtheit des Wortes „anspielen“ auf, die ihn zu einer potentiellen Generalklausel macht, unter deren Verdikt jede Diskussion fallen kann, die überhaupt mit aktuellen Problemen des Marxismus sich befassen möchte. Ferner dekretiert er sich — per „unabdingbar“ und „freizuhalten“ — über die politische Realität zumindest der Bundesrepublik hinweg, ein administrativ-idealistisches Verfahren, dessen Wirkungslosigkeit man als bekannt voraussetzen kann. Das zentrale Objekt des Satzes sind jedoch die „antikommunistischen Vorurteile“, wobei auch Jopke/Mühlberg bekannt sein dürfte, daß sich ein nicht geringer Teil dieser Vorurteile auf Tatbestände bezieht, die heute in sozialistischen Ländern mit Begriffen wie „dogmatische Enge“ oder „Personenkult“ zwar m. E. mehr etikettiert als analysiert, auf jeden Fall aber inzwischen ebenfalls verurteilt worden sind. (Ob mit dieser offiziellen Verurteilung die dogmatische Enge bereits allenthalben als „gesprengt“, der Personenkult als „überwunden“ anzusehen ist, wie Jopke/Mühlberg einleitend feststellen zu können glauben, ist unter linken Intellektuellen durchaus noch Gegenstand einer konstruktiv-kritischen Diskussion, die allerdings damit auf antikommunistische Vorurteile zumindest „anspielt“.)

An dieser Stelle mag es nützlich sein, einen wie ich glaube nicht untypischen Entwicklungsweg eines durchschnittlichen linken Intellektuellen in der Bundesrepublik, dessen Geburtsjahr in die Nazizeit fällt, wenigstens zu skizzieren. Meist aus bürgerlichem bzw. kleinbürgerlichem Milieu kommend, übernimmt er zunächst die verschwommene Ideologie seiner Klasse, die ihn automatisch unfähig macht, sich der Widersprüche seiner eigenen Situation *bewußt* zu werden — er mag sie fühlen, oft auch darunter leiden: zu einer begrifflichen Analyse, die jeder Überwindung von Schwierigkeiten vorangehen sollte und für eine Bewußtwerdung unerläßlich ist, fehlt ihm das Instrumentarium. Mit dem ihm anerzogenen Wertschema versucht er sich durch weitgehende Negation auseinanderzusetzen, wobei theoretische Konglomerate entstehen, über deren idealistische, elitäre, anarchistische etc. Tendenzen z. B. im Bereich der Literatur der deutsche Expressionismus viel Material enthält — und deren latente Disposition zum Faschismus nicht nur am Fall Gottfried Benn deutlich wurde. All diesen Bewußtseins- (und aus ihnen resultierenden Verhaltens-) Formen ist gemeinsam, daß sie zur theoretischen Bewältigung wie zur praktischen Veränderung der als unbefriedigend empfundenen Lage ungeeignet sind. Man kann also Jopke/Mühlberg ohne weiteres zustimmen, wenn sie feststellen: „Das steigende Inter-

esse einiger Kreise der bürgerlich-humanistischen Intelligenz ist sicher auch dadurch motiviert, daß beim Versuch, die eigene Lebenspraxis theoretisch zu begreifen, immer häufiger auf den Marxismus als geeignetem Instrumentarium rekurriert wird.“ Dieser Prozeß nun wurde und wird in der Bundesrepublik häufig durch das gehemmt, was Jopke/Mühlberg mit dem Terminus „antikomunistische Vorurteile“ umschreiben.

Der Antikommunismus in Westdeutschland kann ja bekanntlich auf ein relativ ungebrochenes — und institutionell gesichertes — Kontinuum seit 1933 zurückblicken, eine Zeit von nunmehr 34 Jahren, während der die KPD lediglich elf Jahre lang zugelassen war. Dennoch macht man es sich zu einfach, wenn man alle theoretischen Einwände gegen den Kommunismus lediglich als Elemente einer ideologischen Kriegführung begreift, deren reaktionäre Motive und Ziele kein linker Intellektueller in der Bundesrepublik teilt. Dagegen gab und gibt es in der Geschichte der kommunistischen Parteien Entwicklungen, die auch einen objektiv wohlwollenden Betrachter bedenklich erscheinen müssen. Daß Symptome dieser Entwicklungen vom ideologischen und machtpolitischen Gegner als Waffen benutzt worden sind, macht ihre Diskussion um so dringlicher: eben um sie durch rationale Analyse dem Gegner wieder zu entziehen.

Zur Verdeutlichung des Gesagten möchte ich die Aussage eines unverdächtigen Zeugen heranziehen, des französischen Professors Maurice Merleau-Ponty. In seiner 1946/47 geschriebenen Untersuchung über „Humanismus und Terror“ versuchte er, das neuerliche Wiedererstarken des Antikommunismus nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges zu verhindern, insbesondere setzte er sich mit Koesters „Sonnenfinsternis“ auseinander, der er eine historisch-kritische Würdigung der Moskauer Prozesse entgegenstellte. Daß er daraufhin in der innerfranzösischen Auseinandersetzung einer Apologie des Stalin'schen Terrors bezichtigt wurde, mag hier als Beleg dienen, daß die folgenden Sätze keinen „Antikommunisten“ zum Verfasser haben: „Eine Union ist für sie (i. e. die Kommunisten, O. J.) nur mit Schwächeren denkbar, die sie beherrschen können, so wie sie sich auf einen Dialog nur mit Stummen einlassen. Im Bereich der Kultur zum Beispiel stellen sie die nichtkommunistischen Schriftsteller vor die Alternative, entweder Gegner oder, wie es heißt, 'nützliche Idioten' zu sein. Sie geben denjenigen Intellektuellen den Vorzug, die niemals ein politisches oder philosophisches Wort schreiben und sich dazu eignen, in den Inhaltsverzeichnissen der kommunistischen Zeitungen zur Schau gestellt zu werden. Und wenn sie bisweilen die Schriften der anderen begrüßen, dann geschieht dies nicht nur mit Vorbehalt, was ganz natürlich ist, sondern auch mit kränkenden Moralurteilen, als wolle man sie mit einem Schlag in die Rolle einweißen, die man für sie bereithält: die von Märtyrern ohne Glauben. Die kommunistischen Intellektuellen sind des Dialogs so entwöhnt, daß sie es ablehnen, an irgendeiner kollektiven Arbeit mitzuwirken, zu der sie nicht, offen oder insgeheim, eine Anweisung erhalten haben. Diese Ängstlichkeit, diese Unterschätzung kritischen Forschens

hängt mit der tiefgreifenden Veränderung im zeitgenössischen Kommunismus zusammen, der aufgehört hat, eine zuversichtliche Interpretation der spontanen Geschichte zu sein, und sich auf die Verteidigung der UdSSR zurückzieht.“¹⁾

So stellte sich die Situation einem linken Intellektuellen vor zwanzig Jahren dar, und ich möchte an dieser einen Stelle Eric Hobsbawm widersprechen, wenn er es in seinem „Dialog über den Marxismus“ (*kürbiskern* 4/66) besonders erstaunlich findet, daß dieser verheerende Eindruck inzwischen wachsender Attraktivität gewichen ist, „obwohl die großen marxistischen Organisationen, die kommunistischen Parteien, durch die Enthüllungen der Kommunistischen Partei der Sowjetunion auf deren 20. Parteitag intellektuell nicht wenig an Ansehen verloren haben.“ Gerade weil die KPdSU begann, ihre eigene Geschichte wenigstens teilweise selbstkritisch zu sehen (und diesen Prozeß offensichtlich ungeschwächt überlebte), wurde ihre Philosophie wieder attraktiver, und je mehr eine Kommunistische Partei bereit war, ihr auf diesem Weg zu folgen, desto mehr gewann sie an intellektuellem Ansehen zurück. Umgekehrt wird dieses Ansehen jedesmal dann wieder gemindert, wenn Methoden benutzt werden, die an die zu überwindenden Methoden erinnern (wobei für linke Intellektuelle in der Bundesrepublik meist nicht zu entscheiden ist, ob es sich dabei um Überbleibsel vergangener Zeiten handelt oder im Gegenteil um Versuche, diese Zeiten neu zu beleben). Jedenfalls befestigt jeder dieser Rückschläge antikommunistische Vorurteile, weil er den ideologischen Gegnern des Marxismus Gelegenheit gibt zu erklären, offenbar habe sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten an der kommunistischen Praxis doch nicht soviel geändert, wie einige Marxisten im Westen behaupten.

Interessant in diesem Zusammenhang ist, daß die fruchtbaren Beiträge zur Marxismus-Diskussion bislang vorwiegend von Kommunisten westlicher Länder stammen, die durch tagtägliche Auseinandersetzung mit dem organisierten ideologischen Gegner im eigenen Land daran gehindert werden, sich mit einem selbstgenügsam formalisierten Dogmen-Kanon zufrieden zu geben — aus den sozialistischen Ländern kommen dagegen häufig Warnungen vor einer solchen „offenen“ Diskussion. Das erinnert an den von Merleau-Ponty benannten Gegensatz von „zuversichtlicher Interpretation der spontanen Geschichte“ und bloßer „Verteidigung der UdSSR“. Selbstverständlich kann die Notwendigkeit einer solchen Verteidigung nicht bestritten werden, die sich heute auf das gesamte sozialistische Lager bezieht, zu fragen wäre allerdings, ob sich eine an der Macht befindliche Partei weniger Selbstkritik erlauben darf als eine in der Opposition befindliche, die sich mit selbstkritischen Äußerungen ja eine offene Flanke zum organisierten ideologischen Gegner im eigenen Land schafft: auf jeden Fall werden hier Unter-

¹⁾ Maurice-Merleau-Ponty „Humanismus und Terror“ I, Frankfurt/M. 1966, S. 21.

schiede zwischen kommunistischen Parteien deutlich, die in Ländern mit verschiedenen Gesellschaftsordnungen existieren. Wendet sich eine KP in einem sozialistischen Land an eine Bevölkerung, die mit den revolutionären Errungenschaften vertraut ist, so hat es eine KP in einem kapitalistischen Land mit Menschen zu tun, deren progressivste Vertreter Lucien Goldmann unlängst als „eine engere Schicht von Arbeitern, gebildetem Mittelstand und schöpferischen Intellektuellen, welche bewußt und entschlossen die im Entstehen begriffene Form des Kapitalismus ablehnen und sich die Frage nach der Möglichkeit eines Weges zu einer freiheitlichen menschlichen Ordnung ernstlich stellen“ definierte. Goldmann wies ferner darauf hin, daß „für das Bewußtsein dieser Gruppe das Versagen der Hoffnung auf die sozialistische Revolution im Westen und die Entwicklung des Stalinismus im Osten zu einem wichtigen, entscheidenden und vor allem schwer zu lösenden Problem wurden“²⁾ — Probleme also, die wiederum auf antikommunistische Vorurteile „anspielen“ und sie sicher „befestigen“ werden, wenn man sie nicht *offen* diskutiert.

Leider tun Jopke/Mühlberg eben das nicht. Die Schwäche ihres Artikels liegt generell darin, daß die Verfasser fast allen von Hobsbawm gestellten Fragen auf eine höhere Ebene der Abstraktion ausweichen, womit die konkreten Schwierigkeiten lediglich theoretisch überwölbt werden. Ein Satz wie „Die sozialistische Gesellschaftsidee beeinflusst nachhaltig die Bemühungen der Entwicklungsländer um ihren eigenen Weg“ ist ein Musterbeispiel abstrakter Deklamation, ein rethorischer Mantel, dessen positiver Faltenwurf dadurch ermöglicht wird, daß er seinem konkreten Inhalt viel zu weit ist. Die „sozialistische Gesellschaftsidee“ ist — so benutzt wie hier — wenig mehr als eine Hohlform, in deren Innerem der Streit zwischen Moskau und Peking lautstark scheppert. Hobsbawm hatte zum eigenen Weg der Entwicklungsländer angemerkt, es seien darunter auch Wege, „zu denen die traditionellen kommunistischen Parteien oder Arbeiterbewegungen nur am Rande beigetragen haben“, er nannte u. a. Cuba, Algerien und Ghana. So viel ich sehe, ist in diesem Hinweis einiges über die „konkrete Dialektik von marxistischer Theorie und marxistischer Organisation“ enthalten, deren Nichtbeachtung Jopke/Mühlberg so wortreich beklagen.

Ich möchte mir einen Exkurs über den Mißbrauch des Wortes „konkret“ in der abstrakten Publizistik unserer Tage versagen, darf aber doch darauf hinweisen, daß Jopke/Mühlberg gerade in Fragen der Organisation jede konkrete Dialektik durch einen totalen Begriffs-Fetischismus der „Partei“ ersetzen. Während Hobsbawm befand, es sei „heute nicht mehr möglich, die schlichte Ansicht zu vertreten, mit der viele von uns groß geworden sind, daß es einen, nur den einen, wahren Kommunismus gebe, und daß man ihn ausschließlich innerhalb

der kommunistischen Partei fände“, engen Jopke/Mühlberg die marxistische Theorie schlicht auf jenen kollektiven Denkprozeß ein, „dessen Motiv, Richtung und Basis von der Partei repräsentiert wird.“ Der nichtorganisierte Intellektuelle sieht sich damit wieder in die Rolle des „Märtyrers ohne Glauben“ gedrängt, von der Merleau-Ponty sprach — nur daß er es heute u. U. ruhigen Gewissens ablehnen wird, in einem solchen Theater noch eine Rolle zu übernehmen. „Die Partei“ hält er für eine Mystifikation angesichts der kommunistischen *Parteien*, die qualifizierte Diskussionen untereinander durch unqualifizierte Beschimpfungen ersetzen, auch sind ihm Zeiten erinnerlich, in denen „die Partei“ noch anderes repräsentierte als jene harmonische Trinität von Motiv, Richtung und Basis. Adam Schaff, seit 1955 Mitglied des ZK der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei, betonte z. B. in seinem 1961 erstmals veröffentlichten Essay „Konflikt der Humanismen“: „Wichtig ist es auch, das von Lenin im Parteileben so energisch verfochtene Recht des Parteimitglieds zu respektieren, im Rahmen der Rechte des Parteistatuts *seine eigene Ansicht* zu behalten und zu verteidigen. Das ist eine heikle und schwierige Angelegenheit. Um so mehr, als dieses Recht im Lauf vieler Jahre nach Lenins Tod *de facto gestrichen* war“³⁾. Schaff wies damals auch darauf hin, wie schwer es sei, sich von dieser vieljährigen Praxis zu befreien, wies auf Verknöcherungen und Routine sowie Angst vor Schwierigkeiten im Parteiapparat hin — kurz, er verwies auf genau jene *konkrete* Dialektik zwischen Theorie und Organisation, die auch linke Intellektuelle in der Bundesrepublik (und nicht nur hier) brennend interessiert.

Jopke/Mühlberg hingegen begnügen sich mit dem bloßen Verdikt, man bleibe dem Wesen des Marxismus „völlig äußerlich, wenn man ihn wie Kolakowski von solchen Intentionen her in eine reine Wissenschaft und bloße Herrschafts-ideologie trennt — dabei wird zerrissen, was den Marxismus als Besonderheit charakterisiert: nämlich *als* Wissenschaft wissenschaftliches Bewußtsein einer sozial handelnden Klasse zu sein.“ Hier bekommt der, der auf historische Fehlentwicklungen reflektierte, auch gleich die Verantwortung für diese zugeschoben, mit der zusammen man ihn als „völlig äußerlich“ aus der Geschichte eskamotieren kann — nur daß mit Kolakowskis Verschwinden die von ihm benannten Fakten noch lange nicht aus der Welt sind.

Die Methode, Schwierigkeiten denen anzulasten, die sie theoretisch zu formulieren versuchen (wobei erste Versuche im allgemeinen nie völlig glücken, aber immerhin einen Ansatz darstellen), zieht sich durch den ganzen Artikel, wobei bemühte Ironie allzu oft das Argument ersetzen muß. Habermas bescheinigt man „elegante Resignation“ — wobei das „elegant“ die zeitgenössische Variante der „kränkenden Moralurteile“ darstellt, von den Merleau-Ponty schrieb —

²⁾ Lucien Goldmann „Genets Bühnenstücke“ in „alternative“ Nr. 49/50, Oktober 1966, S. 125.

³⁾ Adam Schaff „Marx oder Sartre? Versuch einer Philosophie des Menschen“ Frankfurt/Main 1966, S. 146.

einigen (namentlich nicht genannten) marxistischen Publizisten attestiert man „jüngst erworbenen moralischen Rigorismus“, Beschäftigung mit den Pariser Manuskripten von 1844 gilt als „geistreiche Exegese der Frühschriften“. Nun sind weder in der SU noch in der DDR vollständige Ausgaben der Frühschriften allgemein zugänglich veranstaltet worden; allerdings hat man dafür in der DDR die Ökonomisch-Philosophischen Manuskripte auseinandergerissen und ihren philosophischen Teil 1953, den ökonomischen 1955 publiziert⁴⁾: „Politische Ökonomie, Philosophie und politische Strategie sind im Marxismus untrennbar“ (Jopke/Mühlberg) — die politische Strategie besteht aber u. U. eben darin, politische Ökonomie und Philosophie zumindest in den Schriften der Klassiker zu trennen.

Um nicht falsch verstanden zu werden: ich halte es für durchaus möglich, daß politische *Taktik* eine solche Trennung in einer bestimmten historischen Situation notwendig macht; nur sollte sich niemand mehr als ein Jahrzehnt später an einer kritisch geführten Diskussion mit Lehrsätzen beteiligen, deren historische Konkretisierung in einigen Punkten mehr als ungenügend gewesen ist. Versuche dieser Art sollten im Interesse sowohl der marxistischen Theorie als auch der auf sie sich berufenden Organisationen nicht unwidersprochen bleiben. Für die linken Intellektuellen der Bundesrepublik geht es darum, eine einleuchtende und annehmbare Alternative zu dem zunehmend autoritativen Staat zu entwickeln, in dem sie leben. Diese Alternative muß tagtäglich gegen einen Gegner verteidigt werden, dessen Intelligenz und dessen Kenntnisse man ebensowenig unterschätzen sollte wie seine Gefährlichkeit — es ist also wenig sinnvoll, ihm mit einer theoretischen Pseudo-Geschlossenheit zu begegnen, die lediglich die eine Funktion erfüllen würde, ihre eigenen Vertreter weitgehend zu isolieren.

Zweifelsohne haben Jopke/Mühlberg vollkommen recht wenn sie feststellen: „Der stark gestiegenen und in der Gegenwart aufs Neue wachsenden Organisiertheit des Spätkapitalismus — ein Phänomen übrigens, das nicht zuletzt aus seiner Gegnerschaft zum Sozialismus erwächst — ist ohne Organisation und bewußte, gegliederte Zusammenfassung der antikapitalistischen Kräfte nicht Paroli zu bieten.“ Diskutiert werden müssen also vordringlich: Art und Form dieser Organisation, sowie in welchem Bewußtsein und in welcher Gliederung sich die antikapitalistischen Kräfte zusammenfassen lassen. Vordringlich ist also ein Dialog dieser antikapitalistischen Kräfte, zu denen sich mit Recht auch die kritischen linken Intellektuellen zählen. Unabdingbar scheint es, diesen Dialog freizuhalten von allen Beiträgen, die vor konkreten Fragen in abstrakte Rhetorik ausweichen: ein Dialog mit Stummen, wie ihn der vermeintlich „geschlossene“ Marxismus führte, muß endgültig der Vergangenheit angehören.

⁴⁾ Marx/Engels „Die heilige Familie und andere philosophische Frühschriften“ Berlin 1953, Marx/Engels „Kleine ökonomische Schriften“ Berlin 1955.

Die Bewußtseinspaltung im politischen Leben der Bundesrepublik macht auf den ausländischen Beobachter einen verwirrenden Eindruck. Oberflächlich betrachtet scheint die Unzufriedenheit der Intellektuellen mit der Politik der Herrschenden der Gleichgültigkeit der Massen gegenüber der herrschenden Politik zu entsprechen.

Viele kritische Intellektuelle dieses Landes haben in den letzten zwei Jahrzehnten komplizierte Analysen über die entfremdete kapitalistische Gesellschaft hergestellt, vor denen sich selbst die philosophischen Aufsätze von Sartre als ein Musterbeispiel aktionsfreudiger Unmißverständlichkeit ausnehmen. Übersetzer von Texten aus der Frankfurter Schule Adornos wissen das: sie haben sich mit einer Sprache auseinanderzusetzen, die fast vergessen macht, daß sie gesellschaftliche Mißstände beschreibt. Daneben steht das Hammer-Esperanto der „Bild“-Zeitung, das eine permanente Idylle mit einigen Störungen in den Köpfen der Massen erzeugen soll. Kritische Intellektuelle sind hierzulande offenbar sehr eingeengt, ihre Unzufriedenheit politisch zu aktivieren. Liegt das nur an den gesellschaftlichen Bedingungen?

Vor kurzem erklärte der westdeutsche Schriftsteller Hans-Magnus Enzensberger, das Geld, das er durch die Verleihung des Nürnberger Literaturpreises erhalten habe, führe er einen Fond für die politisch Verfolgten in der Bundesrepublik zu. Aus den Kreisen der Herrschenden hagelte es danach Proteste. In der Bundesrepublik, so wollten sie aller Welt vorlügen, gebe es keine politisch Verfolgten. Enzensberger hatte diese Verfolgten bei ihrem bürgerlichen Namen benannt — bei Gericht kannte man die Betreffenden als Kommunisten. Die Nürnberger Rede des Lyrikers war jedenfalls ein politischer Schritt von eminenter Bedeutung. Enzensberger hatte sich öffentlich mit Kommunisten solidarisch erklärt. Das war eine Stellungnahme, die auch unter kritischen Intellektuellen allenfalls privat zu hören war.

Nebenbei stelle ich hier fest, daß es in Frankreich außer Faschisten keinen Bürgerlichen gibt, der das Verbot der KP seines Landes hinnähme, weil sie die Demokratie bedrohe. Ich glaube, dasselbe gilt auch für alle anderen westlichen Länder, die auf parlamentarische Traditionen zurückblicken können. Aber offenbar will auch hier die deutsche Bourgeoisie wieder aller Welt Lehrmeister sein — dieses Mal „demokratisch“ drapiert. Für das demokratische Ausland war aber das Bekenntnis zur „jungen deutschen Demokratie“ eine einzige Heuchelei,

als 1956 die KPD verboten wurde und, so weit sie noch lebten, dieselben Kommunisten verfolgt wurden, die am entschlossensten gegen die Nazis gekämpft hatten. Im Inferno des deutschen Faschismus war es gerade der Kampf dieser Kommunisten gewesen, der die Ehre der deutschen Nation zu einem wesentlichen Teil gerettet hat. Im demokratischen Ausland ist es auch niemanden entgangen, daß die Kommunisten erneut verfolgt wurden, der Rechtsradikalismus sich aber mehr oder weniger unbehindert entfalten konnte, teilweise sogar durch die herrschenden Kreise des westdeutschen Kapitalismus gefördert wurde. In Anbetracht der latent faschistischen, westdeutschen Gesellschaft ist die Wiederzulassung der KPD für das internationale Ansehen und die Erhaltung der Demokratie der Bundesrepublik absolut notwendig. Ein deutscher Staat, den dasselbe Herrschaftssystem prägt, das den Hitlerismus hervorbrachte, ist ohne kommunistische Opposition eine Bedrohung für den Frieden in Europa. Dies um so mehr, als die Regierung dieses Staates verschleierte Territorialforderungen stellt und Notstandsgesetze plant, die an die legalisierte Machtübernahme durch die Nazis erinnern. Wie jeder Europäer, der den deutschen Faschismus kennengelernt hat, so weiß auch die Mehrheit der Franzosen, daß der deutsche Imperialismus jüngster Geschichte erst dann seine Großmachtpolitik in Gang setzen konnte, nachdem die kommunistische Opposition ausgeschaltet war.

Aber selbst unter kritischen Intellektuellen der BRD bemerkte ich immer wieder eine politische Halbherzigkeit, wenn es um die historische und aktuelle Rolle deutscher Kommunisten ging. Wie selbstverständlich waren die öffentliche Hinnahme und die private Ablehnung des Verbots der KPD. Lange genug ließen sie sich von Fehlern und Mißständen in der DDR ablenken. Sie diskutierten, ach so politisch, über die Probleme des anderen deutschen Staates und vergaßen darüber die des eigenen. Im übrigen war mir wiederholt aufgefallen, daß eine Unterhaltung über die Politik kommunistischer Parteien auch erst dann in Fahrt kam, wenn Kommunisten aus Italien oder Frankreich zu den Gesprächspartnern gehörten. Dabei schwärmen manche westdeutsche Intellektuelle von der KPI, als wäre jene der liebe Gott selbst. Offenbar gab es bisher wenige, die den Dialog mit deutschen Kommunisten suchten.

Deshalb ist es erfreulich, wenn hier ein westdeutscher Intellektueller die politische Zusammenarbeit mit Kommunisten für notwendig hält, selbst unter dem Aspekt ernstzunehmender Einschränkungen: ich meine Oswald Jacobis Diskussionsbeitrag zu den im „*kürbiskern*“ erschienenen Artikeln von Eric Hobsbawm („Dialog über den Marxismus“, 4/66) und Jopke/Mühlberg („Marxismus — Theorie und Aktion“, 2/67). Es ist bedeutsam, daß Jacobi das Niveau der Abstraktion in den beiden vorausgegangenen Artikeln durch konkrete Beispiele weiterbringt. Stand bei Hobsbawm die Renaissance der Theorie in einer fast platonischen Reinheit im Zentrum der Fragestellung, so verwiesen Jopke/Mühlberg zu Recht auf die notwendige Einheit von Theorie und Praxis. Jacobi polemisiert mit der bisherigen Theorie und Praxis der Kommunisten, indem er auf

die Mängel der einen und einige Entartungen der anderen hinweist. Das bringt ihn schließlich zu seiner entscheidenden Frage: Wie muß die Alternative zu dem zunehmend organisierten und bedrohlichen Kapitalismus aussehen? Aber es bleibt bei der Frage, wenn sie auch als Aussage formuliert ist. Es berührt das Problem, das seit Jahren innerhalb der westeuropäischen Linken diskutiert wird: Welche Hindernisse und Möglichkeiten hat der Intellektuelle bei der Zusammenarbeit mit einer kommunistischen Partei. Ich kann hier weitgehend allgemein diskutieren, weil es um die Organisationsprinzipien der kommunistischen Parteien schlechthin geht.

Jacobi weist sich aus: er sei einer der in der Nazizeit geborenen Intellektuellen, die „meist aus bürgerlichem bzw. kleinbürgerlichem Milieu kommen“. Jacobi argumentiert im Namen eines bestimmten Typus:

Im Prozeß der Negation zum anerzogenen Wertschema seiner Erziehung eignete er sich das begriffliche Instrumentarium des Marxismus an und befand sich damit in einem neuen Widerspruch zu seiner Gesellschaft. Das marxistische Instrumentarium half ihm auch, die bürgerliche Klassenbedingtheit einer Reihe von oppositionellen Haltungen zu durchschauen, aber es genügte ihm nicht, die „antikommunistischen Vorurteile“ in seiner Gesellschaft gänzlich der Ideologie des Kapitalismus zuzuschreiben. Im Gegenteil: In Fehlleitungen und Entartungen der kommunistischen Bewegung sieht Jacobi eine der Hauptursachen für diesen Antikommunismus, mit dem er täglich zu kämpfen hat. Er distanziert sich zwar von den reaktionären Motiven und Zielen der antikommunistischen, ideologischen Kriegsführung, meint aber, daß vor allem eine „offene“ Fehlerdiskussion von seiten der kommunistischen Parteien die antikommunistische Front aufreißen könnte. Der westdeutsche Autor sieht sich hier als individueller Marxist im Gegensatz zur marxistischen Organisation. Ist deshalb der Marxismus für Jacobi ein nützlicher Begriffsapparat zur Lösung individueller Probleme? Meint es Jacobi ernst, wenn er die wichtigste politische Aufgabe so formuliert, daß Art und Form der Organisation diskutiert werden müßten, die alle antikapitalistischen Kräfte zusammenfasse? Will er die Problematik von Theorie und Praxis lediglich diskutieren? Braucht der Marxist Jacobi die kommunistische Partei, um die Gegensätze zwischen Individuum und Organisation zu klären oder braucht er sie für seinen eigenen Kampf?

Jacobis Adressat wechselt. Das eine Mal meint er die kommunistischen Parteien sozialistischer, das andere Mal die der kapitalistischen Länder. Zumeist argumentiert er von der Position des nichtorganisierten Intellektuellen. Einmal — Adam Schaff zitierend — spricht er für die Organisierten der Stalinzeit.

Es ist offenkundig, daß die objektiven Bedingungen, unter denen die kommunistischen Parteien arbeiten, Organisation und Mitgliedschaft weitgehend beeinflussen. In dem einen Fall sind es Parteien an der Macht, in dem anderen Parteien in Opposition oder in der Illegalität. Zu diesen objektiven Bedingungen gehören auch historische und aktuelle Besonderheiten der verschiedenen Par-

teien, ihre Stärke oder Schwäche. Was Ziel und Organisationsprinzipien betrifft, so orientieren sich jedoch alle Parteien — bei allen Unterschieden des Vorgehens, auch bei Konflikten — an der Theorie des Marxismus-Leninismus. Die historischen und aktuellen Probleme der kommunistischen Weltbewegung — bis hin zum Konflikt Moskau-Peking — können weder durch a priori Erklärungen fürs Fehler-Diskutieren noch durch pauschale Sätze über die sich verändernden Bedingungen des politischen Kampfes gelöst werden. Hobsbawm formuliert hier zu Recht: „Es gibt nur harte, langwierige und unter den gegenwärtigen Umständen wohl kaum endgültige Ergebnisse zeitigende Arbeit“. Freilich soll dem Gegner durch „rationale Analyse“ von Fehlern (Jacobi) die Mauer der Vorurteile eingerissen werden, auch wenn die Erfahrung lehrt, daß sich der Gegner deshalb nicht weniger effektive Vorurteile zurecht machen wird. Die Bewältigung der Fehler muß auch über die Arbeit eines einzelnen Historikers hinausgehen: Sie muß die Organisation verändern und durch die Organisation im Ganzen bewältigt werden. Das Honorar des Gegners für die sogenannten offenen Fehlerdiskussionen ist eine freundliche Umarmung zur Erstickung der gesellschaftspolitischen Praxis. Solche Fehlerdiskussionen sind Deklamationen. Die Alternative dazu ist aber nicht Marxismus als Geheimwissenschaft, sondern Selbstkritik für die Konsolidierung der wirklichen Bewegung.

Jacobi fordert „rationale Analysen“, argumentiert aber selbst mit Verallgemeinerungen, die den Charakter von Behauptungen haben. Dazu gehört der Satz, „die fruchtbaren Beiträge zur Marxismus-Diskussion“ seien „bislang vorwiegend von Kommunisten westlicher Länder“ gemacht worden. Welche Beiträge? Unter welchen Bedingungen sind sie entstanden? Welchen Zweck verfolgten sie? Der Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft erfordert andere „Beiträge zur Marxismus-Diskussion“ als der Kampf für die Überwindung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Im Sinne des Marxismus lassen sich die einen nicht gegen die anderen ausspielen. Beiträge sind dann fruchtbar, wenn sie sich entsprechend den jeweiligen Erfordernissen des Fortschritts gesellschaftlich realisieren. Verzeichnen die sozialistischen Länder in den letzten Jahren keine Fortschritte? In diesem Zusammenhang sei auf einen Satz von Jopke/Mühlberg hingewiesen: „... die Lebensfähigkeit einer sozialen Idee (ist) nicht aus theoriegeschichtlicher Immanenz ideologisch zu erklären“. Jacobi argumentiert aber vor allem ideologiekritisch. Es geht ihm so sehr um die Ideologie, daß er, der den „offenen“ Dialog sucht, eine ideologische Zensur für die Beteiligung am Dialog verteilt: stellvertretend für andere sollten sich nämlich Jopke/Mühlberg nicht mehr an einer „kritisch geführten Diskussion mit Lehrsätzen beteiligen, deren historische Konkretisierung in einigen Punkten mehr als ungenügend gewesen ist“ (Jacobi). Der „offene“ Dialog wird hier geschlossen — von dem, der ihn wünscht. Wer für den „offenen“ Marxismus eintritt, für die Diskussion desselben jedoch Passierscheine ausstellt, der spricht über Ideologie und praktiziert in Wirklichkeit Politik.

Das angedrohte Ausschlußverfahren gilt hier für bestimmte Autoren aus der DDR: Jopke/Mühlberg scheinen offenbar als der Sack zu fungieren, auf den Jacobi schlagen muß, bevor er sich zu einer „einleuchtenden und annehmbaren Alternative zu dem zunehmend autoritativen Staat“ (Jacobi) bekennt, in dem er selbst lebt. Über die Alternative — wohl eine sozialistische — sagt Jacobi wenig aus, um so mehr aber über die „Methode, Schwierigkeiten denen anzulasten, die sie theoretisch zu formulieren versuchen“. In diesem Fall über Jopke/Mühlbergs Artikel, in dem laut Jacobi „bemühte Ironie allzuoft das Argument ersetzen muß“. Allerdings ersetzt unser Kritiker die „bemühte Ironie“ durch seine Polemik, die er sachlich zu stützen versucht. Diese Stützen halten keiner Prüfung stand. Ein wichtiges Beispiel soll das demonstrieren:

Es handelt sich um die Marxschen „Frühschriften“. Etwas verschwommen meint Jacobi, diese Texte seien weder in der SU noch in der DDR „allgemein zugänglich veranstaltet worden“. (Was das bedeuten soll, bleibt unklar). Die erste Ausgabe der „Ökonomisch-Philosophischen Manuskripte“ aus Paris 1844 wurde 1932 in der Moskauer Marx-Engels-Ausgabe (MEGA) veranstaltet. In der DDR erschienen sie 1953 und 1955 in getrennten Editionen. Die Problematik dieser Manuskripte sind Beispiele für die Schwierigkeiten bei der Herausgabe von Marxschen Texten. Die Edition dieser Texte erfordert Spezialisten, und dennoch hat es bisher in verschiedenen Fällen Variationen der Edition gegeben. Über die erwähnten Pariser Manuskripte von 1844 schreibt der westdeutsche Theologe und Kenner der „Frühschriften“ Erich Thier in seiner Einleitung zu dem 1955 in Göttingen erschienenen Buch „Das Menschenbild des jungen Marx“: „Abweichungen in der Textgestaltung sind angesichts des Zustandes des erwähnten Marxschen Manuskriptes nur zu leicht erklärbar. Die ursprüngliche Marxsche Intention hinsichtlich Aneinanderreihung und Paginierung der Manuskripte ist nicht mehr erkennbar.“ In seiner Vorbemerkung zu „Nationalökonomie und Philosophie“ schreibt Siegfried Landshut, der Herausgeber der 1953 im Stuttgarter Kröner-Verlag erschienenen „Frühschriften“: „Da die außergewöhnlichen Schwierigkeiten der Entzifferung des Originals alle Herausgeber vor manche Rätsel stellten, so ergaben sich verschiedene Lesarten bei den drei herausgegebenen Texten... Gegenüber den verschiedenen Versuchen, die ökonomischen, anthropologischen, soziologischen und philosophischen Erörterungen des Manuskripts aus der willkürlichen Reihenfolge im Marxschen Manuskript herauszunehmen und sie unter bestimmten Titeln neu anzuordnen, hält unsere Ausgabe an der Reihenfolge fest, wie sie aus der Paginierung hervorgeht, die Marx selbst vorgenommen hat.“ Aber auch die Ausgabe von Landshut hat Mängel und Auslassungen, die ich hier nicht näher beschreiben kann. Die erste, nach den bisherigen Erfahrungen mit den Berliner Marx-Editionen wohl auch zuverlässigste Ausgabe aller „Frühschriften“ erscheint in einem Sammelband der seit 1956 erscheinenden Gesamtausgabe von Marx.

Wo eine mögliche Lesart der Pariser Manuskripte eine getrennte Edition zuläßt, vermutet Jacobi politische „Taktik“, die er zu allem Überfluß auch noch verstehen will. Das scharfe Urteil ist hier fatal: die Polemik fällt auf den Absender zurück.

Überhaupt ist Jacobis polemische Methode eher gegen vermutete Haltungen der Kritisierten als gegen deren Formulierungen gerichtet. Wo Jopke/Mühlberg lediglich von „so mancher geistreichen Exegese der Frühschriften“ sprechen, unterstellt ihnen Jacobi sogleich die Behauptung: „Beschäftigung mit den Pariser Manuskripten von 1844“ gelte als „geistreiche Exegese der Frühschriften“. Wer die Diskussionen über die „Frühschriften“ in der Bundesrepublik kennt, weiß übrigens, daß diese Schriften fast ausschließlich dazu benutzt wurden, den jungen gegen den späten Marx auszuspielen. Das gesellschaftspolitische Ziel dieser Exegese formulierte Erich Thier in der Einleitung zu dem oben genannten Buch: „Wo im Ernst um den Menschen gerungen wird, kann die Sorge Gottes um den Menschen nicht ausgeklammert werden. Der junge Marx hat das dennoch versucht und eben damit eröffnete er den Weg zur Vergötzung des Menschen und der menschlichen Arbeitskraft, die nachgerade synonym mit dem Menschen erschien. Gerade weil dem so ist, muß das Gespräch mit dem jungen Marx weitergeführt werden. Sein ‚realer Humanismus‘ ist auf seine Tragfähigkeit hin zu prüfen, damit die aus dem Ostkollektiv Entlassenen nicht ins Bodenlose treten und damit denen, die im Westen keinen Boden unter den Füßen spüren und den Halt bei Marx suchen, hilfreich begegnet werden kann.“ War die Absicht des Theologen wenigstens noch von praktisch-ethischer Bedeutung, so wurden die „Frühschriften“ bei den abstrakten Utopisten der Frankfurter Schule zur „geistreichen Exegese“ reduziert, die oft nichts anderem als sich selbst genüge.

Auch die Methode, wie Jacobi Merleau-Ponty ins Spiel bringt, überzeugt wenig. Es reicht nicht aus, Merleau-Ponty vor dem möglichen Vorwurf des „Antikommunismus“ in Schutz zu nehmen, indem man den „Beleg“ anführt, man habe ihn einmal der Apologie des Stalinschen Terrors bezichtigt. Mit einer Anspielung auf die „innerfranzösische Auseinandersetzung“ kommt man auch nicht weit: hier wäre, im Hinblick auf das lange Zitat über den „Dialog mit Stummen“, eine Darstellung der Auseinandersetzung notwendig. So erhält dieses Zitat den Stellenwert einer „allgemeingültigen“ Wahrheit und nicht den einer historisch und persönlich bedingten. Auf diese Weise werden historische Fehlentwicklungen falsch beschrieben.

Die Diskussion über Fehlentwicklungen der kommunistischen Bewegung ist auch nicht sinnvoll, wenn man, wie Jacobi, so oft Stellen aus dem Zusammenhang zitiert. Jopke/Mühlberg belassen es nicht bei einer „abstrakten Deklamation“ (Jacobi), wenn sie beispielsweise vom Einfluß der „sozialistischen Gesellschaftsidee“ auf die „Bemühungen der Entwicklungsländer“ sprechen. Dieser Feststellung geht der Hinweis auf Lenins Imperialismus-Theorie und ihrer Bedeutung für das Bündnis der Arbeiterklasse und den kolonial unterdrückten Völkern

voraus. Im übrigen ist der Charakter eines jeden allgemein theoretischen Artikels zu Abstraktionen angehalten, die dann letztlich die Position des Autors bestimmen lassen.

Der zentrale Gedanke in dem Aufsatz „Marxismus: Theorie und Aktion“ lautet: „Die praktische Organisation der marxistischen Bewegung ist selbst ein ausgezeichnete philosophischer Gegenstand, ebenso wie die Überlegungen zur Verbreitung der marxistischen Theorie in den Köpfen jener, von deren revolutionärem Handeln der Abbau der entfremdeten Welt abhängt.“ Diese Realisierung von Theorie und Aktion kann nicht von Vereinbarungen über den Modus „offener“ oder „geschlossener“ Dialoge abhängig gemacht werden. Das wäre eine Anwendung des bürgerlichen Vertragsrechts auf den politischen Kampf eines Kollektivs. Bezeichnenderweise stehen bei Jacobi ausschließlich die Fragen eines marxistischen Intellektuellen und seines Verhältnisses zu kommunistischen Parteien zur Debatte. Mit Nachdruck muß hier betont werden, daß die Rolle der Intelligenz im Kampf gegen die „wachsende Organisiertheit des Spätkapitalismus“ von immenser Bedeutung ist. Auch Jacobi ist sich dessen bewußt. Aber sieht er denn die wirkliche Funktion der Marxisten? Sieht er, daß es ihnen um die Mobilisierung des Bewußtseins der Arbeiterklasse gehen muß?

In diesem Zusammenhang erinnere ich an den Schluß der Marxschen „Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“: „Die Philosophie kann sich nicht verwirklichen ohne die Aufhebung des Proletariats, das Proletariat kann sich nicht aufheben ohne die Verwirklichung der Philosophie.“ Eine der historischen Bedeutungen Lenins bestand darin, die Organisationsprinzipien dieser dialektischen Verwirklichung zu entwerfen. Das vollzog sich in aufreibenden Auseinandersetzungen, die für den Marxismus nach wie vor exemplarisch sind. Westeuropäische Intellektuelle, die marxistisch auftreten, halten die Lektüre Lenins meist für überflüssig. Marxismus ohne Leninismus erstarrt aber zu akademischer Tüftelei oder geistreichem Feuilletonismus.

Fehlerdiskussionen über die Entartungen der kommunistischen Weltbewegung diskreditieren sich selbst, wenn sie die Organisationsprinzipien marxistisch-leninistischer Parteien preisgeben. Die Geschichte des Antikommunismus ist so alt wie das Kommunistische Manifest und die Forderungen nach „offenen“ Diskussionen sind älter als der Dogmatismus der Stalinzeit.

In der weitverbreiteten „legalen“ marxistischen Literatur zu Beginn des Jahrhunderts plädierten die „freien“ Marxisten immer wieder für die „Freiheit der Kritik“ bei der sozialdemokratischen Partei. Auch damals gab es eine „Blüte des Marxismus an der Oberfläche der Literatur“, die durch das „Bündnis extremradikaler mit sehr gemäßigten Leuten hervorgerufen wurde“ (Lenin in „Was tun?“). Lenin fügte dem hinzu, daß die „legalen“ Marxisten fast ein Monopol darauf erhielten, den Marxismus zu „erledigen“. Die „Freiheit der Kritik“ wurde zum Schlagwort. Im Grunde genommen lief das Ganze auf eine Trennung von Theorie und Praxis hinaus.

Am Anfang der Schrift „Was tun?“ lesen wir: „Dogmatismus‘, ‚Doktrinarismus‘, ‚Verknöcherung der Partei als unvermeidliche Strafe für die gewaltsame Abschnürung des Denkens‘ — das seien die Feinde, gegen die die Verfechter der ‚Freiheit der Kritik‘ im ‚Rabotscheje Djelo‘ wie Ritter das Schwert ziehen.

Und wer sollen die Richter sein?“

Das ist die entscheidende Frage.

Die kommunistischen Parteien verstehen sich als Arbeiterparteien, weil die Befreiung des Menschen von der kapitalistischen Ausbeutergesellschaft nur mit Hilfe der Selbstbefreiung der Arbeiterklasse zustande kommen kann. Lenin erkannte als erster, daß dazu eine Organisation nötig sei, die eine höhere Form der Organisiertheit besitzen müsse als die Organisationsformen der Bourgeoisie. In dem Aufsatz „Sozialistische Partei und parteiloser Revolutionismus“ heißt es dazu: „Der vollendetste, stärkste und klarste Ausdruck des politischen Kampfes der Klassen ist der Kampf der Parteien. Parteilosigkeit ist Gleichgültigkeit gegenüber dem Kampf der Parteien . . . Gleichgültigkeit ist stillschweigende Unterstützung desjenigen, der stark ist, desjenigen, der die Herrschaft hat.“ Das entscheidende Element für die Tätigkeit und Disziplin der kommunistischen Parteien als Parteien der Arbeiterklasse ist „das Klassenbewußtsein der proletarischen Avantgarde“ (Lenin). Wie sehr die Korruption dieser Disziplin die Korruption von Arbeiterparteien bewirkt, zeigt die Entwicklung der sozialdemokratischen Parteien.

Was Jacobi aber vorschwebt, ist im Grunde genommen die „selbständige‘ Kraft der Intellektuellendemokratie“ (Lenin). Es ist die Position des Intellektuellen, der unter den Losungen des Sozialismus auftritt und dennoch den konsequenten Schritt des wirklichen Marxisten zur Organisation scheut. Seine Konsequenz besteht lediglich darin, daß er der Organisation Bedingungen stellt, die ideologisch, das heißt auf dem Papier als „offene“ Diskussionsbeiträge festgehalten werden sollen. Er will die Rolle des Richters übernehmen, der, wie die Erfahrung mit solchen Richtern lehrt, einmal nicht angehört, keineswegs der stumme, sondern sehr gesprächige Partner für die Bourgeoisie werden kann. Die „Richter“ für die „Freiheit der Kritik“ sind aber keine papierene Vereinbarungen, sondern der wirkliche Stand des proletarischen Klassenkampfes. Verschiebungen und Bewußtseinsveränderungen der Arbeiterklasse in der spätkapitalistischen Sozialstruktur ändern den Kern dieser Sache nicht. Die „Freiheit der Kritik“ oder die von Jacobi geforderte „offene“ Diskussion wird von der Bourgeoisie mühelos integriert. Was den politischen Kampf betrifft, entscheidet über die „Freiheit der Kritik“ nicht der parteilose Marxist, sondern die marxistische Partei. Jacobi teilt mit allen nichtorganisierten Linken Frankreichs und Italiens die Widersprüchlichkeit des Intellektuellen, seine Radikalität und seinen Opportunismus. Dieser Typus negiert die Werteskala seiner klassenmäßigen Herkunft und wartet quasi, bis er den Standpunkt der Arbeiterklasse *findet*. Dabei will er „ideale“ kommunistische Parteien, die auch ohne ihn das schwere Geschäft erledigen

können, marxistisches Bewußtsein unter der Arbeiterklasse zu verbreiten, um dann bei Fehlern möglichst marxistisch die Kritik des Geschäftes zu besorgen. Jacobis Ruf nach „offener“ Diskussion ist eine andere Vokabel für den parteilosen Kampf des marxistischen Intellektuellen. Jopke/Mühlberg bemerken hier zu Recht, daß einem solchen Kampf der „Stempel der Machtlosigkeit“ aufgeprägt ist. In diesem Zusammenhang sei auch an die Bereitwilligkeit der Bourgeoisie erinnert, nichtorganisierte Marxisten zu benützen, um den Marxismus — und sei er noch so revolutionär — akademisch oder geistreich einzustäuben —, von den durch den CIA finanzierten europäischen Diskussionen „Offener Marxismus“ ganz zu schweigen.

Die Organisiertheit des Kapitalismus, um so mehr die des durch den Staat regulierten Monopolkapitalismus kann heute nur durch ein höheres Prinzip der Organisiertheit gebrochen werden. In diesem Sinn bleibt „Parteilosigkeit eine bürgerliche Idee“, „Parteilichkeit eine sozialistische Idee“ (Lenin).

Gerade die Organisiertheit der kommunistischen Parteien und ihre historische Kampferfahrung ermöglichen aber auch eine breite Bündnispolitik mit all den Kräften, die ihre Ohnmacht und Misere im System des Spätkapitalismus erkannt haben.

Die Zusammenfassung aller „antikapitalistischen Kräfte“ — genauer wäre der Begriff „antimonopolistische Kräfte“ — geht über Diskussionen mit kritischen Intellektuellen hinaus. Zugleich ist diese Diskussion aber auch eine wichtige Voraussetzung für die Führung des politischen Kampfes. Es geht dabei nicht um vorher getroffene Abmachungen, sondern um die Stärkung der wirklichen Bewegung, die ohne disziplinierte Parteiorganisation unmöglich ist. Sie realisiert sich mit der Entwicklung der Theorie, die ihre Effektivität mit und durch die Organisation findet. Im Sinne einer gesellschaftlichen Veränderung greift dadurch das Individuum in die Geschichte ein. Damit sei nichts über die Kompliziertheit der wechselseitigen Beziehungen zwischen Individuum und Organisation gesagt, die vor allem den Intellektuellen betreffen, der sich durch Bewußtsein und Erfahrung einen neuen Klassenstandpunkt aneignet. Der Intellektuelle, der unter parteiloser marxistischer Flagge segelt, muß sich im Klaren darüber sein, daß er den Zustand der Spannung selbst miterzeugt und reproduziert, den er gegenüber den marxistischen Parteien empfindet. Es wird auch zuletzt *seine* Entscheidung sein müssen, ob es im politischen Kampf bei „papierenen Vereinbarungsbedingungen der radikalen Intelligenzler“ bleibt (Lenin), oder ob er, wie es die Arbeiterschaft verlangt, eine „tatsächliche Kampfgemeinschaft“ will. Dieses war und bleibt die zentrale Aufgabe der Organisation.

Friedrich Hitzer Gespräch mit Joris Ivens

Hitzer: Diskussionen über engagierte Kunst sind scholastisch, wenn sie lediglich über die Kunst und nicht über das Engagement der Künstler geführt werden. Das zeigte auch die Diskussion in München über Ihre Filme. Dabei sind gerade Ihre Filme, Joris Ivens, Beispiele dafür, wie komplex das Engagement zwischen Film und Filmer sein kann. Sie haben einmal Filme gemacht, die allein durch den Stoff engagiert sind. Ich denke hier an „Spanische Erde“ und „Borinage“. Dieser zeigt den Kampf der belgischen Arbeiter während des Generalstreiks im Jahre 1932, jener den Kampf des spanischen Volkes im Bürgerkrieg. Sie haben aber auch Filme gemacht, die, gemessen an der Wahl des Stoffes, angeblich kein Engagement erkennen lassen. Ich denke dabei an Ihren letzten Film „Pour le Mistral“, einen poetischen Film über den „Föhn“ im Rhonetal, den Mistral. Gibt es, wie die bürgerliche Kritik es verbreitete, einen engagierten und nicht-engagierten Joris Ivens?

Ivens: Das Engagement bleibt immer. Ich kann die Unterscheidung der bürgerlichen Kritiker zwischen meinen kämpferischen und angeblich unkämpferischen Filmen nicht nachvollziehen. Das Engagement ist mein Verhältnis zur Realität und zum Publikum. Es ist die Einheit meiner Arbeit und meiner Arbeitsweise. Ein engagement total, im Denken über die Sache, im Kampf mit den Menschen um ihre Befreiung, in einem klaren Dialog mit dem Publikum, das begreift, daß ich in meinen Filmen engagiert bin. Da ist keine Maske, keine Taktik, die täuscht. Mein Engagement ist geradeaus und beruht auf Stellungnahmen, die ihren tieferen Grund in meiner Weltauffassung haben. Freilich gibt es eine strategische und thematische Linie, die bei der Ausarbeitung eines politischen Films auch taktische Fragen der Freiheitsbewegung und der Arbeiterbewegung berücksichtigt. Darf ich „Borinage“ als Beispiel nehmen? Der Generalstreik der belgischen Arbeiter war mächtig und konnte dennoch nicht die Herrschaft der Bourgeoisie brechen. Aber einen verlorenen Streik sehe ich als Marxist nicht als einen Verlust an; die Arbeiterschaft hatte auch hier dazugelernt, so daß der nächste Streik auf eine höhere Stufe kommen kann. Das war damals ein politischer Streik, gemischt mit ökonomischen Kampfmaßnahmen. Mein Engagement war die Konzeption, daß ein verlorener Streik bereits die Keime des neuen Streiks enthalte, die sich später entfalten. Mein Film war damals in allen kapitalistischen Ländern verboten. Und wenn Du ihn heute anschaust, siehst Du, daß diese Keime, die ich

hier in einem früheren Streik gezeigt hatte, immer noch fruchtbar sind. Mit diesem Film konnte ich auf meine Weise der Streikbewegung helfen: der Streik der Textilarbeiter in Holland wurde gerade durch ihn aus einem tieferen Stadium herausgerissen und stärker. In diesem Fall griff der Film direkt in den technisch-politischen Kampf ein. Dieses Engagement ist sehr schwer, und die bürgerlichen Kritiker sind in seiner Beurteilung nicht ehrlich. „Borinage“ kritisieren sie mit Hinweisen auf die technische Seite des Streifens und sagen, das sei statisch und das sei so und so. Eigentlich meinen sie die politische Seite, wollen sie aber nicht bei Namen nennen und richtig angreifen. Es wäre sehr schön, wenn sie offen kritisierten und sagten, ich bin nicht einig mit ihnen. Der Bürger muß sich ja nicht unbedingt mit dem Kampf der Arbeiter vereinigen. Es geht aber immer über den ästhetischen Umweg, und sie merken nicht, daß sie mit ihrem ästhetischen Urteil oft falsch liegen.

Vor „Borinage“ hatte ich einen Film über Philips-Radio gemacht. Ich liebte seinerzeit die filmische Virtuosität und Akrobatik. Ich habe alles gemacht. Sechs Bälle hättest du hochwerfen können, ich hätte acht geworfen, zwei mehr und obendrein hinter meinem Rücken. All das, was man an Technik erlernt, die Meisterschaft beim Drehen und Schneiden, das Professionelle, das ich sehr liebe. Das war im Film über Philipps-Radio alles zusammenkombiniert. Im Film über den schweren menschlichen Kampf fehlte die technische Virtuosität, die verschiedenen formalen und technischen Möglichkeiten waren ausgespart. Es ging um ein anderes Thema, den schweren Kampf der Grubenarbeiter. Hier ging es um Leben oder Tod eines Kindes, um Löhne und bessere Arbeitsbedingungen für die folgenden zehn Jahre. Die technischen Möglichkeiten haben ihren relativen Wert und sind deshalb in diesem Film zurückgenommen. Die Kamera wird bescheiden, der Künstler wird bescheiden.

Hitzer: Mit Recht lehnen Sie die Unterscheidung der bürgerlichen Kritiker ab, engagierte und nicht-engagierte Filme ästhetisch zu trennen. Bei „Borinage“ steht das Thema im Vordergrund. Andere Filme sind thematisch vermittelt. Können Sie die Widersprüchlichkeit der bürgerlichen Kritik anhand Ihres letzten Filmes erläutern? „Pour le Mistral“. Leider ist auch dieser wie die wenigen in der Bundesrepublik gezeigten Ivens-Filme fast bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Bei „Valparaiso“ ist die Verstümmelung des Verleihs geradezu kriminell. Und man kann den Atlas-Filmverleih nicht mehr auf Schadensersatz verklagen, weil er Bankrott gemacht hat.

Ivens: Ich habe leider zu spät davon gehört und war sehr verärgert, aber hierzulande haben engagierte Leute nur Schwierigkeiten und Ärger. Nun, zu „Pour le Mistral“. Ein gutes Beispiel: hier wird nämlich der Wind nicht wie eine mystische Sache gesehen, etwa in dem Sinn, daß der Kampf ewig weiterginge. Hier werden viele Seiten des Windes gezeigt. Solche Themen haben eine lange Inkubationszeit. Filme dieser Art mache ich erst dann, wenn ich wirklich die Zeit dazu habe. Die Geschichte schreitet rasch voran, daß viel mehr politisch

engagierte Filme gemacht werden müßten; das glaube ich, gilt für mich und für viele jüngere Dokumentaristen. Filme wie der über den Mistral brauchen eine lange Zeit der Vorbereitung und Kontemplation. Dieser Film war zunächst aus der Beobachtung entstanden. Ich ruhte mich einmal im Süden von Frankreich aus und sah, wie sich am Himmel ein Kampf zwischen zwei Winden abspielte, der Mistral dominierte aber und fegte den Himmel blau, und das war sehr schön anzusehen. Zwei Stunden lang dauerte dieser Kampf. Der Westwind kämpfte mit einer großen Cumuluswolke. Der Mistral dagegen mit langen, fast raketenähnlichen Wolken. Das dauerte etwa zwei Stunden und ich habe mir gedacht, man müßte diese „Schlacht der Wolken“ in drei bis vier Minuten zeigen. Leider habe ich das noch nicht gemacht. Das Geld fehlte mir dazu. Aber der erste Eindruck war so wie bei einer Sache, in die man sich plötzlich verliebt. Das verbreitet sich dann auf andere Dinge, auf Gefühle und Gedanken. Dann beginnen die Entdeckungen. Ich gehe aber viel weiter, will wissen, wer schon vor mir diese Sache vorgefunden hat, Dichter, Maler. Wie haben sie den Wind ausgedrückt? Vielleicht hat Dante doch schon in seiner Imagination im Flugzeug gegessen und diese Wolken auch von oben gesehen, ohne daß er oben war. Wir haben das Glück, sie von oben zu sehen und das Glück, eine visuelle Kunst in der Zeit schaffen zu können. Wir malen jetzt den Wind auf eine neue Weise. Vielleicht hat man in einer späteren Generation eine weitere uns noch unerschlossene Möglichkeit, den Wind darzustellen. Wenn man findet, wie Künstler in der Lyrik, in der Malerei, im Tanz versucht haben, den Wind zu gestalten, kann man den Reichtum an Untersuchungen einem solchen Film zukommen lassen. Hier spielt das Engagement wieder eine Rolle. Denn die Lektüre dieser Geschichte und die Betrachtung jener Bilder betreibe ich nicht wie ein religiöser oder pessimistischer Mensch. Hier sieht kein Pantheist, sondern ein Marxist den Wind. Das Engagement ist hier speziell. Es ist kein unmittelbar klassenkämpferischer Film und dennoch ein kämpferischer Film, weil er zeigt, daß man gegen die Natur kämpfen kann, richtig, intelligent kämpfen. Man soll sich nicht einfach gleiten lassen, was mit dem Wind sehr leicht geht, man kann sich schnell mit ihm identifizieren und nicht unser Verhältnis zu dieser Kraft der Natur ausdrücken, das aktiv ist. Ich weiß nicht, ob das klar ist?

Hitzer: So unmißverständlich, daß es der bürgerlichen Kritik schwerfallen wird, Ivens in die Wolken hochzuloben, weil er nun endlich den Klassenkampf hat sein lassen.

Ivens: Ich fühle mich selbst sehr wohl in diesem Film. Leider gab es ein Problem. Ich konnte nicht alles machen, was ich wollte. Ich habe schon Schwierigkeiten mit der Finanzierung meiner sozialkritischen Filme. Und nehme ich ein Thema, das die Bürger für ästhetisch halten, habe ich auch Schwierigkeiten mit den Finanzen. So ist es aber. Ich wollte noch etwas anderes mit diesem Film erreichen. Hier kann sich eigentlich jeder seinen eigenen Wind aussuchen. Die einen denken an die Liebe, die er ihnen bringt, die anderen denken, der Wind

sei die revolutionäre Kraft, die sie vereinigt. Auf verschiedenen Ebenen wird der Mistral gezeigt; das hat er mit einem Gedicht gemeinsam. Neben der Physik des Windes ist das Spüren des Windes und die Kontemplation. Jeder kann sich irgendwie mit ihm auf ganz persönliche Weise zurechtfinden. Ich lasse hier viele Freiheiten der Assoziation zu. Der Film aber geht weiter. Vielleicht ist er sogar kämpferischer als der Vietnam-Film „Zwischen Himmel und Erde“ angelegt. Auf jeden Fall tiefer. Das wird man später in der Geschichte meiner Arbeit sehen.

Hitzer: Freilich hängt auch die Geschichte Ihrer Arbeiten von der „Arbeit“ der Geschichte ab, beziehungsweise den Kräften, die Geschichte machen. Filme sind ein kleiner Teil, der in den Prozeß der Geschichte auf den komplizierten Umwegen des Bewußtseins mit eingreift. Und wenn es auch kein beschreibbares Rezept für die Filmmacher gibt, wie sie sich nun daran beteiligen können oder sollen, so gibt es doch die Optik, für die jeweils herrschenden Verhältnisse. Sie durchsichtig und glaubhaft zu machen, entscheidet nun doch wieder heute wesentlich die Wahl des Stoffes. Die Bürger denken nun mal beim Mistral an Kunst, beim Bergarbeiterstreik an einen Kunstmangel, der der Wahl des Stoffes zuzuschreiben ist. Soziale Konflikte, zumal die einer Klassengesellschaft, sind eben mit ein Kriterium für die Beurteilung eines Filmes. Wenn ich heute an den jungen deutschen Film denke, so fällt mir auf, daß die Regisseure soziale Themen, wenn überhaupt, dann vermittelt und symptomkritisch wiedergeben. Wir haben in der Bundesrepublik wenig Filme über die Sozialgeschichte des Landes, ganz zu schweigen von Versuchen, die Problematik der Arbeiterschaft unter den Bedingungen des Spätkapitalismus in den Griff zu bekommen. Sie haben gerade in diesem Bereich viel Erfahrungen gesammelt. Wenn ich noch einmal auf „Borinage“ zu sprechen komme, frage ich mich nach den Hindernissen, die dem Dokumentaristen während eines Streiks im Wege stehen. Nehmen wir mal an, ein westdeutscher Dokumentarist wollte nun die Entstehung eines Streiks — heute finden allenthalben wilde Streiks statt, von denen man wenig erfährt — filmen, gäbe es gewiß eine Reihe technischer Schwierigkeiten.

Ivens: Das ist nicht nur ein technisches Problem. Das ist eine persönliche Sache. Man braucht das Temperament eines Partisanen . . .

Hitzer: Peter Weiss sagte vor zwei Jahren beim Internationalen Schriftsteller-treffen in Weimar, die Aufgabe des Schriftstellers in kapitalistischen Ländern sei die Aufgabe eines Partisanen . . .

Ivens: Ich wußte das nicht, glaube aber, daß das auf mich zutrifft. Oft sagen die Leute, warum gehst du nicht zum großen Film. Das heißt dann: lange Filme mit Schauspielern. Hier kommt aber mein Temperament zum Durchbruch. Es gehört zu mir, als Künstler sowohl die Technik als auch das Temperament einzusetzen. In meiner Arbeit bin ich zugleich ein kämpferischer Revolutionär. Natürlich ist da die Technik die eines Partisanen. Man muß sich ganz in dieses tägliche Leben der Menschen einleben: in diesen kämpferischen Filmen braucht

man ihr volles Vertrauen, das Vertrauen der Menschen, die dann im Film vorkommen. Denn das ist ein Kampf gegen einen ungeheuren Gegner, den sie führen, gegen den Unternehmer oder die Polizei, oder, wie in Vietnam, wo ein Volk von Bauern gegen den hochtechnisierten amerikanischen Aggressor kämpft. In „Borinage“ brauchte ich das volle Vertrauen der Arbeiter. Das war die Voraussetzung schlechthin. In Westdeutschland haben sich die Filmschaffenden bisher leider zu wenig um die Arbeiter gekümmert. Sie sollten sich mit den Gewerkschaften beschäftigen oder mit Arbeitern, die in einer Kampfposition stehen, seien es auch wenige. Das sind Vorbedingungen, die der Technik vorausgehen. Man kann nicht bloß als Filmmann hereinkommen.

Hitzer: Die Positionen in diesem Lande sind — gemessen an der Wirklichkeit — oft geradezu absurd. Man kann vielleicht von einer sozialen Erblindung sprechen. Das wird besonders deutlich, wenn wir die Maßstäbe der Kritik anfassen. Die „Filmkritik“, die lange Zeit als links gegolten hatte, baute mitten in die Landschaft der sozialen Dramatik die Kulisse einer neuen ästhetischen Linken auf. Hier wird allen Ernstes vorausgesetzt, daß wir in einer klassenlosen Gesellschaft leben, und so ist es nur konsequent, wenn sie Marxens Worte benutzen, um weit hinter Hegel zurückzufallen — „die Kritiker haben den Film nur verschieden interpretiert, es kommt darauf an, ihn zu verändern“. Viele Regisseure verhalten sich ähnlich kritisch-unkritisch. Der gesellschaftliche Prozeß wird indessen ihre Positionen deutlicher erkennen lassen als das bisher der Fall war. Wir haben auch gute Filmtraditionen und einige der jungen Regisseure werden sich bestimmt weiter entwickeln. Allerdings glaube ich, daß beispielsweise die Oberhausener schon weitgehend zum Etablisement gehören, so daß jüngere Gruppen notwendig sind, um die besten dieser Regisseure in Unruhe zu versetzen und mitzuhelfen, den jungen deutschen Film nicht das herrschende System zementieren zu lassen. Dieser junge deutsche Film braucht gerade für seine künstlerische Entwicklung eine soziale Dynamik.

Ivens: Ich kenne die westdeutschen Verhältnisse nicht genau. Ich glaube aber, es gibt hier zwei Wege. Ein Land mit Filmgeschichte braucht den großen Film, selbst wenn die Kommerzialisierung des Films fast total ist. Man kann hier dennoch versuchen, seine Unabhängigkeit zu erzwingen. Vielleicht kann man an Themen herangehen, die wirklich großen Wert haben. Jüngere Gruppen, Amateure, Absolventen von Filmschulen, die in ihr Leben etwas mehr setzen als einfach Künstler zu sein, werden sich etwas mehr Mühe geben müssen. Sie sollten nicht so sehr auf die großen Produktionen spielen, aber wissen, daß sie in den ersten Jahren ihres Schaffens einen unendlichen Reichtum gewinnen, der viel größer ist als der, den sie im Studio haben können. Sie können ihre Arbeit auf eine Höhe bringen, die eine Einheit in ihrem Leben abgibt. Ihr Denken wird möglicherweise konsequent und klar sein und nicht im Gegensatz zu ihrem künstlerischen Schaffen stehen, was die kommerzielle Sache immer mit sich bringt.

Hitzer: Es wäre zu wünschen, daß mehr Kritik an der begrenzten sozialen Umwelt geübt wird, aus der die meisten Künstler selbst stammen. Mehr Kritik gegenüber dem Standpunkt, es sei letzten Endes völlig unerheblich, worüber man arbeite, es käme doch nur darauf an, wie die Sache gemacht werde. Die Willkür gegenüber der Wahl der Themen bedingt auch die Willkür gegenüber den Mitteilern. Und dann braucht man natürlich die Ideologie der „entideologisierten“ Gesellschaft als Apologie. Beides bewirkt aber die allmähliche Erstarrung der künstlerischen Arbeit. Der Dokumentarist ist freilich einem Korrektiv ausgesetzt — der unmittelbaren Wirklichkeit, so daß der Regisseur schon während des Prozesses der Arbeit sich verändern kann.

Ivens: Unbedingt. Vor allem bei großen historischen Ereignissen wie im spanischen Bürgerkrieg. Ich war zwar für die politische und soziale Problematik vorbereitet — andernfalls hätte mich die ganze Sache vielleicht gar nicht berührt —, aber das war die erste Konfrontation mit Leben und Tod. Wie Du gesehen hast, ist „Spanische Erde“ nicht nur ein Film über Spanien, sondern auch ein Film über Leben und Tod, konkret über den Tod eines italienischen Soldaten, der nach Hause schreibt. Beim Schluß dieses Filmes über einen Krieg hast Du auch gesehen, daß die Sache mit der Großaufnahme von einer Zwiebel aufhört. Das war seinerzeit revolutionär, einen Film über den Krieg mit einer kleinen Zwiebel, die Wasser bekommt, aufzuhören. Und das ist nicht symbolisch, sondern real. Oder genauer gesagt: das Symbol ist so real geworden, daß du alles damit assoziieren kannst, auch unsere Hoffnung, daß das spanische Volk einmal frei sein wird. Es wird viel mehr Leid kosten als wir damals gedacht haben. Es wird länger dauern. Wir waren damals viel zu romantisch, zu optimistisch: jedenfalls war es ein falscher Optimismus.

Hitzer: Viele Filme über den spanischen Bürgerkrieg enden mit diesem falschen Optimismus oder mit dem Pessimismus der Verklärung und Resignation, in dem der Mut der Kämpfenden als Illusion und Kampf für nie Erreichbares gezeigt wird. Der Sieg der Faschisten wird entweder kaum zur Kenntnis genommen oder als Finale der spanischen Geschichte angesehen. Ihr Film endet mit dem Sieg der Bauern, die ihre Bewässerungsanlage aufbauen. Die Anlage hätte die Bevölkerung von Madrid um ein Vielfaches ernähren können — die Anstrengung des Bauern galt hier den Verteidigern der Republik. Waren aber die Geschlagenen nach dem Sieg der Faschisten nicht weiterhin Verteidiger der Freiheit? Ist in dieser kleinen Zwiebel nicht der Keim der neuen Kämpfe der Zukunft?

Ivens: Die Zwiebel ist in der Universität von Madrid, bei den Arbeiterkämpfen in Barcelona, oder bei den jungen Priestern, die gegen ihre reaktionäre Kurie kämpfen. Sie erkennen in diesem Film auch lyrische Elemente und meine Liebe zur Natur. Erst wirkt das Wasser noch ein wenig symbolisch. Gegen Ende ist das Symbol in der Realität aufgegangen. Du darfst auch nicht die Montage vergessen. Da geht etwas voraus, was gestern richtig gesagt wurde: dieser Arbeiter,

der niemals zu schießen gelernt hat, muß nun schießen, weil er leben will. Für den Analytiker wäre interessant zu untersuchen, wie der Künstler hier vorgeht, um den Vorgang vom Realen zum Symbolischen und von dort auf einer höheren Stufe wieder zum Realen zu bringen.

Hitzer: Es bleibt dennoch eine Metapher, auch ist das Symbol, bleiben wir bei der Betrachtung der Zwiebel, noch vorhanden. Im Zusammenhang mit dem bearbeiteten Land und dem Bauern ist die Zwiebel Ergebnis der Arbeit und damit Teil jener Realität, die Befreiung erheischt. Sie sprachen vom falschen Optimismus jener Zeit. Haben Sie mit dieser Zwiebel nicht doch schon dem plakativen Pathos eine Absage erteilt und jenen Optimismus erreicht, der seinerzeit die Hoffnungen Ihrer Genossen trug? Warum ist dieser Optimismus künstlerisch so selten und überzeugend umgesetzt worden wie in dem Film „Spanische Erde“?

Ivens: Das weiß ich nicht. Vielleicht liegt es daran, daß sich die Künstler nicht genügend anstrengten. Wenn sich Künstler mit politischen Themen beschäftigen, meinen sie oft, das sei leichter als andere Themen. In Wirklichkeit sind die Anstrengungen kolossal. Natürlich sind wir als Künstler teilweise der theoretischen Schulung verpflichtet. Die marxistisch-leninistische Theorie ist für uns sehr wichtig. Mir haben meine politisch-theoretischen und philosophischen Studien sehr geholfen, die Arbeit zu vertiefen.

Hitzer: Von bürgerlicher Seite wird immer wieder darauf hingewiesen, daß jene Theorie dem künstlerischen Schaffen im Wege stünde, ja gerade die künstlerische Arbeit unfruchtbar mache. Haben Sie diese Erfahrungen gemacht?

Ivens: Mitnichten: sie gibt mir mehr Freiheit. Ich kann mein Sujet von allen Seiten betrachten. Ich gehe von allen Seiten heran und komme damit in Kontakt mit dem Sujet. Als ich den Spanienfilm drehte, hatte ich schon zehn Jahre gearbeitet. Dieser Film enthält die Erfahrungen der früheren Arbeiten: ich hatte viele Filme über das Thema Arbeit gedreht. Dabei hatte mir die Theorie geholfen. Auch im Krieg finde ich die Arbeit wieder. Ich sage hier: der Krieg ist fast das tägliche Leben. Meine Filme über die Arbeit haben mir geholfen, daß ich den Spanienfilm drehen konnte. In „Spanische Erde“ bin ich mit der Kamera wiederum weniger bescheiden. Ich führe lyrische Elemente ein, die ich aus „Borinage“ ferngehalten hatte, obgleich es das Thema doch angeboten hätte...

Hitzer: Man müßte präzisieren, was damit gemeint ist, von allen Seiten an das Sujet heranzukommen. In der Diskussion wurde kritisiert, daß in Ihrem Vietnamfilm „Himmel und Erde“ nur die Seite der Vietcong gezeigt worden sei. Wie läßt sich das vereinbaren?

Ivens: Ich spreche lieber von der Nationalen Befreiungsfront, obwohl das ein langes Wort ist und die Leser Vietcong besser verstehen als FNL. Ich sehe genau die Verbrechen der Amerikaner. Wenn ich an ein Thema von allen Seiten herangehe, muß ich nicht überall persönlich anwesend sein. Ich muß nicht nach Saigon fahren, um erst dann die Wahrheit über die Amerikaner herauszufinden. Ich kann die eine oder andere Sache der Amerikaner ohnedies benutzen. Ich

muß mich nicht auf beide Seiten begeben und in jede Seite hineindenken. Ich will mich gar nicht hineindenken, wie Herr Maxwell Taylor oder Westmoreland selbst denken. Deren Denkprozeß gliedere ich zwar in meine Analyse ein, aber nicht im Sinn jener Objektivität, die beide Seiten gegeneinander abwägt, indem sie die Subjektivität der Gegner untersucht. Ich denke natürlich daran, wie ein Amerikaner sich verhält, der von diesem Krieg nicht genug weiß. Das Herangehen von allen Seiten zwingt den Dokumentaristen keineswegs dazu, zu den Mördern zu gehen und mit ihnen das Zimmer zu betreten.

Hitzer: Mit anderen Worten — die Psychologie des Mörders ist hier irrelevant geworden.

Ivens: Sie muß analysiert werden. Sie ist insofern für mich als Dokumentaristen uninteressant, als daß ich beim Publikum dafür plädierte, dies zu verstehen. Die Analyse des Mörders ist wichtig: ich muß ihn sofort attackieren können. Meine Freiheit ist die Attacke gegen die Seite der Mörder. Ich sage in meinem Vietnam-Film nicht: die Amerikaner sind nicht da. Die amerikanische Seite kommt in meinem Film vor, ohne daß ich in einem amerikanischen Flugzeug fliegen müßte, um die Vietcong von oben anzuschauen. Das wäre gegen meine eigene Natur. Ich kann das nicht. Das ist unmöglich.

Hitzer: Sie hatten selbst gesagt, hier gebe es auch für den Film nur Alternativen: ein Film, der zwischen den beiden Seiten hin- und hergeht, nach dem Prinzip, jede Münze hat zwei Seiten, kann das Problem nur verschleiern. Ein Film, der den amerikanischen Standpunkt darstellt, ist diesem vorgetäuschten Objektivismus vorzuziehen.

Ivens: Wer wirklich glaubt, Botschafter der Freiheit zu sein und meint, die Amerikaner haben für die Zukunft der Menschheit eine Aufgabe in Vietnam, soll das versuchen. Wir werden sehen, daß ihm das nicht gelingt. Es gibt keinen einzigen überzeugenden Film der Amerikaner. Ebenso wenig wie Goebbels einen überzeugenden Film über den Faschismus hätte herstellen können. Der „Triumph des Willens“ hat lediglich die Faschisten selbst überzeugt. Als dieser „Triumph des Willens“ nach Amerika kam, sah jeder ganz deutlich die große Gefahr des Weltkriegs, obgleich dieser Wille nur den Triumph des Friedens — sprich Faschismus — forderte. Man sagte dennoch — hier ist der Zweite Weltkrieg angekündigt.

Hitzer: Dieses Beispiel zeigt aber auch die Möglichkeiten der Verführung. Denn es gab viele Faschisten. Und deshalb brauchen wir heute Filme, die die amerikanische Situation kritisch analysieren, um zu zeigen, daß die Verbrechen in Vietnam nicht auf die Beschränktheit oder Bosheit einiger Leute zurückzuführen ist. Wir brauchen Filme für Millionen, die von neuem einer Goebbelschen Verführungstechnik zum Opfer fallen könnten.

Ivens: Das war nicht die Aufgabe meines Films. Aber wir brauchen solche Filme, allerdings nicht Filme die für beide Verständnis und Vertrauen aufbringen. Hier sollten wir schon darauf achten, nicht von den „Amerikanern“ zu sprechen. Es

gibt das Pentagon und die reaktionäre Clique, die Bankgruppen und die Interessenvertreter der Monopole mit ihrer Kriegsindustrie und es gibt das amerikanische Volk, das zu wenig weiß und einige wenige, die schon mehr wissen. Vielleicht wäre das der Stoff für einen großen neuen Film — „Zwei Himmel, zwei Erden“.

Hitzer: Die Cubaner haben Filme in dieser Richtung gemacht. Ich denke an Filme von Santiago Alvarez, der das falsche Bewußtsein der kämpfenden amerikanischen Truppe entlarvt.

Ivens: Wenn Du Santiago Alvarez fragst, wirst Du sehen, daß er dasselbe hat wie ich. Er kann nämlich zugleich den wirklichen Kampf des vietnamesischen Volkes zeigen, während er die amerikanische Seite entlarvt. Es gibt Grenzen und Ausschnitte, die man nur andeutet. Ich deute an, daß die Amerikaner mit ihren Computers niemals verstehen können, was dort geschieht. Ich deute es nur an und für einige Zuschauer wird diese Andeutung genug sein, für andere nicht. Die brauchen neue Filme. Mit meinem Film wollte ich die Eindrücke wiedergeben, die ich in Hanoi gewann — daß nämlich in diesem kämpfenden Volk eine ungeheure moralische Kraft vorhanden ist, eine Zuversicht in den Sieg und das Recht. Wenn der Film das vermittelt, genügt mir das. Er wird, wie ich weiß, in Amerika sehr verlangt und oft gezeigt. Aber Du hast Recht, wir müssen jetzt auch in Europa Filme machen, die das amerikanische Publikum direkt ansprechen.

Hitzer: Habt Ihr nicht neulich in Paris einen dementsprechenden Plan besprochen?

Ivens: Fünf große Regisseure haben sich zusammengefunden — Jean-Luc Godard, Alain Resnais, Agnes Varda, Klein und Jacques Demi. Alle wollen je einen Filmsketch machen, der sich direkt an die Amerikaner wendet. Fünf bekannte Regisseure, das ist ungeheuerlich. Leute von sehr verschiedenen Temperamenten und Richtungen...

Hitzer: Ich wünschte mir, daß das die westdeutschen Regisseure ermutigt, den Franzosen nicht nur formal, sondern auch einmal thematisch nachzueifern. Es ist deprimierend, wenn nun schon das zweite Jahr der amerikanischen Eskalation kein einziger Film über Vietnam in Oberhausen gezeigt wird. Selbst wenn die analytischen Fähigkeiten dieser fünf Regisseure dem schwierigen Thema vielleicht nicht ganz gerecht werden sollten, allein die Tatsache eines solchen Entschlusses ist entscheidend.

Ivens: Das ist ein wichtiger Prozeß. Schon die Tatsache, daß sie sich in einem Zimmer zusammenfinden um etwas gemeinsam für Vietnam zu machen, das ist ungemein wichtig. Hier finden doch, wenn Du willst, Eskalationen des Bewußtseins statt. Und es wird von der Biographie eines jeden einzelnen abhängen, ob das wieder zurückgeht. Natürlich sind hier auch Regisseure dabei, die das nicht aus direkten Gründen machen, weil sie auch in Amerika wieder arbeiten wollen. Simone Signoret war mit dabei; sie weiß, daß sie in Amerika keinen einzigen

Film mehr drehen wird, wenn sie sich an diesem Projekt beteiligt.

Hitzer: Wird sie mitmachen?

Ivens: Sie macht mit. Wir müssen dieses Bewußtsein weiterführen und in den Prozeß der Entwicklung am Thema Vertrauen haben. Ich sage mir hier lediglich: sind sie gut, werden sie sich entwickeln, vielleicht werden einige wieder ganz abspringen, andere werden aber weitermachen. Man weiß das nie, ob diese fünf bei uns bleiben.

Hitzer: Wie war denn das damals mit Hemingway, der den Text in Ihrem Spanienfilm geschrieben und gesprochen hat? Stand er denn mit Leuten des Lincoln-Bataillons in Verbindung, als er nach Spanien kam?

Ivens: Hemingway kam allein. Für eine große amerikanische Presseagentur. Ich glaube — „Nordamerikanische Press Association“, das kann man im Buch nachlesen. Einmal kamen neue Mitglieder der Internationalen Brigaden. Das waren Amerikaner, die sich fertig machen und zur Front gehen. Hemingway kam mit zwei Leuten dazu und fragte sie: „Wollt ihr Zigaretten?“ Die Amerikaner sagten: „Nein, wir rauchen nicht, wir trinken nicht.“ Also richtige amerikanische Puritaner waren das, ganz überzeugt. Hemingway war nicht so. Die andern haben aber alle nach einer Woche geraucht. Bei den Dombrowski- und Garibaldi-Leuten war das gewiß anders. Und daß die Kommunisten rauchten, tranken und auch Frauen hatten, machte auf Hemingway einen großen Eindruck.

Hitzer: Hat sich Hemingway in Spanien politisch entwickelt?

Ivens: Er hat sich sehr entwickelt. Mit Hemingway war das so. Erst war Dos Passos mit uns im Dorf. In Madrid, an der Front hat er sich doch nicht ganz so wohlgefühlt und ist dann abgefahren. Dann bekam ich von unseren Freunden in New York den Hinweis, setz dich doch mal mit Hemingway in Verbindung. Ich kannte Hemingway noch nicht. Ich flog zurück über Barcelona nach Paris, nach einem Monat, um mal zu sehen, wie das ging, mal etwas entwickeln und sehen, wie das läuft. Eine Woche war ich in Paris. Im Deux Magots, diesem Café von Saint Germain de Près habe ich ihn gesehen und wir haben angefangen zu sprechen und ich habe ihn gefragt, was stellen Sie sich vor. Er hatte noch gar nicht eng mit uns zusammengearbeitet. Man hatte uns eben gesagt, ihr könnt mal Verbindung mit ihm aufnehmen. „Ja, was willst Du über diesen Krieg schreiben?“, fragte ich ihn. „Ich will schreiben, daß Krieg immer schrecklich ist“, sagte er. „Ich war im Ersten Weltkrieg, war dort verwundet, hatte 37 —

Hitzer: — Medaillen?

Ivens: — nein, Verwundungen hatte er, 37. Er war doch in Norditalien Kraftfahrer gewesen. In seinem zweiten Buch hatte er seine Erlebnisse verwertet. Ich habe ihn nicht, wie das viele Genossen immer machten, indoktriniert und gesagt: „Es gibt ungerechte und gerechte Kriege.“ Ich habe gesagt: „Du wirst schon sehen, wie das geht.“ Also ich habe viel gesprochen, viel getrunken mit ihm. Er war ja ein guter Trinker, Whisky hauptsächlich. Dann fuhren wir nach Madrid. Das war sehr schön für ihn, denn ich hatte viele Selfconductors. Das waren

Pässe, die es uns ermöglichten, an die Front zu gehen, viel näher als alle anderen es durften. Ich gehörte ja auch zur Internationalen Brigade und bin selbst gefahren. Er lebte mit uns. Nach einer Woche sagte er: „Ich verstehe, was Du gesagt hast. Ich seh jetzt die Sache anders. Hier geht es um mehr. Das will ich jetzt in meinen Zeitungen schreiben. Ich will wissen, wie viel man von der Wahrheit sagen kann.“ Er hat auch begriffen, daß hier der Anfang des Zweiten Weltkrieges war, daß hier für einen großen Krieg geprobt wurde. Man spürt das auch in vielem, was er geschrieben hat. Er hatte auch eine andere Einstellung zu großen Lebensfragen bekommen...

Hitzer: Wie war das denn mit Ihrer eigenen Entwicklung? Ihre Filme hängen aufs engste mit der Arbeiterbewegung und der Geschichte des Sozialismus zusammen und zugleich mit der Geschichte des Dokumentarfilms schlechthin. Sie sind ja nicht aus einer Arbeiterfamilie. Ich glaube, Ihre Biographie sollte man im Zusammenhang mit der heutigen Entwicklung sehen. Wie haben Sie sich Ihr Thema erobert?

Ivens: Das ist ein Prozeß, der schwer zu formulieren ist. Das hat mit vielen Faktoren zu tun. Das fängt schon an, wo ein Mensch zu denken beginnt. Wenn Du willst, kann ich das erzählen. Aber es wird eine lange Geschichte sein. Ungefähr zwanzig Minuten wird das dauern. Sehen Sie mal, ich selbst komme aus einer bürgerlichen Familie, Mittelbürger, wenn Du willst. Mein Großvater war Photograph, mein Vater war Photograph und später Photohändler und ich bin, wie Du weißt, Cineast. Das ist also die dritte Generation. Diese Handelsgeschichte meines Vaters hat mir nicht gelegen. Ich habe manchmal seinen Geschäften eher geschadet als genützt, weil ich kein Talent und keine Lust habe, etwas zu verkaufen. Das regt mich überhaupt nicht auf, ob ich das für mehr oder weniger verkaufe; berührt mich keineswegs. Ich habe überhaupt keine Beziehung zum Geld. Andere Leute haben das sehr wohl, auch sehr wunderbare Leute. Ich nicht, obwohl ich in meiner Familie derjenige war, der das Geschäft weiterführen sollte.

Hitzer: Haben Sie noch Geschwister?

Ivens: Ja, fünf. Mein Vater war so ein liberaler Bürger, dessen ältester Sohn Arzt werden wollte. Er hat seinen ältesten Sohn also für die Wissenschaft geopfert und er sollte Arzt werden, um der Menschheit zu dienen. Der zweite Sohn sollte das Geschäft weiterführen. Das war ich. Dann kam ein dritter Sohn und zwei Schwestern. Ich bin also in einer Familie mit fünf Geschwistern aufgewachsen. Gut. Dann kommt nach der Oberrealschule ein Studium an der Ökonomischen Hochschule von Rotterdam. Dort studierte ich natürlich auch Philosophie und Hegel, Kant. Aber da war auch ein Philosoph, das war eigentlich kein Philosoph. Das war Karl Marx. Da brauchten wir fast nichts zu lernen, weil das kein Philosoph war. Das war ein Agitator und wir hofften alle, daß diese Frage auf unser Examen kam. Was ist Marx? Das wußten wir. Zwei Sätze. Fertig. Nicht?

Hitzer: Waren Sie da in einer Studentengruppe?

Ivens: Das war eine Hochschule und ich war auch in einem Studentenverein. Ich war dort im Senat. Ich war aber auch der erste, der das Rugby-Fußball eingeführt hat mit Südafrikanischen Studenten, die an der Universität studierten. Ich kam aus einer Kleinstadt, aus Nijmegen, allerdings eine der ältesten Städte in Holland. Aus dem bürgerlichen Kreis kam ich nun auch das erste Mal mit armen Studenten in Berührung. Die keine Wohnung hatten. Nach dem Weltkrieg hatten wir einen Verein gegründet, der alle Studenten vereinigte. Keine Corps-Geschichte. Eine Art Föderation war das. Und der Leiter unserer Zeitung war Anarchist. Und der hat doch zum ersten Mal einige Sachen in mir geweckt. Im politischen Sinn. Mit Lesen von Bakunin, Saint Simon, Proudhon usw. Den habe ich sehr unterstützt, weil ich fand, daß er eigentlich sehr menschlich war, immer direkt zur Sache stand. Die anderen waren viel politischer als der Anarchist. Gut. Aber er machte einen starken Eindruck auf mich. Diese Hochschule habe ich bald wieder verlassen. Mein Vater wollte eine technische Erziehung und ich ging zur Technischen Hochschule in Charlottenburg.

Hitzer: Hatten Sie schon einen Film gemacht?

Ivens: Eigentlich nicht. Doch ganz früh, als ich 13 Jahre alt war, hatte ich einen Film gemacht. Das ist eine andere Sache. Das war eine Indianergeschichte. Mein erster Film war ein richtiger Wildwestfilm. Aber nun mußte ich die Technik von Film und Foto studieren. Das war die Sache, die ich später im Geschäft meines Vaters verkaufen sollte. In Charlottenburg habe ich bei berühmten Professoren wie Menten, Miethe, Goldschmidt studiert. Goldschmidt war ein phantastischer Chemiker, der schon die Sache mit Atomen voraussah, wir haben uns aber noch mit Molekülen beschäftigt; Atom lag noch etwas weit. Neonen und so und all diese Sachen kannte ich überhaupt nicht. Das war also Phantasie mit Chemie begleitet. Ich kam ja nicht von einer intellektuellen Familie und habe etwas nachgeholt. In Berlin war ein reges Kunstleben, wie Du weißt. Mit Brecht damals und Dada und das war sehr schön und ich war sehr reich. Ich war Holländer und mit einem Gulden konnte ich viel machen. Einen ganzen Monat lebte ich mit einem Dollar. Eine drei-Zimmer-Wohnung hatte ich. Also, das war diese Inflation — das ist unglaublich.

Hitzer: Wie lange sind Sie in Deutschland gewesen?

Ivens: Drei, vier Jahre. Zwei Jahre an der Technischen Hochschule. Warum sage ich, daß ich sehr reich war? Weil ich das für ein intensives Studium benutzte. Alle Museen habe ich mir angeschaut, alle Theater besuchte ich. Von einem Stück, das mir nicht gefiel, ging ich weg, nahm mir ein Taxi und fuhr zu einem andern Theater. Ich konnte alles bezahlen. Wenn kein einfacher Platz da war, dann war der beste Platz für mich noch ein Prozent. Also ich beutete diese ökonomische Situation aus, um nachzuholen, was für meine spätere künstlerische Entwicklung wichtig war. Piscator undso weiter. Filme von Lang. Aber wenig Kontakt. Brecht begegnete ich zwar einmal, aber es war kein richtiger Kontakt.

Dann kam eine wichtige Sache. Ich arbeitete als Praktikant in Dresden. Da waren die Werke Ernemann und IKA. Die gibt es nicht mehr. IKA wurde Zeiss-Ikon. Am Arbeitsplatz kam ich mit Arbeitern zusammen und sah, was das eigentlich heißt. Ich besuchte sie zu Hause, sah, wie schlecht die Situation war. Es war Streik. In Leipzig gab es Demonstrationen. Da bin ich mitgegangen, weil ich mit ihnen sympathisierte und wurde von der Polizei geschlagen. Ich hatte aber keine persönliche Freundschaft mit einem Arbeiter. Ich war dort ziemlich allein. Lernte auch sehr viel. Damals wurde die neue kleine Kamera für Amateurzwecke gebaut. Die habe ich später zum ersten Mal in meiner professionellen Arbeit gebraucht.

Hitzer: Was für Objektive hatte die Kamera?

Ivens: Meistens sehr einfache. Für die 35er hatten wir 25 mm, 50 und 70. Aber damals gab es ein sehr schönes Objektiv — 40. Alle meine ersten Aufnahmen habe ich mit diesem 40er Objektiv gemacht. Es war ein sehr schönes Objektiv, das zwischen 35 und 50 lag. Es wird jetzt wenig gebraucht, gibt aber noch gute Bilder her, gerade für die einfache Disziplin des Standard-Modells ist das schön. Ich komme also zurück nach Holland, werde Betriebsleiter in diesem Geschäft meines Vaters, im Hauptgeschäft in Amsterdam. Er war der Hauptvertreter von Leitz und solchen Sachen. Fünf Geschäfte über ganz Holland hatte er. Eigentlich eine große Sache. Das Personal bestand aus hundert Leuten...

Hitzer: Wie hätten Sie Ihre politische Haltung von damals bezeichnet, doch wohl nicht als sozialistisch?

Ivens: Nein, nein, nein. Als Individualist mit humanen Zielen. In Berlin war ich auch mit Pazifisten zusammen gekommen. Da hatte ich so ein Abzeichen, zwei Fäuste, die ein Gewehr zerbrechen. Ich war auch Reserveoffizier der Artillerie bei der holländischen Armee und 1924 habe ich der Königin einen Brief geschrieben und meinen Säbel zurückgeschickt. Ich wollte nicht mehr in der Armee kämpfen. Nach vier Wochen bekam ich einen Brief, nicht von ihr, von der Sekretärin. Das sei sehr interessant, was ich da sage, aber damit sei ich in den Rang eines einfachen Soldaten zurückgestellt und wenn die Mobilisierung kommt, kommen sie sowieso daran und müssen dann in einem Dorf Pferde putzen oder ähnliches. Das war die einzige Korrespondenz, die ich mit der Königin führte.

Hitzer: Sie wollten als Pazifist keinen Säbel mehr tragen?

Ivens: Das hing auch mit dem Anarcho-Syndikalismus zusammen, der mit dem Pazifismus eng verhaftet war. Damals waren Pazifismus und Anarcho-Syndikalismus geradezu verheiratet. Vielleicht war das eine spezielle Art der Holländer. Eigentlich wußte ich aber nicht so recht, wo ich stand. Ich hatte zwar schon eine große Verehrung für Lenin. Mir imponierte auch sehr ein Professor aus der Sowjetunion, ein Physiologe, der in Berlin lehrte. Der hatte alle Schnitte durch das Gehirn von Lenin. Lenin war, glaube ich, sechs Monate tot, und ich hatte so ein Gefühl wie andere, der Mann ist tot und man konnte fast weinen oder so —

Hitzer: Wie kam das? Hatten Sie ein Verhältnis zur Oktoberrevolution?

Ivens: Ja das auch. Aber doch mehr zu Lenin. Das war fast unbewußt. Sehr unreif war das. Wahrscheinlich war es auch dieser Holländer, der sich da im Ausland herumtrieb. Leider ist das bei mir mit dem Bewußtsein nicht so schnell gegangen. Die Sache mit Lenin kam von einer großen Verehrung und mehr auf menschliche Art. Das war ein Mann, ein ehrlicher Mensch, der die Sache für die Sowjetunion vertrat. Das schien mir nicht übertragbar.

Hitzer: Aber war Lenin in der Umgebung, in der Sie sich aufhielten, nicht eher verteuelt als bewundert? In Berlin?

Ivens: Ja schon, bei den herrschenden Kreisen, bei den Bürgern. In diesen Kreisen verkehrte ich nicht. Bei den reaktionären Studenten, wo über Lenin viel Schlechtes gesagt wurde, hätte ich mich niemals wohlgeföhlt. Ich war selbst aus einer mittelbürgerlichen Familie, aber es herrschte ein liberales Klima bei uns. Katholisch, aber aufgeschlossen. Mein Vater hatte vielleicht eine persönliche Abneigung gegen Lenin, aber wohl mehr aus finanziellen Gründen, weil solche Sachen seinem Geschäft irgendwie schaden konnten. Ich bin niemals in einer Umgebung gewesen, wo ich Lenin hätte verteidigen müssen. Vielleicht wäre das besser gewesen, daß man mich provoziert hätte. Das war eine platonische Sache und dieser Professor hat auf wissenschaftliche Weise den Querschnitt des Leninschen Gehirns demonstriert. Ich sage das nur, um zu zeigen, wie solche Dinge nachwirken. Das war nicht sentimental, sondern wissenschaftlich, was der Professor zeigte: der führende Mann seines Volkes und ein genialer Kopf konnte eine so einfache Einstellung haben. Gut. Ich komme zurück nach Holland.

Hitzer: Wie alt waren Sie damals?

Ivens: Etwa 26 Jahre alt. Also eine lange Vorbereitung. Und im Geschäft meines Vaters ging es schlecht, weil ich, wie gesagt, für diese kaufmännischen Dinge kein Talent hatte.

Hitzer: Haben Sie in Deutschland ein Examen gemacht?

Ivens: Ein Vorexamen für den Ingenieur, sonst keines. Ich war doch meiner Zukunft sicher. Im übrigen hätte mir das zu lange gedauert. Ich wollte praktisch arbeiten. Und das Geschäft hatte nicht nur eine kaufmännische, sondern auch eine technische Seite und ich begann mit meiner ersten Arbeit — wissenschaftliche Filme an der Universität in Leiden. Wir mußten dort diese mikroskopische Filmapparatur verkaufen; um sie zu verkaufen, mußte man die Dinge auch vorführen. Also auf technisch-wissenschaftlichem Gebiet fing meine Filmarbeit an. Dann erlebte ich die Unzufriedenheit in den Kreisen der Geschäftsleute und Techniker und ging mit meinen zwei Brüdern, dem Arzt und dem Jurastudent zu den jungen holländischen Dichtern. Ich war mit den künstlerischen Kreisen in Amsterdam öfters zusammen als im Geschäft. Dadurch kam die Sache in Bewegung. Wir machten einen Filmclub, zunächst aus ästhetischen Interessen. Sogar mit einem Manifest gegen die Sentimentalitäten von Hollywood, gegen die

Übersexualisierung und Kommerzialisierung. Man könnte heute genau dasselbe schreiben.

Hitzer: Entstand in diesem Zusammenhang Ihr Film „Regen“?

Ivens: Ja. Das kommt aus dieser Sache. Einmal haben wir Filme wie die „Mutter“ aufgeführt gegen die Zensur. Pudowkins „Mutter“, Eisensteins „Potemkin“ u. a. Mit 400 Studenten hatte diese Liga angefangen, innerhalb von drei Monaten waren es über 4000. Das war eine ästhetische Bewegung. Hier machte ich meinen ersten Film: „Die Brücke“, ein Experiment über Bewegungsstudien. Weil ich schon ahnte, daß ich später irgend etwas aussagen wollte, wollte ich zunächst das ABC der Bewegungskunst lernen. Der zweite Film war lyrisch. Das Gedicht vom „Regen“, wie sich die Physiognomie einer Stadt im Regen ändert. Beide Filme hatten sofort einen Welterfolg. Über Paris, London, später Moskau. In Moskau wurden die Filme als formalistische Filme sehr kritisiert, je mehr ich mit den Filmen nach Süden kam, desto weniger Kritik gab es, wie beispielsweise in Kiew. In Tiflis, in Grusinien wurden sie applaudiert und gar nicht kritisiert.

Hitzer: Wann war das?

Ivens: Anfang der 30er Jahre. Ich wurde eingeladen von den Regisseuren in Moskau. Eisenstein, Pudowkin, mit denen ich gut befreundet war. Ich fuhr nach Moskau und habe dann eine ganze Reise gemacht. Im Süden wurde der lyrische Ausdruck der Filme mehr akzeptiert. Vielleicht waren die Leute dort weniger geschult. Die Kritik an meinen Filmen war jedenfalls sehr interessant.

Hitzer: War es die erste Reise in die Sowjetunion?

Ivens: Ja. Und da habe ich eigentlich meine Erfahrungen erweitert. Die Kritik in der Sowjetunion kam nicht von den Cineasten, sondern vor allem von Arbeitern. Während meines Aufenthalts wurden die Filme jeden Abend in Clubs bis zu 600 Leuten aufgeführt mit anschließenden Diskussionen. Unter den Besuchern waren noch viele Analphabeten. Ich habe bei den Diskussionen viel gelernt. Die sagten mir: „Die Brücke ist ganz schön, aber wo geht diese Brücke hin? Und kann ein Arbeiter die Reise in diesem Zug bezahlen?“ Mit „Zuidersee“ war es so: „Wieviel Beton geht in diese Maschine? Wir machen so und so viel. Was kostet ein Pfund Butter in Holland?“ Ich fragte mich, muß das alles in den Film, nicht? Aber irgendwie wurde ich aufgeweckt. Meine Aussage hatte eine andere Sache angeregt. Ich erlebte zum ersten Mal den Dialog mit dem Publikum und spürte die Verantwortung vor dem Publikum. Der Dialog hatte damit begonnen, daß du einen Monolog gemacht hast. Plötzlich kommt eine Welle zurück und ich dachte mir, man müßte das doch besser machen können. Ich muß zwar nicht genau sagen, wer in diesem Zug fährt, aber irgendwie fehlt bei meinem Zug etwas. Das war noch zu steril.

Hitzer: Gab es denn in Holland keine Reaktion auf die ersten Filme?

Ivens: Ja schon. Ich war noch im Geschäft meines Vaters und hatte mit der Herstellung technischer Filme einigen Erfolg. Eines Tages kam jemand vom Vor-

stand der Bauarbeitergewerkschaft zu mir und sagte: „Hören Sie mal, Herr Ivens. Die bürgerliche Presse sagt, Sie seien ein großer Künstler. Wir möchten gerne für unser 25jähriges Jubiläum weder in unserer Halle eine Statue aufstellen noch unserem Vorstand eine goldene Uhr mit Inschrift schenken. Wir möchten einen Film haben.“ Das war ungeheuer progressiv. Das war wirklich der erste Gewerkschaftsfilm. Der Auftrag einer Gewerkschaft außerhalb der Sowjetunion. Der Auftrag für einen Künstler, der plötzlich sah, daß er notwendig ist. Das ist wunderbar für einen Künstler. Das war 1931. Dann habe ich den Film gemacht; der hieß „Beim Bauen“. Das war ein Stummfilm in fünf Akten. Er ist sehr interessant, weil er Vater vieler Kurzfilme wurde. Unter anderem war der letzte Akt dieses Streifens der Anfang des Films „Zuidersee“. Bei der Arbeit kam noch etwas anderes dazu: Die Sozialdemokraten wollten eine harmlose Sache haben. Ich wollte in einem dialektischen Gegensatz bauen. Wer baut? Doch der Arbeiter. Aber dann gibt es den Mann mit der großen Zigarre, der sagt: ich baue. Die Sozialdemokraten wollten das nicht. Sie wollten mit diesem Mann mit der Zigarre immer wieder verhandeln. Ich war schon militanter als die Auftraggeber und konnte deren Haltung auch nicht begreifen.

Hitzer: Waren Sie damals schon irgendwie organisiert?

Ivens: Nein. Allerdings war ich in der Gesellschaft für holländisch-sowjetische Freundschaft. Das war wichtig, weil Holland die Sowjetunion noch gar nicht anerkannt hatte. Als ich meinen Paß beantragte, wurde ich gefragt: „Wohin fahren Sie?“ — „In die Sowjetunion.“ — „Das gibt es doch nicht“, wurde mir gesagt. Es gibt einen Botschafter des zaristischen Rußland, der in Den Haag residiert. Der Paß erhielt dann folgenden Eintrag: „Nach Deutschland und anderen Ländern.“ Das kann man sich heute gar nicht vorstellen. Bei den Studenten sollte ich etwas über die SU erzählen. Das war etwa so, wie wenn man heute jemand einlädt, der aus China kommt. „Der soll mal erzählen, ob die Bolschewiken wirklich Babies fressen usw.“ Zwei Stunden früher bin ich hingegangen. Die ganze Aula war voll. Aus der SU hatte ich eine große Statistische Karte bei mir. Wie die Stahlindustrie steigt, die Traktorenproduktion usw. In der ersten Reihe saßen die Professoren, die mich früher in diesen philosophischen Sachen geprüft hatten. Ich habe mit der berühmten einfachen Frage begonnen, die wir bei unserem Examen immer so gern hatten: „Was ist Karl Marx?“ Ich sagte nun: „Das war doch nicht nur ein Agitator. Sehen Sie mal. Vielleicht bin ich ein Agitator. Marx und Lenin sind doch viel konkreter. Nicht nur in der Philosophie. Die haben jetzt ins Leben eingegriffen.“ Ich habe Marx ein wenig paraphrasiert, daß die Philosophie dazu da sei, um die Wirklichkeit zu verändern. Das war sehr schön. Früher mußte ich Marx in zwei Minuten abmachen. Jetzt hatte ich zwei Stunden lang das Lob von Marx und Lenin gesungen. Alle starrten mich an. Das war ganz neu. Denn das war ja ein Niemandsland. Also gut. Solche Sachen haben mich vorangebracht.

Hitzer: Kamen Sie nicht nochmals zum Experimentieren zurück?

Ivens: In gewissem Sinn ja. Der Bauarbeiterfilm hatte mich mit der Realität konfrontiert. Der Film über Philips-Radio setzte die technische Virtuosität von „Regen“ und „Brücke“ fort. Allerdings merkte ich während der Arbeit für Philips nicht sehr viel von der sozialen Lage. Die Bedingungen waren auch nicht so schlecht wie anderswo. Aber plötzlich kam der Generalstreik und „Borinage“ stand bevor. Ein Filmclub hatte mich gefragt: „Kannst Du über den Streik etwas machen?“ In „Borinage“ kam der Durchbruch: meine Position ist direkt erkennbar. Ich hatte begriffen, daß der Dokumentarist damit eine große Aufgabe übernommen hat. Daß hier keine Durchgangsstation war. Für mein Talent und Interesse war das keine Durchgangsstation zum Spielfilm. Mit „Borinage“ hatte das wirkliche Engagement begonnen. Hier kam auch der erste Gegenschlag von der bürgerlichen Kritik: „Jetzt ist es aus mit ihm.“

Hitzer: Setzte hier die erste unüberbrückbare Konfrontation ein?

Ivens: Ja. Natürlich griffen sie mich nicht politisch an. Das taten sie hinter meinem Rücken, wo sie sagten: das ist ein Kommunist und Kommunisten soll man nicht arbeiten lassen. Öffentlich erklärten sie: das ist kein Künstler mehr. Sie kritisierten ästhetisch, konnten es aber nie belegen. Ich glaube, gerade in künstlerischer Hinsicht ist „Borinage“ ein größerer Film als „Regen“. Hier waren Elemente, die an van Gogh anschließen.

Hitzer: Wie sind Sie vorgegangen?

Ivens: Ich hatte von der Sache schon gehört. Sprach dann mit Gewerkschaftlern, Vertretern politischer Parteien und politischen Leitern des Streiks. Dann reiste ich eine ganze Woche durchs Streikgebiet. Ich kam nicht mit einem Konzept, sondern einem Angriffsplan auf die Wirklichkeit, der sich an einigen Richtlinien orientierte. Hier hatte ich bereits eine Konzeption der gesellschaftlichen Hintergründe. Die Szene, in der die Arbeiter das Bild von Karl Marx tragen und aus dem Dorf herauskommen, ist ein Beispiel dafür. Im übrigen hatte in diesem Dorf auch van Gogh gemalt. Diese Sequenz war eine der wenigen gestellten Szenen, die aber Wirklichkeit des echten Streiks wurde. Die Polizei war dazu gekommen und hatte die Leute auseinandergetrieben. Mein Bild stimmte: sie faßten die Inszenierung für den Film als Realität auf. Wenn Sie es nicht wissen, werden Sie nicht merken, daß die Szene gestellt war. Denn wir haben uns von der Kamera nicht dazu verleiten lassen, Großaufnahmen von Marx oder den Arbeitern zu machen, die das Bild trugen. Wir drehten so, als wären wir Kameraleute der Wochenschau. Bei inszenierten Sequenzen muß die Kamertechnik sehr genau mit dem Gesamtkonzept abgestimmt sein. Meine erste Konfrontation mit dem Klassegegner fand also bei der Arbeit statt. Der hierfür notwendige persönliche Einsatz wurde natürlich bei der Arbeit über den Freiheitskampf des spanischen Volkes noch viel größer: der Einsatz des Lebens, kommt dazu.

Hitzer: Manche meinen, Ihre Sprache sei zu verfeinert und schlagen vor, den brisanten sozialkritischen Inhalt in gängigen Schemata der Unterhaltungsfilme

zu verstecken. Ich halte die Absicht für gut, die Ergebnisse sind bekanntlich verheeren, wenn man kommerziell gängige Formen inhaltlich unterwandern will. Es ist eine Frage der Zeit, bis auch der Inhalt korrumpiert ist. Denn schließlich ist die Trennung des Einen vom Anderen eigentlich formalistisch.

Ivens: Man müßte sich hier an Vorbilder wie Cervantes oder Swift halten, die auch unter schwierigen gesellschaftlichen Verhältnissen ungeheuerliche Dinge sagen konnten. Das war kein Schmuggel. Don Quichotte ist kein Schmuggler. Gäbe es einen neuen Quichotte, wären die Bürger schrecklich böse auf ihn. Hierher gehören auch die Brechtschen Schwierigkeiten beim Verbreiten der Wahrheit. Das muß man immer wieder lesen und studieren. Und dann versuchen, für sich selbst die entsprechende Anwendung finden. Ich habe nichts gegen Schmuggel, aber es soll auf einem hohen Niveau sein. Man soll Diamanten schmuggeln.

Hitzer: Haben Sie größere Pläne für die Zukunft? Abgesehen davon, daß Sie jetzt nach Hanoi fahren, um junge vietnamesische Dokumentaristen zu unterrichten.

Ivens: Die Aufgabe in Hanoi ist sehr wichtig für mich, so wichtig, als wenn ich selbst einen Film machte. Auf längere Sicht habe ich einen großen Plan. Das wird weder ein Dokumentar- noch Spielfilm sein. Es soll eine moderne Fassung „L' éloge de la folie“ des Erasmus von Rotterdam werden. Das „Lob der Narrheit“. Erasmus hatte dieses Buch im 16. Jahrhundert geschrieben und die Bibel-erklärer seiner Zeit ironisiert. Erasmus stand eigentlich zwischen dem Papst und Luther, griff die Könige und verschiedene Autoritäten an, die sich ironisch abfragen, wer ist der Weise, wer ist der Narr. Wer ist Halbweiser, wer ist Halbnarr. Ich möchte das schärfer herausarbeiten als er, der weitgehend die griechische und römische Mythologie benutzte. Ich will es beißender machen, eher im Stil Goyas, in der Narrheit an Hieronimus Bosch angelehnt, keine Bilder, hat überhaupt nichts mit Bildern zu tun. Ganz gegenwartsbezogen: die Dummheit attackieren, Faschismus, Militarismus, Bürokratismus. Gerade durch die Fragen: wer ist dumm, wer ist weise, wer ist verrückt, verrückt-kriminell, ein Mann wie Johnson, aber alles so, daß ich die Sache in einer solchen Form bringe, daß mich die Zensur nicht belangen kann. Ich habe darüber schon viele Ideen. Es wird ein gemischter Stil sein, mit gestellten Sachen, teilweise mit Zeichentrickfilm und weiß Gott, was alles. Das ist ein großes, schwieriges Projekt. Ich möchte dort vieles aussagen, worüber ich schon jahrelang nachgedacht habe, Sachen, die man so durchdenkt, wenn man im Krieg ist und Zeit hat. Leider hat man im Krieg Zeit nachzudenken: man muß da viel warten.

Hitzer: Wird das ein abendfüllender Film?

Ivens: Ja, ja, ja.

Hitzer: Anderthalb Stunden.

Ivens: Mindestens. Eigentlich sollten es sechs Stunden sein.

Hitzer: Es gehört zu Ihrer Kompromißlosigkeit, die konventionellen Filmzeiten nicht einzuhalten. Ihre kurzen Filme sind zu lang, Ihre langen etwas zu

kurz für die Vorführzeiten der Haupt- und Vorfilme.

Ivens: Das ist meine ewige Sorge. Und ich habe noch nie einen Kompromiß gemacht. Leider. Ab und zu habe ich mich doch danach gerichtet, und kürzere Versionen hergestellt. Aber so wie ich den Film konzipierte, habe ich ihn abgeschlossen. Aber diese Längenzensur ist diesem Beruf des Regisseurs überhaupt nicht angemessen. Dann hätte man doch gleich Schneider werden können. Da weiß man genau, ein Meter Stoff gibt eine Bluse oder eine Hose.

Hitzer: Vielleicht machen Sie Filme über kapitalistische Länder mit Kinozeiten sozialistischer Länder?

Ivens: Keineswegs. Das ist dort genauso wie hier. Leider ist das in den sozialistischen Ländern so. Das Aufführungsmaß ist genauso bemessen wie das kapitalistische. Genau so. Leider.

Hitzer: Gibt es neben dem großen Plan noch kleinere?

Ivens: Nebenher marschiert immer ein großer Szenarist: die Geschichte. Wenn plötzlich etwas geschieht und ich fühle, man braucht mich, dann bin ich da. Ich bin aber auch ein wenig egoistisch und möchte heraus, obwohl es mich immer wieder dort hinzieht, wo große Dinge geschehen. Aber die Jungen sollen jetzt die kämpferischen Filme machen, vielleicht können sie es besser machen. Ich bin dabei, in verschiedenen Ländern jungen Dokumentaristen zu helfen, unsere Arbeit fortzusetzen. Auch in der Bundesrepublik müßten die Jungen die kämpferischen Traditionen dieses Landes erneuern. Für ein hochentwickeltes Land ist das eine schwierige Sache. Das erfordert Opfer und das kann man nicht allen Menschen zumuten. Das geht wohl nur über eine starke und richtige politische Überzeugung. Für Menschen, die an die Zukunft glauben können. Das sind ja weise Verrückte oder verrückte Weise, die so was machen. Nicht? Von denen hat man zu wenig. Noch zu wenig. Aber ich glaube es wird mehr geben.

Hitzer: Aufgesetzte ästhetische Gruppen zeigen heute zunehmend mehr politische Züge — die der herrschenden Verhältnisse. Man bemerkt auch allenthalben die Trivialität und Müdigkeit dieser Leute, wenn sie weiterhin an den Kräften vorbeisehen, nämlich den Massen der Arbeiter, ohne die eine gesellschaftliche Veränderung und unter anderem eine Verbesserung des Films undenkbar ist. Die großen Filme der Geschichte sind eben keine verklärenden Histörchen aus irgendwelchen Bereichen der herrschenden Klassen, sondern durchaus den großen Themen geschichtlicher Umwälzungen gewidmet.

Ivens: Das ist wie bei einer Einbahnstraße, in der die Filmschaffenden drinbleiben, wenn sie sich nicht für die lebendigen Kräfte offenhalten, die sich auch in der Bundesrepublik entwickeln. Ich sehe diese Kräfte in der Arbeiterbewegung. Hier entsteht ein Reichtum von Themen, die schon lange vorhanden sind: sie muß man anpacken.

Heinz-Joachim Heydorn Rede zum Krieg in Vietnam

„Ich bin sicher, das große amerikanische Volk würde mit mir übereinstimmen, daß ein weiteres Blutvergießen unnötig ist, wenn es nur die wahren Tatsachen und Hintergründe der Entwicklung in Vietnam kennen würde. Wie Sie wissen, ist das erste Opfer in Zeiten von Krieg und Feindseligkeiten die Wahrheit.“ U Thant, der vornehmste Repräsentant der UNO, hat diese Sätze formuliert. Von der Wahrheit muß hier ausgegangen werden, damit Gut und Böse nicht ungeschieden bleiben und man sich nicht mit einem gewissen, unverbindlichem Grauen von der Sache abwenden kann. Die Schuld ist nicht auf beide Seiten verteilt und undurchschaubar, noch ist der Krieg wie ein Verhängnis über uns eingebrochen. Am 21. Juli 1954 wurde die Genfer Konferenz abgeschlossen, die auch den Frieden für Vietnam bringen sollte und an der Vertreter der Vereinigten Staaten teilnahmen. In der Abschlußresolution heißt es: „Die Konferenz begrüßt das Ende der Feindseligkeiten in Kambodscha, Laos und Vietnam.“ Ende der Feindseligkeiten in Vietnam will hier bedeuten: Der jahrelange, blutige Freiheitskampf des vietnamesischen Volkes gegen die französische Kolonialmacht war zu Ende gegangen, in Dien Bien Phu war den Fremdenlegionären ihr Stalingrad bereitet worden. Die Erklärung, von der jede völkerrechtliche Beurteilung der gegenwärtigen Situation in Vietnam ausgehen muß, lautet weiter: „Die Konferenz nimmt die Bestimmungen des Abkommens über die Einstellungen der Feindseligkeiten in Vietnam zur Kenntnis, denen zufolge in den Umgruppierungszonen der beiden Parteien keinerlei Militärstützpunkte fremder Staaten errichtet werden dürfen“. Beide Parteien, so wird gefordert, müssen darüber wachen, daß ihre Zonen nicht Bestandteil einer Militärallianz bilden oder in den Dienst einer aggressiven Politik gestellt werden. Schließlich soll dem vietnamesischen Volk gestattet sein, „sich des Genusses der Grundfreiheiten zu erfreuen, die durch demokratische, aufgrund allgemeiner, freier und geheimer Wahlen gebildete Institutionen garantiert werden“. Allgemeine Wahlen sollen im Juli 1956 stattfinden, unter der Kontrolle einer internationalen Kommission. Die westliche Welt legt entscheidenden Wert auf ihre Rechtsstaatlichkeit, auf eine postulierte Einhaltung völkerrechtlicher Verpflichtungen. Deswegen ist eine

formalrechtliche Klärung der Voraussetzungen der amerikanischen Intervention in Vietnam zunächst notwendig. Sie ergibt die vollendete Rechtlosigkeit der amerikanischen Anwesenheit; diese setzt vielmehr den offenen Bruch rechtlicher Vereinbarungen voraus. So fanden auch die angekündigten Wahlen niemals statt, weil sie eine überwältigende Mehrheit für die vietnamesische Freiheit ergeben hätten. Während selbst in der Bundesrepublik keine Zeitung behauptet, daß sich in Vietnam sowjetrussische oder chinesische Militärstützpunkte befinden, kämpfen nunmehr fast eine halbe Million amerikanischer Soldaten in diesem Lande und die amerikanische Luftwaffe wirft monatlich so viele Bomben auf das Land wie gegen Ende des Zweiten Weltkrieges auf Zentraleuropa. Knapp dreißig Millionen Einwohner hat Vietnam, Süden und Norden zusammengekommen, die Toten des Krieges noch nicht einmal abgerechnet, auf höchstens 20 wehrfähige Vietnamesen kommt heute bereits ein amerikanischer Soldat. Nichts macht deutlicher, daß dieser angebliche Krieg für die Freiheit gegen das Volk gekämpft wird und nur eine kleine, korrupte, von der Geschichte verworfene Minderheit mit den Amerikanern ihre Geschäfte macht. Saigon ist heute, und dies machen alle Augenzeugenberichte deutlich, ein Mekka von bankrotten Generalen, Schwarzhändlern, Zuhältern und Prostituierten; es ist die Etappe der kapitalistischen Befreiungskriege. Seit dem Abschluß der Genfer Konferenz begann sehr bald die systematische Intervention der USA, die in der Einsetzung des ersten südvietnamesischen Diktators, Diem, ihren Ausdruck fand. 1955 bereits betrug die amerikanische Militärhilfe für Südvietnam 235 Millionen Dollar, nachdem die amerikanische Regierung schon vorher den französischen Kolonialkrieg massiv finanziert hatte, heute sind es Milliardensummen, die selbst der große amerikanische Haushalt nicht mehr tragen kann. Die von Johnson versprochene „great society“, die Integration der Farbigen und der Armen in die amerikanische Wohlstandsgesellschaft, mußte wegen des Vietnam-Krieges zurückgestellt werden, weil es an Geld fehlt, dem unterprivilegierten Teil des Volkes eine reale Lebenschance zu bieten; die Subkultur und das Elend der Slums, die generationenlange Hoffnungslosigkeit der Familien bleiben unverändert. Dafür, für das Elend im eigenen Lande, haben eine halbe Million Menschen bis heute ihr Leben lassen müssen; Folterungen und Mord sind an der Tagesordnung, Dörfer werden vernichtet und ihre Einwohner in Konzentrationslager überführt, Napalmbomben auf offene Siedlungen geworfen, eine Strategie der verbrannten Erde weitet sich zum Völkermord aus. Die Naziführer wurden in Nürnberg zu Recht verurteilt, — es bleibt eine ewige Belastung für uns, daß wir sie nicht selber hängen konnten —, hier sind alle Anzeichen des Gleichen erkennbar. Mit gleichem Recht bereitet daher der große englische Humanist, Lord Russell, einen neuen Prozeß vor, für den er kein Land findet, in dem er durchgeführt werden kann, aus Gründen der Angst, der halbkolonialen Abhängigkeit vom Dollar, der moralischen Abstumpfung, die der Hitlerkrieg in der Welt hinterlassen hat.

Wie kommt es nun, daß dieses kleine vietnamesische Volk seinen Kampf unbezwungen und unter unsäglichem Opfern weiterführt, so daß die amerikanische Kriegsmaschine das ganze Volk vernichten muß, wenn sie den Krieg gewinnen will? Dieser Kampf des vietnamesischen Volkes ist stellvertretend für den Kampf aller seit Jahrhunderten ausgebeuteten Völker um ihre nationale Unabhängigkeit und soziale Befreiung; es ist dies kein Kampf von Kommunisten gegen Antikommunisten, es ist der Kampf eines ganzen Volkes, das Leben will. Leben: Das heißt Selbstbestimmung, Leben, das heißt Inbesitznahme der Güter des Volkes durch das Volk. Ho Tsch Minh hat zweifelsfrei deutlich gemacht, daß eine auf Selbstbestimmung beruhende nationale Politik Vietnams Unabhängigkeit gegenüber allen Nationen einschließt; der Prozeß der sozialen Revolution wird zugleich zum Ausdruck der elementarsten Lebensnotwendigkeit. Niemand wird die nationale und soziale Revolution des vietnamesischen Volkes sowie aller Völker, die in einer vergleichbaren Lage sind, aufhalten können, denn für diese Völker ist die Revolution gleichbedeutend mit der Frage nach dem Überleben; nicht nur nach dem Überleben in einer menschenwürdigen Existenz, sondern nach dem Überleben schlechthin. Auf diese Weise nur wird ihr Anschluß an die Produktionsbedingungen des 20. Jahrhunderts gesichert. Die blutige und künstliche Aufrechterhaltung degenerierter und korrupter Herrschaftsformen kann diesen Prozeß des Erwachens der aus dem Dunkel ihrer Geschichte kommenden Völker nicht aufhalten, keine Macht vermag dies, ohne ihren eigenen Untergang mit herbeizuführen. Vietnam muß in diesem Zusammenhang mit der entscheidenden politischen Bewegung unserer Zeit gesehen werden, der großen Emanzipation der Völker, die ihr Leben in Not und Dumpfheit verlassen wollen. Die amerikanische Politik, die dies faktisch überall zu verhindern sucht, wird zum umgekehrten Trotzismus, zur permanenten Gegenrevolution. Es ist ein trübes Bild, das dieses große Volk damit bietet, das sich einst selbst in einem bewunderungswürdigen Befreiungskampf der kolonialen Fesseln entledigt und den Massen, die im vergangenen Jahrhundert den reaktionären Ländern Europas den Rücken kehrten, eine Heimstätte der Freiheit geboten hat. Aber es ist kein Zweifel und es wird heute schon deutlich, daß die USA diesen Krieg niemals siegreich abschließen werden, weil es zwischen der Selbstzerstörung unserer Welt und der Hebung der ganzen Menschheit auf eine neue Stufe des Lebens, zu der uns die technischen Mittel gegeben sind, keine dritte Möglichkeit gibt. Diese Erkenntnis jedoch teilen ungezählte Amerikaner mit uns; gerade hier gilt es, ein mögliches Mißverständnis von vornherein auszuschalten. Ungezählte Amerikaner kämpfen gleich uns um den Frieden in Vietnam; ich selbst war Zeuge, wie über 20 000 Einwohner von New York über die Fifth Avenue marschierten, um gegen den schmutzigen Krieg zu protestieren. Wir haben keinen Grund zum Hochmut; ich frage mich, wie stark bei uns wohl die Demonstrationen wären, wenn wir uns faktisch im Kriege befänden. Einer Nation wie der unsrigen, die mit den Henkern des Dritten Reiches nicht

fertig werden konnte, steht Hochmut schlecht an; es gibt heute zudem einen chauvinistischen Antiamerikanismus in der Bundesrepublik, mit dem wir nichts gemein haben dürfen. Nur wer in diesem unserem Lande eine verbindliche und mutige Haltung gegenüber unserer eigenen Vergangenheit und ihrem Wiederaufleben in der Gegenwart an den Tag legt, erwirbt sich ein Recht, auch gegen die amerikanische Politik in Vietnam aufzutreten; er erwirbt sich nicht nur ein Recht, sondern er hat die Pflicht. Unsere Studenten fragen nicht nur nach der Vergangenheit, sie fragen nach der Gegenwart, und sie fragen nicht nur nach Deutschland. Sie fragen nach den Problemen, die die Menschheit heute zu lösen hat. Wenn wir hier keine Überzeugungen haben, wird man uns auch unsere Haltung zur Vergangenheit nicht abnehmen, Hitler ist tot, seine Erben leben. Dies in das richtige Maß gesetzt heißt: Mit allen Menschen guten Willens auf dieser Erde gemeinsam um die Freimachung einer glücklicheren Zukunft kämpfen.

Es ist somit nicht nur die Gefahr, die allen durch diesen Krieg in Vietnam droht, die Gefahr des überspringenden Funkens, um deretwillen wir unsere Stimme erheben. Gewiß muß die Fortsetzung des Kolonialismus die Widersprüche der menschheitlichen Gesellschaft lebensgefährlich vertiefen und ein rationalisierter Selbsterhaltungstrieb muß dieser Entwicklung Einhalt gebieten. Wir aber wollen ein anderes noch. Mit der kleiner werdenden Welt, mit der wachsenden Interdependenz ihrer Probleme muß auch, das wissen wir, die Solidarität der Menschen in allen Völkern wachsen, die über die Demarkationslinie hinaus in eine menschlichere Zukunft wollen. Nur gemeinsam werden wir es schaffen, keiner für sich allein, kein Volk für sich. Allein werden wir zurückfallen in den blutigen Zwang unserer Geschichte. Das Maß an Sadismus und Perversität, das heute in Vietnam offenbar wird, zeigt nur an, in welchem Ausmaß, knapp unter der Oberfläche des Bewußtseins Perversität und Sadismus in unserer eigenen Gesellschaft akkumuliert sind, in einer jeden Gesellschaft, die die bauenden Kräfte des Menschen nicht mehr entbinden kann. Jeden Tag kann wieder Auschwitz sein, es bedarf keiner besonderen Anstrengung. Daher genügt es nicht, diesen Krieg zu beenden, dessen Beendigung heute auch in der amerikanischen Führung langsam als zwingend empfunden wird; wir wollen einen gemeinsamen Schritt mit den Millionenmassen, die um ihre Befreiung kämpfen, nach vorn tun, in ein menschlicheres Land. Je mehr wir sind, um so mehr werden wir eine reale Kraft sein; auch eine moralische Kraft, vergessen Sie dies nicht, ist eine reale Kraft, eine wirkende Bedingung des geschichtlichen Lebens. Stärken Sie diese Kraft, tun Sie das Unvermeidliche, wenn Sie selber Mensch bleiben, wenn Sie nicht selber zerstört, verarmt, menschlich liquidiert auf dem Autofriedhof einer Gesellschaft enden wollen, deren zynischer Materialismus jede höhere Bestimmung des Menschen auszulöschen sucht. Sagen Sie jedem, daß das, was heute in Vietnam geschieht, uns allen geschieht solange unser Menschentum mißachtet wird, und uns morgen ganz unmittelbar geschehen kann, wenn wir es nicht zu verhindern

suchen. Es ist dies das Nächste, was wir zu tun haben, mag Vietnam für Viele auch fern liegen. So heißt es in einem Gedicht des größten Sohnes dieser Stadt, heißt es bei Bert Brecht:

„Viele sehen es so, als drängten wir uns
Zu den abgelegensten Verrichtungen
Bemühten uns um seltene Aufträge
Unsere Kräfte zu erproben oder unter Beweis zu stellen —
Aber in Wirklichkeit sieht besser, wer
Uns einfach das Unvermeidliche tun sieht“

Helmut Salzinger Griechenland

In der Bundesrepublik leben gegenwärtig ungefähr 162 000 Griechen, Gastarbeiter und -studenten. Seit dem 29. April 1967 sind viele von ihnen nicht mehr freiwillig unsere Gäste. Sie können nicht mehr in ihre Heimat zurück. Seit dem 29. April, an dem das neue griechische Militärregime die Partei der Vereinigten Demokratischen Linken (EDA) verbot, leben sie in der Bundesrepublik als Emigranten. Wegen des auch bei uns mit Unterstützung der griechischen Botschaft und der griechischen Konsulate gut funktionierenden Spitzelsystems würden sie sich bei einer eventuellen Rückkehr nach Griechenland aufs höchste gefährden. Allen Mitgliedern der EDA und allen, die im Verdacht stehen, mit ihr zu sympathisieren, drohen Verhaftung und Aburteilung von eigens zu diesem Zweck etablierten Sondergerichten, droht die Deportation, wenn nicht Schlimmeres. Der primitiv-brutale Faschismus der dreißiger Jahre, dessen letzte Bastionen Spanien und Portugal waren, hat jetzt, 1967, in diesem Europa, in dieser NATO zumal, eine späte Wiedergeburt erfahren.

Diese Konstellation ist alles andere als zufällig. Konnte man unmittelbar nach dem 21., nach der Machtübernahme durch das Militär, noch im Zweifel darüber sein, was die Vorgänge in Griechenland zu bedeuten hätten, seit dem 29. April liegen die Dinge klar, auch wenn unsere Presse es vermeidet, die Dinge klar darzustellen. Seit dem Verbot der EDA weiß man, daß der Putsch einzig und allein das Ziel hatte, die parlamentarische Opposition in Griechenland auszuschalten. Mit dem Verbot der EDA und der ihr nahestehenden Jugendorganisation Lambrakis-Jugend ist dieses Ziel (vorläufig wenigstens) erreicht. Die Verhaftung auch von rechts stehenden Politikern hatte demgegenüber bloß vorbeugenden Charakter, konnte man doch nicht sicher sein, wie die Parlamentarier auf die plötzliche Suspendierung der Verfassung und der demokratischen Rechte, auf die Ausrufung des Notstandes also, reagieren würden. Das Wort „Schutzhäft“ bestand in diesen Fällen zu Recht. Man mußte diese nicht unterrichteten Politiker, die inzwischen wieder frei sind, zunächst vor sich selber schützen. Das jüngst ergangene Verbot der Jugendorganisation der Zentrumsunion und der rechtsradikalen ERE-Partei hingegen ist ein simples Manöver zur Täuschung des Auslandes. Jeder Grieche weiß, daß diese Organisationen mangels Anhängern

Helmut Salzinger: Griechenland!

politisch nahezu bedeutungslos sind, während die Lambrakis-Jugend ungefähr 60 000 politisch sehr bewußte Mitglieder zählte. Indem diese Opposition, die aus ihrem Willen nach sozialen Reformen kein Hehl machte, mit Gewalt aufgelöst wurde, bewährte sich einmal mehr die Ehe zwischen König und Kapital, zwischen Kirche und Armee. Bei den Feierlichkeiten zum griechischen Osterfest erfluchten die orthodoxen Priester den Segen des Himmels auf „die geheiligten Waffen unserer Armee“.

Mit diesen „geheiligten“ Waffen war wenige Tage zuvor der 14jährige Sohn des Zentrumpolitikers Andreas Papandreou bedroht worden, damit er den Aufenthaltsort seines Vaters verriet, und darauf dieser selbst zusammengeschlagen worden, nachdem er sich aus Furcht um das Leben des Jungen freiwillig gestellt hatte. Andreas Papandreou, Sohn des ebenfalls verhafteten Führers der Zentrumsunion und ehemaligen Premierministers Georgios Papandreou, war eines der wichtigsten Opfer der sofort gestarteten Verhaftungswelle, von der mehr als 8000 Personen erfaßt wurden. Das Schicksal des 80jährigen EDA-Vorsitzenden Paschalidis, das des Abgeordneten Iliou ist ungewiß. Über den Verbleib des Komponisten Theodorakis, des Malers Farsakidis, des Lyrikers Ritsos (den kürzlich Pablo Neruda als den einzigen ihm Ebenbürtigen bezeichnete), des 80jährigen Lyrikers Varnalis ist nichts bekannt.

Das einzige Vergehen, das ihnen und allen anderen zur Last gelegt werden kann, besteht darin, daß ihre politischen Ansichten mit denen der Putschisten nicht übereinstimmen. Keinen Kenner der griechischen Szene wird es überrascht haben, wenn diese Häftlinge schleunigst zu „gefährlichen Kommunisten“ erhoben wurden. Das Gespenst des Kommunismus mußte überhaupt zur Rechtfertigung der ganzen Aktion gegenüber dem Ausland herhalten. Dies im Verein mit der eifertigen Versicherung, die griechische Militärregierung gedenke sich an ihre Verpflichtungen innerhalb der NATO und der EWG zu halten, genügte bereits, um den Putschisten die stillschweigende Anerkennung des angeblich freien Westens einzutragen.

Offenbar sind die Länder des Westens vor der künstlichen Alternative Faschismus oder Kommunismus immer bereit, den Faschismus vorzuziehen. Nur weil die Offiziere dessen ziemlich gewiß sein durften, konnten sie es sich erlauben, der Welt die plump erfundene Räuberpistole von einem bevorstehenden kommunistischen Umsturzversuch, der jetzt auch das Verbot der EDA rechtfertigen mußte, aufzutischen. Für den 23. April, so erzählte der neue Premierminister Kollias der internationalen Presse, sei die Revolution geplant gewesen. Der Anschlag hätte sich gegen die Verfassung und die „soziale Ordnung“ richten sollen, „gegen alle nationalen Traditionen und menschlichen Werte, gegen die Moral, die Würde und den Anstand, gegen die heilige und geheiligte Institution“ Griechenlands. Dieser Anschlag, den die seit dem Bürgerkrieg (1946—1949) verbotene und organisatorisch zerschlagene Kommunistische Partei geplant haben sollte, wurde am 21. April von den Militärs selber ausgeführt.

Was am 23. tatsächlich geplant war, war eine Wahlversammlung in Saloniki, auf der der alte Papandreu reden sollte. Aber der Putsch war, ohne Zweifel, die letzte Möglichkeit, sich einen Einfluß zu sichern, der durch die politischen Ereignisse der vorhergehenden Wochen aufs höchste gefährdet war. Allerdings nicht durch eine Revolution, wie es seither der Weltöffentlichkeit unermüdlich weisgesagt wurde. Die „Süddeutsche Zeitung“ traf mit ihrer Feststellung, daß außer den Offizieren niemand etwas von einem bevorstehenden Umsturzversuch bemerkt habe, ins Zentrum des Problems. „Was bevorstand, waren vielmehr Wahlen.“

Aller Voraussicht nach hätten die für den 28. Mai ausgeschriebenen, nun aber ins Unabsehbare verschobenen Wahlen den rechtsradikalen Parteien, und damit auch den hinter ihnen stehenden Kräften, die entscheidende Niederlage beigebracht. Die einen mittleren Kurs steuernde Zentrumsunion hatte mit ca. 45 Prozent, die oppositionelle EDA mit 25 bis 30 Prozent der Stimmen rechnen können. Einer solchen Stärkung der demokratischen Kräfte mußten die Militärs zuvorkommen, wollten sie nicht ihres Einflusses verlustig gehen. Dabei ging es nicht allein um deren eigene Privilegien (verabschiedete hohe Offiziere erhalten ihre Pension und übernehmen gewöhnlich dazu noch maßgebliche Schlüsselpositionen in Industrie und Verwaltung), sondern vor allem auch die Interessen des Kapitals, das sich in den Händen von ungefähr 200 Familien befindet, die in Griechenland die eigentliche Macht ausüben.

Interessant in diesem Zusammenhang ist der Name Andreadis, der nach dem Putsch auch in der deutschen Presse genannt wurde. Nach einer Meldung der „Süddeutschen Zeitung“ (vom 27. 4. 67) soll auch er sich unter den Festgenommenen befinden, „weil er angeblich drei Millionen Drachmen (400 000 Mark) der linksgerichteten EDA-Partei und etwa die Hälfte dieser Summe der Jugendorganisation der Zentrumsunion zur Verfügung gestellt habe. Andreadis ist Besitzer des Hilton Hotels in Athen, der Handelsbank von Griechenland, der Bank von Athen und der Jonischen und Volksbank.“ Gerade dieser Nachsatz ist aufschlußreich und verweist die ganze Meldung in den Bereich der Fabel. Die Liste seiner Besitzungen, die weitere Banken, dazu Versicherungsgesellschaften, Hotelunternehmungen sowie große Teile der im vorwiegend agrarwirtschaftlichen Griechenland entscheidend wichtigen Phosphor- und Düngemittelindustrie umfaßt, weist ihn als einen derjenigen aus, zugunsten derer der Putsch überhaupt unternommen wurde und die auf Grund ihrer Kapitalkraft die Geschicke des Landes bestimmen. Andreadis war denn auch alles andere als ein Förderer der EDA, sondern einer der von ihr bestgehaßten und am heftigsten bekämpften Männer. Zu ihnen gehören unter anderen Bodossakis, der die chemische Industrie sowie eine Reihe der Bergwerksunternehmungen beherrscht, Katsambas, der in der Textilindustrie eine führende Rolle spielt, Niarchos, dem die meisten Werften gehören. Meldungen, daß auch Angehörige aus dem Kreis dieser 200 Familien Repressalien der neuen Machthaber ausgesetzt wären, können ohne Not

als Zweckpropaganda abgetan werden. Sie werden einzig zur Täuschung des Auslandes und zur Beruhigung der griechischen Bevölkerung in die Welt gesetzt und versuchen, eine Objektivität zu suggerieren, die aber allzu dick aufgetragen ist, als daß man ihr Glauben schenken könnte. Oder war es etwa ein Versprecher, der den Koordinationsminister, den Artillerieobristen Makarezos mit schöner Unbefangenheit sagen ließ, Griechenland fördere „mit allen Mitteln“ die Privatindustrie? „Ehrliches“ Gewinnstreben werde von der Regierung als legitim anerkannt. Über die Legimitäts-Vorstellungen der neuen Machthaber können wohl keine Zweifel mehr bestehen.

Jedenfalls geht die Vermutung nicht zu weit, daß sie gerade im Interesse dieser Gruppe, der Privatindustrie, angetreten sind, wenn es auch in keiner westdeutschen Zeitung steht. Diese Interessen aber sind auf vielfältige Weise mit denen des Auslandes verflochten. Makarezos wies auch auf die Zugehörigkeit Griechenlands zur EWG hin. Das ausländische Kapital ist aber ebenso an der Erhaltung der bestehenden Zustände interessiert wie das inländische (z. B. besitzt die ESSO-Hellenik für 50 Jahre die Alleinrechte an der Nutzung des griechischen Erdöls; holländische und französische Firmen beuten die griechischen Bodenschätze an Silber, Bauxit und Magnesit aus; von deutschen ist vor allem die Firma Krupp-Rohstoffe daran beteiligt). Die Änderung dieser Zustände aber wäre aller Wahrscheinlichkeit eine Folge der bevorstehenden Wahlen gewesen.

Es gehörte nämlich zum Programm der EDA und des von Andreas Papandreu geführten linken Flügels der Zentrumsunion, die Macht dieses in- und ausländischen Monopolkapitals, das in Griechenland wirtschaftlich und politisch maßgebend ist und sich tatsächlich noch in den primitiven Formen des amerikanischen Kapitalismus der zwanziger Jahre äußert, nachdrücklich zu beschneiden. Das Interesse dieser Gruppen ist nicht das Interesse Griechenlands. Es war unhaltbar, daß der natürliche Reichtum des Landes an Bodenschätzen von ausländischen Firmen ausgebeutet wurde, während gleichzeitig Arbeitslosigkeit und Hunger herrschen und Hunderttausende von Griechen gezwungen sind, sich ins Ausland zu verdingen, weil es zu Hause für sie keine Existenzmöglichkeit gibt. Nicht ohne Grund konnte daher der „Spiegel“ die griechischen Gastarbeiter in Deutschland als die „Hilfstruppen“ der EDA bezeichnen.

Zum innenpolitischen Programm der EDA gehörte weiterhin die Demokratisierung des Landes, die die Bevölkerung überhaupt erst einmal in den Genuß der ihr von der Verfassung zugestandenen Rechte hätte bringen sollen (Auflösung des polizeilichen Spitzelsystems, freie Betätigung im Rahmen der Gewerkschaften), Amnestie für politische Gefangene, Bekämpfung des Analphabetentums, ein kostenloses Bildungswesen, Verbesserung der Sozialversorgung, Verbesserung des Abkommens zwischen der griechischen und der deutschen Regierung über die Gastarbeiter, die auf deren technische Ausbildung abzielte und ihnen als Facharbeitern bei der fortschreitenden Industrialisierung des Landes

eine wichtige Rolle zugewiesen hätte. Es war dies also ein durchaus rechtsstaatliches und verfassungsmäßiges Programm, wenn es auch weniger das Interesse der herrschenden Oberschicht, umso mehr aber das der griechischen Bevölkerung berücksichtigte.

Gerade das aber brachte die EDA und die griechische Demokratie überhaupt zu Fall. Dies nämlich war der Anschlag auf die „soziale Ordnung“, von dem Kollias sprach, und er hätte, wäre es zu Wahlen gekommen, seine Berechtigung erwiesen. Denn diese herrschende „soziale Ordnung“ ist in Wirklichkeit die Anarchie, unter der das griechische Volk schon seit Jahren leidet. Diese „soziale Ordnung“ wurde nun von den Militärs vervollständigt, durch Notstandsrecht, durch Pressezensur, Streikverbot, Aufhebung der Versammlungsfreiheit und durch die besonders hinterhältige Verordnung, die jeden Haushaltungsvorstand verpflichtet, Logiergäste binnen kürzestem bei der Polizei anzumelden. Sie bezweckt, daß Leute, die neulich der Verhaftung entgangen und sich noch auf der Flucht befinden, nirgends aufgenommen und versteckt werden können, ohne damit den Gastgeber selber in Gefahr zu bringen. Zu dieser „Ordnung“ gehören weiterhin die Konzentrationslager, die auf den Kykladen-Inseln Jura, St. Efstratios, Limnos und Makronissos neu eröffnet wurden und die den deutschen in nichts (außer in der perfekten Tötungsmaschinerie) nachstehen. Es gehören dazu auch die „sozialen Reformen“, von denen die „Frankfurter Allgemeine“ rühmend berichtet und die vor allem den Bauern zugute kommen sollen, um deren politisches Bewußtsein bei etwa bevorstehenden innenpolitischen Auseinandersetzungen einzuschläfern (Partisanen können sich bekanntlich ohne Unterstützung der Landbevölkerung nicht lange halten).

Dieselbe FAZ sprach übrigens auch von einer „systematischen Diffamierung des neuen griechischen Regimes durch den Osten“ und bezog sich damit auf die Aufrufe zur Rettung des einstigen Widerstandskämpfers und Chefredakteurs der EDA-Zeitung Manolis Glezos, dem die Hinrichtung drohte. Laut FAZ (vom 2. 5. 67) sollte das ein von den Ostblock-Botschaftern erfundenes Gerücht sein. Die Photos von Glezos, die zur Widerlegung dieser Nachricht in der deutschen Presse erschienen, erinnerten fatal an ähnliche von Häftlingen aus deutschen Konzentrationslagern, die 1933 die Weltöffentlichkeit beruhigen sollten. Ich kann hier nur berichten, daß Griechen, die Glezos persönlich kannten und ihm noch kurz vor dem Putsch begegnet sind, über sein Aussehen auf diesen Bildern zutiefst erschrocken.

Es kann in diesem kurzen Bericht nicht auf die undurchsichtige und vielschichtige Rolle des Königs eingegangen werden, den die westdeutsche Presse nach Kräften (aus welchem Grund eigentlich?) von dem Verdacht reinzuwaschen versucht, er habe er habe von dem Putsch schon vorher gewußt und dieser sei mit seiner Zustimmung geschehen. Auch die Rolle der Amerikaner, die ebenfalls schon vorher informiert worden sein müssen, kann hier nicht näher beleuchtet werden.

Es geht vor allem darum, der westdeutschen Öffentlichkeit klar zu machen, daß

das Regime, das sich jetzt in Griechenland etabliert hat, seinem Geist und seinen Methoden nach ein faschistisches ist, daß sein Hauptgegner, die jetzt verbotene EDA keineswegs einen Umsturz plante, sondern auf verfassungsmäßigem Wege über die Wahl als eine sozialistische Partei längst überfällige Reformen anstrebte. Es geht darum, der westdeutschen Öffentlichkeit klar zu machen, daß die NATO einen Verbündeten besitzt, der die Freiheit, deren Verteidigung das Ziel dieser Organisation doch sein soll, bei sich selber beseitigt hat. Es geht darum, der westdeutschen Öffentlichkeit klar zu machen, daß es wieder Emigranten gibt, Opfer des längst totesagten Faschismus. Es geht darum, der westdeutschen Öffentlichkeit klar zu machen, wie Notstandsgesetze funktionieren.

Vor allem aber geht es darum, daß die freie westliche Welt eindeutig Stellung bezieht zu den Vorgängen in Griechenland. Nicht zuletzt die Bundesregierung. Der italienische Außenminister Fanfani hat bei den Begräbnisfeierlichkeiten für Adenauer gegenüber dem Vertreter der neuen griechischen Regierung seine Bedenken geäußert. Diese Gelegenheit hätte sich auch dem sozialdemokratischen Außenminister Willy Brandt geboten. Wir haben nicht gehört, daß er sie genutzt hätte. Wir warten.



Roman Ritter
Der Krieg ist anderswo

während der ober das gedeck auflegt
gehen die bomber auf angriffshöhe

während wir allseits guten appetit wünschen
fliegen die bomber das ziel an

während ich das besteckmesser ergreife
klinken die bomben aus

während ich mich unauffällig nach der serviette bücke
sucht man im zielgebiet deckung auf

während ich die kartoffeln mit der gabel zerkleinere
detonieren die ersten bomben

während die gläser erklingen
stürzen häuser ein

während ich vom fleisch mundgerechte bitten abschneide
erreichen die bomben ihren größten wirkungsgrad

während ich mir die lippen abtupfe
wird die zahl der verletzten unübersehbar

während der gastgeber bezahlt
drehen die bomber ab

während wir aßen
war anderswo krieg

Elmar Altvater
Westdeutschland: Rezession und Repression

Wer vor zwei Jahren von der Möglichkeit einer Wirtschaftskrise im Wirtschaftswunderland sprach, wurde in die „Mottenkiste des 19. Jahrhunderts“ verwiesen. Aber selbst wenn Strauß und Schiller sich energisch gegen die Bezeichnung „Krise“ für die gegenwärtige wirtschaftliche Lage wehren und vorziehen, von der „Talsole der Konjunktur“ zu sprechen, hat es sich bestätigt, daß der westdeutsche Kapitalismus der Nachkriegsperiode nicht so krisenfest ist, wie selbst linke Kritiker jahrelang konzedieren zu müssen meinten. Die Besonderheiten: Nachkriegsnachholbedarf, Ost-West-Auseinandersetzung, Schaufenster-zum-Osten-Rolle, internationales Wettrüsten im „Kalten Krieg“, internationale Kooperation im Block der hochentwickelten kapitalistischen Staaten (z. B. EWG) und ausgesprochen unternehmerfreundliche staatliche Wirtschaftspolitik schienen stabilisierende Elemente für die Wirtschaft zu sein. Der Kapitalismus wurde zum „Volkskapitalismus“ umdefiniert oder in Führungszeichen gesetzt. Die Möglichkeit einer wirtschaftlichen Rezession wurde aus der Begrifflichkeit des Erhardsschen Zigarrenoptimismus verbannt.

Seit Ende 1966 ist die Wirtschaftskrise offensichtlich. Die Zahlen sprechen für sich: Im Februar 1967 650 000 Arbeitslose, 300 000 Kurzarbeiter, 300 000 ausländische Arbeitskräfte haben Westdeutschland in den letzten Monaten verlassen. Die Kapazitäten der Industrie sind nur zu etwa 75 Prozent durchschnittlich ausgelastet. Das Wirtschaftswachstum hat sich verringert; für 1967 wird eine Schrumpfung des Sozialprodukts von 1 bis 2 Prozent erwartet. Die Auftragseingänge insbesondere der Investitionsgüterindustrie liegen im Januar 1967 um 25 Prozent unter dem Stand vom Januar 1966. Strukturkrisen im Bergbau und in der Stahlindustrie spitzen sich zu. Haushaltsschwierigkeiten des Bundes, der Länder und Gemeinden verringern den wirtschaftspolitischen Spielraum. Absatzschwierigkeiten in fast jeder Branche.

Die wirtschaftliche Rezession scheint die mageren Jahre einer neuen ökonomischen Ära nach den fetten Jahren des „Wirtschaftswunders“ einzuleiten. Aber werden sich die zu erwartenden wirtschaftspolitischen Änderungen auf die Ökonomie beschränken? Oder müssen wir es mit der marxistischen Gesellschaftstheorie halten, daß wirtschaftliche Rezession und Stagnation als Folge der kapitalistischen Produktionsweise eine verschärfte Repression durch den bürgerlichen Staat mit sich bringen; daß die abstrakte Totalität des Staats sich konkretisiert, um die ökonomischen, sozialen und politischen Probleme jenseits des relativ unproblematischen Wirtschaftswunder-Höhenflugs zu meistern? Jeden-

falls veranlassen uns diese Fragen, die ökonomischen Ursachen der Krise näher zu untersuchen und die politischen Konsequenzen — soweit auf wenigen Seiten möglich — hervorzuheben.

Die Krise

Die Deutsche Bundesbank erhöhte im Mai 1966 den Diskontsatz auf 5 Prozent. Dadurch wurden die Investitionskredite für Unternehmer teurer. Zinssätze von 8 bis 10 Prozent wurden normal. Da obendrein die Profitquote (Anteil der Unternehmervgewinne am Volkseinkommen) von 39 Prozent im Jahr 1960 auf 31 Prozent in der ersten Hälfte 1966 gesunken ist, verringerten sich obendrein die Möglichkeiten der Selbstfinanzierung für die Unternehmerschaft insgesamt. Die Folge war eine „starke Abkühlung des Investitionsklimas“, wie der „Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung“ konstatierte. Die Arbeitslosenzahl schnellte hoch, der Absatz stockte.

Die Restriktionsmaßnahmen wurden von Bundesbank und Regierung Erhard mit den „Überhitzungserscheinungen der Konjunktur“ begründet. Immerhin stieg das allgemeine Preisniveau 1966 um 3,6 Prozent, nachdem es im Durchschnitt der Jahre 1963 bis 1966 um 3,1 Prozent angezogen hatte. Man wollte daher den Geldwert stabilisieren. Diese Begründung erscheint sachnotwendig; doch haben auch andere Überlegungen eine wichtige Rolle gespielt. Der ehemalige Kanzler Erhard hält sich in einem „Zeit“-Artikel zugute: Es werde zu meist vergessen, „daß der restriktiven Notenbankpolitik mit Zustimmung der Bundesregierung ganz bewußte Überlegungen zugrunde lagen, um vielleicht weniger einer überschäumenden Konjunktur als der entfesselten Geister Herr zu werden.“ Hinter den anscheinend objektiv notwendigen Stabilisierungsmaßnahmen werden die für „die Wirtschaft“ (das sind alle, außer den 47 Millionen Arbeitern und Angestellten mit ihren Familien) nützlichen Disziplinierungsbemühungen sichtbar. Nachdem das „Maßhalten“ durch Seelenmassage nicht herbeigeführt werden konnte, wurde es durch Arbeitslosigkeit erzwungen. Die Unternehmer wissen denn auch die verbesserte Arbeitsmoral, den verringerten Krankenstand, die „gefesselten Geister“ in der Lohnpolitik zu loben.

Es scheint daher so, als sei die Krise willentlich aus einer arbeiterfeindlichen Einstellung heraus herbeigeführt worden. Die Gängigkeit dieses Arguments und die Möglichkeit, die Schuldigen genau personal bezeichnen zu können, darf jedoch nicht dazu verleiten, entscheidende Besonderheiten des vierten und stärksten Konjunkturabschwungs in der Rekonstruktionsperiode nach dem Zweiten Weltkrieg aus der Analyse auszuklammern. Schließlich ist a priori anzunehmen, daß Konjunkturbewegungen der kapitalistischen Wirtschaft sich auch ohne bewußtes Zutun verantwortlicher wirtschaftspolitischer Instanzen vollziehen. Die Restriktionspolitik hat die schnelle Krise wohl auslösen können; aber die wirtschaft-

liche Lage mußte bereits so zugespitzt sein, daß dieser Auslöser funktionieren konnte.

Der schnelle wirtschaftliche Aufstieg der BRD war vor allem deshalb möglich, weil nach den Kriegseinbußen zur Inbetriebnahme des Produktionskapitals nur vergleichsweise geringfügige Investitionen notwendig waren, ein großer Nachholbedarf jede Marktenge sehr schnell wieder weitete und vor allem, weil ein ständiger Zufluß von ausreichend qualifizierten Arbeitskräften den Spielraum für private Unternehmerentscheidungen sicherstellte. Die Wachstumsfaktoren — Arbeitskraft und Kapital — standen zur Verfügung, waren im großen ganzen nicht knapp; eine zurückhaltende Lohnpolitik der Gewerkschaften in den Jahren nach der Währungsreform und durch den Koreakrieg ermöglichte blendende Exportgeschäfte sicherten hohe Gewinne. Der Entfaltung der „Privatinitiative der Unternehmer“ standen keine wesentlichen Hindernisse im Wege. Es konnte aus vollen Wachstumsressourcen geschöpft werden. In der Marktwirtschaft konnten sehr schnell vorhandene Wachstumspotenzen aktualisiert werden; aber es wurde sehr wenig zur weiteren Entfaltung dieser Potenzen getan.

Im Laufe der Entwicklung wurden die Wachstumsfaktoren knapp. „Gastarbeiter“ — 1,3 Millionen 1966 — konnten zwar die Knappheit der Arbeitskräfte teilweise hinausschieben, aber nicht verhindern. Denn für die hochentwickelte westdeutsche Volkswirtschaft besteht das Problem nicht einfach darin, Arbeitskräfte überhaupt ausreichend zur Verfügung zu haben. Vielmehr muß die Qualifikationsstruktur der gesamten Arbeitskraft der Volkswirtschaft mit den technologischen, organisatorischen, ökonomischen Anforderungen mindestens übereinstimmen, wenn möglich sogar der gegebenen ökonomischen Struktur voraus sein, um auf diese Weise eine das Wachstum beschleunigende Spannung zwischen Qualifikationspotenzen und aktueller Beschäftigungsstruktur zu erzeugen. Käme es lediglich auf die Arbeitskraft in quantitativer und nicht in qualitativer Hinsicht an, dann wären weitere „Gastarbeiterimporte“ in Zeiten der Hochkonjunktur durchaus sinnvoll gewesen. Aber die westdeutsche Volkswirtschaft braucht zu ihrer weiteren Entwicklung in ständig steigender Anzahl Spezialisten, Techniker, hochqualifizierte Facharbeiter. Die lassen sich jedoch nicht in genügender Anzahl „importieren“; die müssen aus dem eigenen Arbeitskräftepotential herangebildet werden. (Näheres zu diesem Problem in den beiden Artikeln d. Verf. in „neue kritik“, Frankfurt, Nr. 38/39, 40.)

Im Laufe der westdeutschen Wirtschaftsentwicklung wurden qualifizierte Arbeitskräfte zunehmend knapp, so daß die Anwendung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts auf breiter Ebene fraglich wurde. Bildungskatastrophe, Ärztemangel, Technikerabwanderung usw. deuten als Schlagworte diesen Zustand und seine zu erwartende Verschärfung an. Die Folge knapper Qualifikationen aber sind steigende Löhne und Gehälter, resultierend in einer Einschränkung der Gewinnquote; bedeuten eine Verzögerung der Produktivitätsentwicklung der Volkswirtschaft insgesamt und eine Vergrößerung des technologischen

Gefälles zwischen der BRD-Wirtschaft und den USA, d. h. eine tendenzielle Verschlechterung der Konkurrenzsituation auf dem Weltmarkt. An dieser unzureichenden Qualifikationsstruktur liegt es zu einem wesentlichen Teil, daß selbst bei augenblicklicher Arbeitslosigkeit immer noch ein ungestillter Bedarf an Ingenieuren, Facharbeitern, Technikern besteht, während unqualifizierte Arbeitskräfte und solche Arbeiter, deren Qualifikationen veraltet sind und mit den technischen Erfordernissen nicht mehr übereinstimmen, arbeitslos sind. Der Mangel an Qualität hat den Überfluß an Quantität der Arbeitsbevölkerung zum Ergebnis.

Was für die Qualifikationsstruktur der Arbeitskraft gilt — nämlich problematische Übereinstimmung mit den Erfordernissen wirtschaftlichen Wachstums — trifft auch mutatis mutandis auf die Struktur des „Sozialkapitals“ — Verkehr, Sozial- und Gesundheitswesen, Bildungswesen, andere soziale Einrichtungen —, also auf die sogenannte Infrastruktur der Volkswirtschaft zu. Etwas vereinfacht ausgedrückt, ist nicht nur die Kaufkraft der Konsumenten sondern auch die Aufnahmefähigkeit der Straßen eine Grenze für die Expansion der Autoindustrie. Die Privatinitiative der Unternehmer entfaltet sich nur dann, wenn ausreichende Profite gesichert sind. Was nicht rentabel ist, wird nicht produziert. Investitionen zur Verbesserung der individuellen und kollektiven Qualifikationen oder zur Entwicklung der Infrastruktur sind aber privatwirtschaftlich nicht rentabel. Sie werfen keinen Gewinn ab. Damit das Privatkapital rentabel eingesetzt werden kann, muß aber das gesellschaftliche Kapital entsprechend den wirtschaftlichen und technologischen Bedingungen ausgedehnt werden. Die Prognos AG in Basel hat errechnet, daß bis 1980 in der BRD etwa 800 Milliarden DM in die Infrastruktur investiert werden müßten. Wenn das nicht geschieht, entstehen und verschärfen sich Disproportionen zwischen den Produktionsmöglichkeiten der Privatwirtschaft und den Potenzen der Qualifikationsstruktur der Arbeitskraft und der Infrastruktur. Das Ergebnis ist dann: Überfluß an Privatkapital (z. B. überschüssige Produktionskapazitäten; Kohlen-, Butter- und LKW-Halden; anlagesuchendes Kapital) und Mangel an notwendigen sozialen Einrichtungen und menschlichen Qualifikationen (wobei hier der Begriff „Qualifikation“ lediglich in seinem reduzierten ökonomischen Sinn benutzt wird; wir sind uns klar darüber, daß diese Reduktion eigentlich eine Abstraktion von der Totalität des Menschen, die Akzeptierung seiner entfremdeten, weil auf einen „Produktionsfaktor“ reduzierten nationalökonomischen Gestalt bedeutet).

Da sich der Mangel ökonomisch in steigenden Kosten für den einzelnen Unternehmer bemerkbar macht, wird die Rentabilität des eingesetzten privaten Kapitals gedrückt und die Anfälligkeit für *konjunkturelle* Restriktionsmaßnahmen wird *strukturell* größer. Hinzu kommt, daß die spürbar werdende Grenze der rentablen Produktionsausweitung zu vorsichtigeren Investitionsplanungen veranlaßt. Die Investitionsgüterindustrie ist daher nicht nur konjunkturell beson-

ders anfällig, sondern obendrein durch die mangelhafte Wirtschaftsstruktur betroffen. Denn die Auslastung ihrer Kapazitäten durch private Investitionsaufträge wird immer zweifelhafter, wenn das weitere schnelle Wachstum der Privatindustrie auf Grenzen stößt.

Der Mangel an Arbeitskräften im konjunkturellen Aufschwung und die daraus sich ergebende „relative Prosperität der Arbeiterklasse“ ist dann aber bereits der „Sturmvogel einer Krise“, wie Karl Marx im zweiten Band des „Kapital“ analysiert. Es wäre nun aber eine verfehlt Annahme, wollte man die „relative Prosperität“ durch Konsumtionsbeschränkung der Massen, durch „Maßhalten“ ablösen, um auf diese Weise die Krise zu verhindern. Denn trotz „relativer Prosperität“ und steigender Kaufkraft der Massen steigt die private Produktionskraft schneller. Neue Produktionsmethoden, die Konzentration in Produktion und Verteilung erhöhen die Profite des Monopolkapitals. Damit die Profite aber rentabel angelegt werden können, bedarf es der ständigen Ausweitung der Märkte. Erfolgt die Ausweitung der Märkte jedoch durch Erhöhung der Masseneinkommen, dann sind gerade die Profite in Gefahr, da ja erhöhte Masseneinkommen einmal eine verbesserte soziale Position der Arbeiter, zum anderen für die Unternehmer höhere Kosten sind. Der Widerspruch zwischen der notwendigen Ausweitung der Märkte durch Stärkung der Massenkaufkraft und der damit einhergehende Druck auf die Profite ist im Kapitalismus nicht lösbar; auch nicht durch Werbung und andere Methoden des Konsumanreizes. Denn auf die ganze Volkswirtschaft bezogen, heben sich die Werbeeffekte der einzelnen Unternehmen weitgehend auf. Eine partielle Lösung findet dieser Widerspruch nur in der Krise, wenn durch Angleichung nach unten Produktions- und Konsumtionskraft für einen neuen Aufschwung „proportioniert“ werden. Marx bezeichnet diesen Widerspruch im dritten Band des „Kapital“: „Da nicht Befriedigung der Bedürfnisse, sondern Produktion von Profit Zweck des Kapitals, und da es diesen Zweck nur durch Methoden erreicht, die die Produktionsmasse nach der Stufenleiter der Produktion einrichten, nicht umgekehrt, so muß beständig ein Zwiespalt eintreten zwischen den beschränkten Dimensionen der Konsumtion auf kapitalistischer Basis, und einer Produktion, die beständig über diese ihre immanente Schranke hinausstrebt.“

In der gegenwärtigen wirtschaftlichen Rezession wirken also sowohl Faktoren des wirtschaftlichen Wachstums als auch konjunkturelle Faktoren. Das hat für die Einschätzung der zukünftigen wirtschaftlichen Entwicklung entscheidende Bedeutung. Würden nämlich lediglich konjunkturelle Probleme zu lösen sein, dann wäre durchaus nach einer Ankurbelungsperiode ein ähnlich rasantes Wachstum wie in den vergangenen 20 Jahren zu erwarten. Sind aber die Wachstumspotenzen der westdeutschen Volkswirtschaft nicht mehr so stark wie bisher, dann muß mit einem niedrigeren Wachstum in den kommenden Jahren, eventuell mit einer langanhaltenden Stagnation gerechnet werden. Von der EWG wird ein jährliches Wirtschaftswachstum von etwa 4 Prozent für notwendig

erachtet, um die Vollbeschäftigung zu gewährleisten. Werden also langfristig diese 4 Prozent nicht erreicht, dann wird die BRD ähnlich wie die USA und zum Teil England vor den Problemen einer permanenten Arbeitslosigkeit vor allem der unqualifizierten Jugendlichen und Alten stehen.

Die Erschöpfung der Wachstumsfaktoren „Qualifikationsstruktur der Arbeitskraft“ und „Sozialkapital“, weil für deren Entwicklung in Westdeutschland zu wenig getan worden ist — während der Wachstumsfaktor Privatkapital im Überfluß zur Verfügung steht —, setzt einer weiteren ähnlich schnellen wirtschaftlichen Entwicklung wie in den „goldenen“ 50er Jahren eine sehr reale Grenze. Das Privatkapital ist nicht nur in bezug auf die Massenkaufkraft sondern auch in bezug auf die Qualifikations- und Infrastruktur überakkumuliert. Natürlich wäre die Bereitstellung von Infrastruktur auch eine Möglichkeit, um der Unterkonsumtion der Massen entgegenzuwirken. Relativer Mangel an Qualifikations- und Infrastruktur und unzureichende Massenkaufkraft bedingen sich weitgehend. Aber kann der kapitalistische Staat erstens diesen Mangel beseitigen und zweitens — wenn er es kann — auch die Krisenhaftigkeit des Wirtschaftsprozesses aus der Welt schaffen? Da das erklärtermaßen unter anderem eine Aufgabe der neuen Wirtschaftspolitik der großen Koalition sein soll, müssen wir dieser Frage nachgehen.

Die neue Wirtschaftspolitik

Solange die privaten Unternehmer mit ihren Investitionen vorhandene ökonomische Potenzen aktualisieren konnten, funktionierte das „freie Spiel der Marktkräfte“, erzeugte aber bereits die Bedingungen für nachfolgende rezessive Tendenzen. Der Staat griff nur „subsidiär“ in den Wirtschaftsablauf ein. Wirtschaftspolitik konnte sich tatsächlich auf Seelenmassage beschränken, ohne unmittelbar fühlbaren Schaden anzurichten. Die Perspektivlosigkeit neoliberaler Wirtschaftspolitik verhinderte lang- oder nur mittelfristige Überlegungen über die Konsequenzen der eigenen Wirtschaftspolitik. Man lebte in den Tag hinein und da die Wirtschaft trotzdem — man argumentierte allerdings: deswegen — scheinbar gut funktionierte, blieb zur Erklärung nur der Rückgriff auf einen Mythos; das Wirtschaftswachstum wurde zum Wunder.

In dieser Zeit war der Interessenausgleich auf der politischen Ebene ohne zerstörerische Konflikte zu bewerkstelligen. Der „Pluralismus“ der Gesellschaft, der „demokratische Parlamentarismus“ im Staatsapparat, der marktwirtschaftliche Koordinationsmechanismus bildeten zusammen einen einheitlichen Leitungsmechanismus von Wirtschaft und Gesellschaft, der der Masse der Bürger zwar keine Freiheit *zur* Politik und ökonomischen Initiative gewährte, wohl aber Freiheit *von* der Politik und der Verfügung über gesellschaftlich relevante Herrschaftspositionen. Jährliche Einkommens- und Wohlstandssteigerungen zwischen

5 und 10 Prozent sicherten das weitgehende Gelingen der manipulativen Maßnahmen in Politik und Wirtschaft. Die reale Herrschaft in Produktion, Verteilung und Politik wurde tief in der Psychologie der Individuen verankert. Die gewaltige, neu akkumulierte Macht der großen Konzerne in der BRD, die Macht von 100 Männern über das Schicksal von 60 Millionen Bürgern, die Unmöglichkeit, den wirtschaftlichen Prozeß mitzubestimmen und die Reduktion der Teilhabe an der politischen Machtausübung auf vierjährig stattfindende Akklamationen wurden nur in gesellschaftlichen Randgruppen als Bedrohung individueller oder kollektiver Interessen begriffen. Statt dessen wurde die objektiv vorhandene Bedrohung, der ungesicherten Existenz wegen, fast totaler Fremdbestimmtheit hinter die östlichen Grenzen verwiesen und Frieden mit den politökonomischen Bedingungen der westdeutschen Nachkriegsrekonstruktion geschlossen.

Manipulative Mechanismen und das Fernhalten der Arbeiterklasse von wirtschaftlichen und politischen Herrschaftspositionen können aber nur so lange ohne größere Konflikte wirken, wie die Bewußtseinsstrukturen von der Wirklichkeit und Wirklichkeit selbst nicht so weit auseinanderfallen, daß die Divergenz auch der reduzierten, entfremdeten Begrifflichkeit zugänglich wird. Reaktionen der Individuen und Gruppen, die sich gesamtgesellschaftlich anomisch auswirken — wobei Gammler und Provosubkulturen, faschistoide Grüppchen genauso unter diese Kennzeichnung in einer ersten Phase fallen, wie sozialistisch-antikapitalistische Gruppen —, sind die Konsequenz und ebenso sehr Versuche der Herrschenden, die Individuen nunmehr mit direkter Repression in die von den Herrschenden definierten Schranken von Struktur und Funktion zu weisen. Das Grundprinzip der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft ist die Repression des Individuums, da es den Verwertungsgesetzen des Kapitals subsumiert wird. Das trifft sowohl auf den Hilfsarbeiter, wie auf den Unternehmer, den Beherrschten wie den Herrschenden, zu. Der Herrschende kann sich in diesem Entfremdungsverhältnis lediglich wohl fühlen, wie Marx in der „Heiligen Familie“ schreibt; er kann den Beherrschten, nicht aber das Repressionsverhältnis meistern. Der Unternehmer ist nur ökonomisch Meister der Produktionsfaktoren im Betrieb; aber auch im hochentwickelten und stark konzentrierten Monopolkapitalismus beherrscht er nicht den Ablauf der kapitalistischen Volkswirtschaft. Die Planmäßigkeit der Produktion im Konzern (die übrigens gar nicht so sehr rational ist, wie häufig angenommen wird) findet nicht ihre Entsprechung auf der Ebene der Volkswirtschaft. Wirtschaftliche Krisen als unvermeidliche Konsequenz der kapitalistischen Produktionsweise aber bergen in sich für die Herrschaftsausübung des Kapitals die Gefahr, das indirekte Repression, „Außenleitung“ des Menschen, Reduktion der Individualität auf integratives Funktionieren im Rahmen des existierenden Systems nicht mehr voll durchschlägt. In einer solchen Gesellschaft ist der tendenzielle Übergang von der indirekten zur direkten Repression, von der Manipulation der Individuen zum Terror bereits angelegt. Die konkreten Erscheinungsformen der terroristischen

Phase der bürgerlichen Gesellschaft können dabei sehr verschieden sein. Die Skala reicht vom Faschismus deutscher Prägung bis zur US-amerikanischen Gesellschaft, in der indirekte Repression (Manipulation) und Terror (Ku Klux Klan, Rassen„krawalle“, Vietnam) unlösbar ineinander verschmelzen.

Hier treffen sich — was die Situation der BRD heute anbelangt — zwei Tendenzen: Einmal wird durch die Erschöpfung der Wachstumsressourcen und die konjunkturellen Schwierigkeiten eine erweiterte Staatsaktivität im wirtschaftlichen Bereich notwendig, um im Wettbewerb der Systeme bestehen zu können, die wirtschaftliche Stärke als Basis der aggressiven Außenpolitik zu erhalten und innere soziale Kämpfe hinauszuschieben. Man versucht daher, sich eine „neue Wirtschaftspolitik der Globalsteuerung“ zu machen. Zum andern legt die Möglichkeit des Versagens der indirekten Repressionsmechanismen als Folge der ökonomischen Rezession und stagnativer Tendenzen am „Ende des Wirtschaftswunders“ die „vorsorgliche“ Bereitstellung direkter Repressionsmechanismen nahe. Der ehemalige Bundeskanzler Erhard hatte diesen doppelten Zusammenhang im Sinn, als er zugleich mit der Errichtung des „Deutschen Gemeinschaftswerks“, das 1 Prozent des Sozialprodukts für Investitionen in die Infrastruktur verteilen sollte, um das langfristige Wachstum zu sichern, die formierte Gesellschaft propagierte. Und auch die SPD liegt mit ihrer Politik auf dieser Linie. Sie verkündet ein Programm der „Gemeinschaftsaufgaben“ und zugleich das Konzept der „mündigen Gesellschaft“, in der — nach Karl Schillers Worten — „die Leute erkennen, daß die Verhältnisse nicht mehr so sind wie in den fünfziger Jahren und daß sie sich zu einer gemeinsamen und freiwilligen Aktion zusammenfinden...“ Bereits in der Begründung zum 2. Entwurf einer Notstandsverfassung (Höcherl-Entwurf) schreibt die Bundesregierung 1963: „Die gegenwärtige ruhige innenpolitische Situation der Bundesrepublik Deutschland enthebt nach Auffassung der Bundesregierung den Verfassungsgesetzgeber nicht der Verpflichtung, vor auszudenken und auch für zukünftige Entwicklungen und Situationen Vorsorge zu treffen, wie sie bei wesentlich veränderten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen auch in der Bundesrepublik Deutschland eintreten können.“ (Bundesdrucksache IV/891) Falls die Leute nicht freiwillig und schnell genug erkennen wollen, „daß die Verhältnisse nicht mehr so sind wie in den fünfziger Jahren“, wird man mit Hilfe der Notstandsgesetze dem Erziehungsprozeß zur „Mündigkeit“ ein wenig nachhelfen.

Veränderungen der wirtschaftlichen Lage, neue Aktivitäten des Staates machen auch im gesellschaftlichen und politischen Bereich neue Formen der Herrschaftsausübung wahrscheinlich. So wie marktwirtschaftliche Koordination, Pluralismus und Parlamentarismus einen relativ konsistenten Leistungsmechanismus von Wirtschaft und Gesellschaft ausmachten, so bilden auch staatliche Regulierungsversuche in der Ökonomie, Abbau parlamentarischer Rechte, Stärkung des Zentrums durch Abbau föderalistischer Strukturen, Formierungsversuche der Gesellschaft und terroristische Notstandsgesetze einen relativ einheitlichen Leitungs-

mechanismus für die ökonomische Krise und die Herrschaftsausübung des durch Stagnation und soziale Kämpfe gefährdeten Monopolkapitalismus.

Wachstum und Stabilität

Die ganze Problematik der Regulierungsversuche wird sichtbar, wenn wir sie unter der Zielsetzung „Wachstum und Stabilität“ betrachten. In den drei bisher erschienenen Gutachten des „Sachverständigenrates zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung“ sind im Titel jeweils die Begriffe Wachstum und Stabilität direkt oder indirekt enthalten. 1964/65: „Stabiles Geld — Stetiges Wachstum“, 1965/66: „Stabilisierung ohne Stagnation“; 1966/67: „Expansion und Stabilität“. Auch das Gesetz, das der neuen Wirtschaftspolitik der großen Koalition zugrunde liegen soll, verwendet diese Beschwörungsformel: „Gesetz zur Förderung von Stabilität und Wachstum der Wirtschaft.“ Kann aber die kapitalistische Wirtschaft beides zugleich verwirklichen?

Der Motor des kapitalistischen Wirtschaftssystems ist der Unternehmerprofit. Sinken die Profite, wird weniger investiert, sinkt die Beschäftigung, breiten sich krisenhafte Prozesse aus, verringert sich das volkswirtschaftliche Wachstum. Um den Motor ständig am Laufen zu halten oder ihn anzukurbeln, wenn er stillsteht, greift der Staat in den Wirtschaftsprozess ein, durch steuerliche Vergünstigungen und durch direkte Staatsaufträge, wie im Stabilisierungsgesetz vorgesehen ist und im „Eventualhaushalt“ bereits praktiziert wird. Die Methode der Nachfrageausweitung, der ständigen Versorgung der Volkswirtschaft mit Geldmitteln ist neben den oligopolisierten Märkten tatsächlich eine der Hauptursachen der inflationistischen Tendenzen im staatsregulierten Kapitalismus. Wachstum und Preisstabilität lassen sich im Kapitalismus nur zeitweise nebeneinander realisieren.

Die hochentwickelten kapitalistischen Staaten haben jedoch eine Methode entwickelt, mit der sie dennoch Wachstum und Stabilität zugleich sichern wollen. Die Ausweitung der Nachfrage zur Wirtschaftsankurbelung betrifft ja vor allem die Investitionen. Um inflationistische Prozesse durch die Ausdehnung der Investitionsnachfrage zu verhindern, versucht die staatliche Wirtschaftspolitik zugleich, die Nachfrage nach Konsumgütern zu beschränken. Dazu aber bedarf es der Begrenzung der konsumwirksamen Masseneinkommen, der „Einkommenspolitik“, der Lohnleitlinien. Es ist bezeichnend, daß Formen der staatlichen Begrenzung der Masseneinkommen nicht nur in Westdeutschland, sondern in allen kapitalistischen Staaten praktiziert oder zumindest diskutiert werden, um Wachstum und Stabilität miteinander zu vereinen.

Der Erfolg einer Einkommenspolitik ist allerdings sehr zweifelhaft, da mit der Begrenzung der Konsumkraft der Massen zugleich ein wesentlicher Nachfragefaktor begrenzt wird. Die Profite steigen zwar bei einer staatlich garantierten

Bindung der Löhne und Gehälter; aber sie werden deshalb nicht unbedingt investiert, akkumuliert, da ja die Nachfrage nicht mit der Akkumulationsrate Schritt halten kann. Nun könnte zweifellos der Staat als Nachfolger nach Produkten die Nachfragerlücke füllen — und das Keynesche Instrumentarium bietet hierzu die theoretischen Voraussetzungen und die Methode —; aber wenn er den öffentlichen Sektor durch Verbesserung der Infrastruktur, durch Verstärkung der Bildungsinvestitionen zur langfristigen Verbesserung der Qualifikationsstruktur der Arbeitskraft ausweiten würde, würde sich auf die Dauer auch das soziale Klima — und zwar zu Ungunsten des Kapitals — ändern. Denn: Verbesserte Bildung der Individuen bedeutet zwar nicht unmittelbar verbesserte Einsicht in die eigene Lage und von daher die Fähigkeit, rationale Aktivitäten gegen die Herrschaft des Kapitals durchzuführen; aber auf die Dauer würde verbesserte Bildung gerade dieses Ergebnis haben. Oder: Kollektive Güter für die Massen erhöhen deren Wahlfreiheit auf dem Gütermarkt und bedrohen daher monopolistische Stellungen der Konzerne auf den Märkten. Und: Kollektive Güter und deren Verwaltung, die notwendig nur kollektiv sein kann, bringen tendenziell demokratische Verwaltungsformen hervor, die autokratische Herrschaftsformen des Kapitals obsolet machen.

Der Widerspruch hier ist offensichtlich: Einerseits sind Sozialinvestitionen, Bildungsinvestitionen eine notwendige Voraussetzung für wirtschaftliches Wachstum, auch im Rahmen des kapitalistischen Systems. Andererseits sprengen die latenten emanzipativen Wirkungen des wirtschaftlichen, sozialen, technischen Fortschritts bereits die kapitalistischen Produktions- und Herrschaftsverhältnisse. Man geht daher sicher nicht fehl in der Annahme, daß die Konzeptionen der „Formierten Gesellschaft“, der „Great Society“, des „Gaullismus“ neben anderen auch den Sinn haben, diesen Widerspruch auszugleichen; nämlich die aus Herrschaftsfesseln befreienden Wirkungen des technischen und sozialen Fortschritts repressiv umzumünzen durch Formierung der gesellschaftlichen Interessen zur Sicherung der gefährdeten Herrschaftsverhältnisse. Dabei ist es einigermaßen unbedeutend, ob die „Formierte Gesellschaft“ und die „Great Society“ als *Konzeptionen* — aus unterschiedlichen Gründen — abgeschrieben werden, wenn die Formierung der Interessen — hier in der großen Koalition, dort im Rahmen der Vietnam-Kriegführung — in der Realität weitgehend gelingt.

Die Verhinderung der befreienden Wirkungen des technischen Fortschritts aber ist nichts anderes als seine destruktive Anwendung. Denn einmal verwirklicht oder verwirklichtbar, kann er nur durch Destruktion verhindert werden. Diese destruktive Anwendung kann sich dabei in unterschiedlichen Formen manifestieren, z. B. in *planned obsolescence* — geplanter Verschwendung —, um enge Märkte auszuweiten und die Möglichkeiten freier Zeit einzuengen. Vance Packard gibt davon ein überwältigendes Sammelsurium von Beispielen. Oder in Form permanenter Aufrüstung, der unproduktiven Bindung produktiver Res-

sourcen. Oder bereits in offensichtlicher Destruktion durch konkreten Einsatz der Destruktionsmaschinerie, wie es die USA heute in Vietnam praktizieren.

Repression und Fortschritt

Die Probleme des ökonomischen, sozialen, technischen Fortschritts durch verschärfte Repression mittels Formierung individueller und kollektiver Interessen hinter einem aggressiven Gesamtziel lösen zu wollen, muß im Versuchsstadium steckenbleiben; und zwar aus drei Gründen.

Erstens verhindert die Installation von direkten Repressionsmechanismen wirtschaftliches Wachstum. Selbst wenn es zeitweise gelingen sollte, mittels bornierter Fachidioten die Qualifikation der Arbeitskraft entsprechend den wirtschaftlichen und technologischen Erfordernissen zu erweitern und das „Menschenmaterial“ zum Zwecke wirtschaftlichen Wachstums bereitzustellen, werden eben durch die institutionalisierte Borniertheit schöpferische Fähigkeiten des Menschen nicht aktiviert und dadurch die wichtigste Produktivkraft im Zeitalter der wissenschaftlich-technischen Revolution stillgelegt. Die Aktivierung schöpferischer Fähigkeiten würde erhöhte Selbständigkeit der Arbeiter in Betrieb und Gesellschaft mit sich bringen, die Möglichkeit demokratischer Selbstverwaltung in allen Bereichen erfordern und daher kapitalistisch-hierarchische oder despotische Machtstrukturen in Frage stellen.

Zweitens kosten Repressionsinstrumente normalerweise sehr viel — man denke an die Rüstung, rund 20 Milliarden DM pro Jahr, oder man denke an die Kosten der Notstandsgesetze, die auf 85 Milliarden DM bis 1975 geschätzt werden — und ziehen Ressourcen an sich, die für produktive Investitionen fehlen. Die Wachstumspotenzen werden auf Grund repressiver sozialer Organisation nicht ausgenutzt.

Drittens muß verschärfte Repression aber auch deshalb im Versuchsstadium steckenbleiben, weil bei einem Gelingen der Freisetzung vorhandener destruktiver Mittel der Fortbestand der Menschheit überhaupt in Frage gestellt ist. Während die BRD hier nur Auslöser sein kann, nicht aber Vollender der totalen Destruktion, kann die Formierung, der Terror nach innen sehr leicht unter gegebenen außenpolitischen Zielsetzungen zur Methode werden, um den Expansions-tendenzen des Kapitals wieder einmal nachzugeben und Durchschlagskraft zu verleihen. Die Gefahr der Expansion über die Grenzen der BRD liegt auf der Hand; Entwürfe für Europa werden nicht nur von A. Hitler und F. J. Strauß gemacht. Die Versuche, Wirtschaft und Gesellschaft für diese Zielsetzung zu stabilisieren und zu formieren, dürfen über das Versuchsstadium nicht hinauskommen. Der formierten Gesellschaft des Monopolkapitals gilt es die Formierung der Linken entgegenzusetzen. Der Fortschritt zur Emanzipation des Menschen ist nur jenseits des kapitalistischen Systems möglich.

Protokoll:

„... sagen Sie mir mal'n Ausweg ...“

Ich bin Putz- und Küchenhilfe in der Bergwerksgesellschaft. Ich komm' mit vielen Menschen zusammen und nicht nur mit Deutschen. Man muß manchmal staunen wie unsere Gastarbeiter ein größeres politisches Bewußtsein haben, da legt man die Ohren an. Ich will Ihnen nur mal sagen mit dem Vietnam-Krieg, da war eine Zeit, wo das so auf den Höhepunkt zuing, da hab ich auch gehört, daß sich Koreaner, vor allen Dingen Koreaner, verpflichten konnten in den Vietnamkrieg. Gute Bezahlung war ihnen gesichert. Die wurden hier aufgefordert durch die Botschaft. Wer seinen Vertrag erfüllt hatte, der konnte ja denn nach Hause, und da wurde ihnen das Angebot gemacht: Sie brauchten nicht nach Hause fahren, wenn sie sich verpflichten würden für'n Vietnam-Krieg. In Korea haben sie wenig Arbeit, die Verdienstmöglichkeiten sind — wie überall. Natürlich haben sie die Lebensweise billiger wie hier. Wiederum, technisch gesehen, Radio und Fernsehen und all diese Dinge, die sind dort unerschwinglich. Das sagen sie klipp und klar. Sie haben sich das hier auch gekauft, und bedenken gar nicht, daß der Transport zurück ... Sie müssen Zoll zahlen, und entweder müssen sie per Schiff, im Flugzeug können sie ja nicht, da dürfen sie nur sound-soviel Gepäck mitnehmen. Sie machen sich auch Illusionen.

Ich weiß von etlichen, die hatten es vor, sich zu melden. Oft Familienväter, die sind ja alle sehr früh geheiratet, und dann hat man auch gesagt: 1000 Mark im Monat, freie Station. Und das hab ich auch zu ihm gesagt: „Ja, wie stellen Sie sich das vor?“ „Ein Jahr und 12 000 Mark, das ist viel Geld ...“ Und ist das gespart, könnten sie nach Hause kommen und könnten sich Land kaufen oder 'n Häuschen oder was sie nun gern haben möchten. Ich sag: „Wer garantiert denn, daß sie zurückkommen? Wenn sie jetzt 'n halbes Jahr da sind und auf einmal — weg! Ja, was dann? Dann hat ihre Mutter keinen Sohn und ihr Vatter, ihre Frau hat keinen Mann und Ihre Kinder keinen Vatter.“ Ich sag: „Wie stellen Sie sich das vor? Für fremde Interessen? Wenn's in Ihrem eigenen Land um Dinge ginge, dann könnt' ich das direkt verstehen. Aber in ein fremdes Land? Für Amerikaner, für amerikanische Interessen?“ Ich sag: „Nein!“ Ist er nicht gegangen ... Ich bin aus Ostpreußen, aber ich bin schon lange hier, seit 24. Da waren auch familiäre Dinge, die das bestimmten, daß meine Eltern hier nach'm Rheinland gezogen sind. Meine Schwester, die hatte jemand kennengelernt und die haben hierhin geheiratet, und wie das denn bei so'ne Mutter ist: jetzt das Kind, das

nicht da war, das fehlte am meisten. Ich hatte 5 Geschwister, wenn se lebten wärn's 13 gewesen. Wir war'n vom Lande: viel Kinder, viel Arbeit und wenig Nachdenken, so war das doch. Wenn man so die Zeit vergleicht: 13 Geschwister hätten wir gehabt, meine Brüder hatten 4 und 5, ich selbst hatte auch 4, aber meine Kinder haben wieder eins, und so ist das bei den andern Geschwistern auch. Ist doch irgend etwas im Gange, daß sie sagen: Man kann das nicht verantworten, auch auf diesem Gebiet nicht. Man stellt auch mehr Ansprüche. Und ich seh das für richtig an. Warum sollen die Eltern denn nicht an sich denken? Wenn die Kinder so weit sind, daß sie dem Leben gegenüber auf eigene Füße stehen ...

Als wir hierher kamen, war ich 14. Ich bin denn in' Haushalt gegangen. Zu Hause bleiben konnte man ja nicht. Beruf lernen — das lag noch nicht drin. Es ging ja auch nicht, weil jeder, der nun 14 Jahre alt war, zum Leben mitverdienen mußte. 24/25 — was hab ich verdient, 10 und 12 Mark, dann ist das aufwärts gegangen auf 20 Mark, da war ich aber schon 16 Jahre, bei einem Lehrer-Ehepaar war ich im Haushalt. Muß ich wirklich sagen, ich hatte es noch sehr gut, ich hatte sehr nette Leute. Nun hab ich auch früh geheiratet, ich war noch keine 19. Mein Mann war Bergmann. Eigentümlicherweise war er auch von Ostpreußen. Wir ha'm uns hier kennengelernt, in Hamborn, bei meine Mutter zu Hause, die hatte dann noch zwei Logis-Gänger. Die wohnten da, die hat sie denn beköstigt. Und wenn ich denn mal nach Hause kam, alle zwei Monate — da haben wir uns dann kennengelernt. Naja, er war'n guter Mensch, und die Eltern haben denn immer gesorgt oder wenigstens gerne gesehen, wenn sich da was tat, nich. In Voraussicht, will ich mal sagen, das war noch gar nicht mal schlecht. Man soll ja auch auf der Alten Rat hören, nich? Muß wirklich sagen: bin gut gefahren im Leben damit. Obwohl, mit 19 Jahren, mit 18½ Jahren haste noch gar keine Vorstellung vom Leben, wenigstens damals nicht.

Was hab ich mir vorgestellt, was 'ne Ehe war. Wir haben 27 geheiratet, im Juni, und mein Junge wurde geboren am 29. März 28. Ach Gott, war das ein Glück! Der ganze Inhalt war ja nun: Krieg ich auch 'n Kind? Krieg ich auch eins? Ich konnte mir da gar nichts drunter vorstellen. Ob das nun wirklich möglich ist. Und dann keine Ahnung von Tuten und Blasen: Wie geht so'ne Geburt vor sich? Das war einfach — dumm. Dumm, wenn man Kinder so groß werden läßt, und überhaupt nichts sagt und nichts aufklärt. Wenn man das heute jemand erzählt, dann sagen die ja: das ist ja nicht wahr! Daß 'n Zusammenhang besteht zwischen Mann und Frau, das hat man ja auch schon mit 12 Jahren ... Aber: WIE und WAS, da hatt ich wirklich keine Ahnung von. Was da nun vor sich geht ...? Wir waren verheiratet. Um ganz ehrlich zu sein, ich bin denn nachts nach Hause gekommen — im Juni haben wir geheiratet. Unsere Pussage, das lief denn auch nicht immer so. Vielleicht hat mein Mann sich das anders vorgestellt. Ich war aber in Stellung, er durfte wohl da bleiben, ja, aber jeder hatte sein Zimmer, bei meinen Dienstleuten. Trotzdem, sie waren sehr, sehr nett, da bin ich eigentlich

heute noch für dankbar. Jedenfalls, wir kamen 'n bißchen in Krampelage, mein Mann und ich. Er sagt: „Wenn de jetzt nicht nach Hause kommst, fahr ich wieder nach Ostpreußen zurück. Hat ja keinen Zweck mit uns.“ Da hab ich Schiß gehabt, denn meine Mutter hat nichts auf meinen Mann kommen lassen. Und da hatte ich Angst, daß das auseinandergeht und — na, ich hätte 'ne Wucht gekriegt. Denn ich war ja dann natürlich diejenige, die Schuld war, daß das Verhältnis auseinanderging, das Verlöbnis, nich, war ja 'n Jahr verlobt.

Naja, da bin ich dann eben im März nach Hause gekommen. Und jetzt kommt das Tragische: Jetzt hab ich doch gedacht: „Naja, wenn Mann und Frau zusammen ist — na, denn kriegste 'n Kind.“ Jetzt kriegt ich aber — meine Tage, wieder. Da hab ich geheult, hab ich geheult, ich hab gesagt: „Mutt, der nimmt mich nich', ich krieg ja kein Kind.“ Also, das wußt ich nun auch, dann blieben ja die Tage aus. Dann waren's noch drei Monate, bis wir verheiratet waren, dann hab ich doch'n Kind gekriegt. Und ich wollte doch eins. Er wollte auch. Die Ehe, das beinhaltete ja das, sonst hätte man gar nicht heiraten brauchen. Und dann kommt dat nun: WIE, WIE, WIE! Wie man da dat Leben gefühlt hat, dat war so wat — Urkomisches, und doch was Beglückendes, und man hat nicht getraut, Mutter zu fragen. Dann hab ich mit mein' Mann gesprochen: „Mein Gott, Hermann, fühl mal ...“ Aber wie denn? Wenn es soweit ist: WIE? Daß das nu auch da her kommt, das wußt ich wahrhaftig Gott nicht. Dann hab ich mir das immer beguckt, so, und da ist denn immer so'ne Narbe am Leib, naja, da hab ich dann gedacht: irgendwie muß das ja mit dem Nabel zusammenhängen, also irgendwie muß das ja da her kommen. Daß das nun auf anderm Wege kommt, das — das war nicht reinzuschlagen. Bis das soweit war. Naja, meine Mutter war gar nicht zu Hause, war mit Vatter alleine, mein Mann war auf Arbeit. Ja, was weiß man denn davon? Steh auf — alles: oh jeh, oh jeh. Zusammengepackt, neues Bettzeug rein. Wieder hingelegt. Dasselbe war. Wieder raus. Jetzt rumgewankt. Da hatten wir denn noch diese Plumps-Klos, da mußte man denn noch aus'm Haus raus, über'n Hof und dann in' Stall rein. Und da bin ich immer hingegangen, weil ja nun der Drang war, nich. Stell'n Sie sich mal soviel Unwissenheit vor! Was da hätte passieren können. Bis auf einmal eine ältere Frau aus dem Nebenhaus, die hat mich wohl denn immer gesehen so rumwanken — und Vatter hat auch nichts gesagt — das sagt sie zu mir: „Hildchen“, sagt sie, „geh Du nich mehr in Stall.“ „Ja, Tante, warum nicht?“ „Das darfst Du nicht, dann mußte auf'n Eimer geh'n.“ Ja, aber mir kam immer noch keine Erleuchtung, warum nicht. Ich mußte doch! Und dann hat nachher der Vatter denn doch, wie ich denn so an so'nen Halter gegangen hab, mich denn festgekrallt, ich konnt jetzt den Schmerz auch nicht mehr verbeißen, da sagt er: „Ich werd mal die Mutter holen.“ Die Mutter kam, sagt sie „Mein liebes Kind“, sagt sie, „das müssen Kaiserinnen und Königinnen mitmachen, das ist nun einmal im Leben der Frau so, das geht wieder vorüber.“ Tja, aber erstmal dadurch ...! Tja, ich mein, ich hab's geschafft.

Und dann: Rühr Dich nicht! Dann hat man sich immer gesagt: Im Wochenbett darf man sich nicht bewegen. Ich hab steif gelegen wie'n Stück Holz. Vor lauter Angst und Schrecken. Jetzt hatt' ich das Kind, jetzt wollt' ich ja leben. Ich hatte Hitzblasen, am ganzen Körper. Weil ich mich nicht bewegt hab.

Und wie war't im Krieg? Uns're Mädchen hab ich im Krieg entbunden, 40 und eine 42, morgens entbunden und abend aufgestanden, in' Keller. Seh'n Sie, der Mensch kann viel ...

Ein Jahr ha'm wir bei meine Eltern gewohnt, die hatten da ein Zimmer freige-macht. Da haben wir tagsüber drin gegessen, und wenn Besuch kam, wurde sich dann aufgehalten. Stand allerdings 'n Bett drin. Das war denn unser. Jetzt hatten aber Vatter und Mutter 'n Großvater und 'ne Tante noch bei sich. Drei Räume hatte das Haus, Küche und zwei Zimmer. Und eine Schwester war noch zu Haus. 7 Personen und das Kind. Und dann hab ich nachher, wie das Kind ein halbes Jahr alt war, hab ich ein Zimmer gekriegt, 'ne Mansarde. Da haben wir gewohnt bis 30. Und 30 haben wir dann 'ne Wohnung gekriegt, da kam aber unser 2. Kind.

Da war der zweite denn vielleicht 'n halbes Jahr — da war mein Mann erwerbslos. Tja, was tun Männer, wenn sie keine Arbeit haben? Dann ha'm sie schon mal Karten gespielt, dann ha'm sie Holz gehackt, und so rum, man kann ehrlich sagen: rumgelungert. Mit dem Essen, das war happich, das war manchmal furchtbar. 17,25 Mark haste gekriegt für die Woche, für zwei Kinder und zwei Personen. Und dann zumindestens 20 Mark für die Miete, obwohl die Wohnung über 40 Mark gekostet hat. Die 20 Mark sollten gezahlt werden. Ja — immer hat's nicht gereicht. Denn hab ich mal 12 Mark bezahlt im Monat, dann hab ich mal 8 Mark gezahlt, dann hab ich auch mal 15 Mark gezahlt, an die Siedlung, die hing mit der Zeche zusamm'. Das eine Zimmer wurde vom Gerichtsvollzieher beschlagnahmt, da kam der Kuckuck drauf. Und späterhin wurde das denn von der Stadt vermietet, da kam auch 'n Erwerbsloser rein, mit einem Kind. Das könn' Sie sich ja vorstellen: Hier zwei Kinder, da eine Familie mit einem Kind — Kinder schreien, wenn das eine aufhörte, fing das andre an. Zermürend. Und man weiß mitunter nicht: Was kochste 'n andern Tag, was gibste, was bringste auf'n Tisch, obwohl damals die Preise billig war'n. Was hat das Fleisch gekostet damals? 55 Pfennig, 48 Pfennig das Pfund, und 68 Pfennig, ja, Schweinefleisch. Ja, und wir konntn ja nur 1/4 kaufen, und dat kam nich' hin. Margarine 25, 35 Pfennig ein Pfund. Ja, aber man brauchte Zucker, man brauchte auch die Milch für die Kinder. Milch weiß ich nicht mehr, was die kam. Jedenfalls, es reichte nicht hin und reichte nicht her. Und Vatter, der noch 'n Päckchen Tabak haben — mußte, das warn 50 Pfennig. Das war furchtbar, wenn er nicht damit auskam. Und für uns selber: Kino, sowas — saß nicht drin. Wenn man da nicht die Eltern gehabt hätte, die noch manches beige-steuert haben ... Dann kam Vatter mal mit'n Rucksack und 'ne Tasche oder Mutter hatte 'n Kleid oder für die Kinder Hemden oder sonstwas. Es ist ja vie-

Protokoll: „... sagen Sie mir mal'n Ausweg...“

len auch noch viel schlechter gegangen. Man hat natürlich immer versucht, oben-auf zu bleiben. 'n bißchen Seife mußte auch sein! Man wollte ja auch nicht verkommen. Es mußte gewaschen werden, es mußte doch das Haus sauber gehalten werden, kostete doch alles Geld. Ach, da haste manchmal mit Asche gescheuert, weil keine Seife und kein Putzmittel eben zu kaufen war. Ich wünsch sie nicht zurück, die Zeiten...

Dann hat mein Mann Kohle gesucht, dann hat er auch Waggon mit abgeladen, bei den Berufstätigen, die glücklich war'n, Arbeit zu haben, da hat er denn mitgeholfen, die haben ihm dann wieder 'ne Mark, zwei Mark, drei Mark die Woche von ihrem verdienten Lohn abgegeben. Also, einer hat den andern noch mit ausgebeutet. Der Arbeit hatte, der verdiente ja damals auch Geld, die konnten sich auch kaufen. Nun müssen Sie sich mal vorstellen: die haben für einen Waggon 2,50 Mark bekommen. Und die ha'm mitunter drei Waggon am Tag abgeladen. Und in jedem Waggon war'n zumindestens, ich glaube 120 Tonnen — Schutt. Es kam nun wieder auch auf die Verpackung an, auf den Schutt; mal war's Kalk, mal war's Ascheberge, je nachdem wie schwer und wie festgebacken das all war. Einmal ha'm sie'n Wagen leichter leer gekriegt, mal ha'm sie wer weiß wie lange dran gesessen bis spät in die Abendstunden, damit das denn auch wegkam. Das Eisen natürlich wurde dann rausgesucht, das wurde gesammelt und wurde verkauft. Und derjenige, der nun rechtmäßig in diesem Arbeitsverhältnis stand, da war mein Mann ja jetzt 'ne Hilfe für ihn. Und er kriegte von ihm dann gutwilligst drei Mark. Und wir war'n froh, daß er die drei Mark kriegte, denn das war zusätzlich wieder etwas. Und wie hat er sich abgeschuftet. Darf man gar nicht drüber nachdenken.

1933 die Wahlen — natürlich war alles unruhig, hat draußen gesessen, hatte ja nun nicht jeder 'n Radio. Und diejenigen, welche eins hatten — da war alles wie Trauben, außen, das stand im Fenster, und jeder hat nu gehört bis in die Nacht hinein, man kann bald sagen, bis in die frühen Morgenstunden — nun ja, und dann war's natürlich geschehen. Sie ha'm die Mehrheit. Wat kommt jetzt?

Das werd' ich nie vergessen... Da hatten wir uns schon 'n paar Mark an'ne Seite, für Notgroschen, da kam 'n Nachbar zu mir. Da ging's um den Zusammenschluß KPD/SPD, vor der Machtübernahme, sagt er: „Wir werden uns 'n bißchen Mehl und Gries, 'n paar Pfund holen für die Kinder, denn es wird wahrscheinlich zur Arbeitsniederlegung kommen.“ Naja, wir ha'm uns für dat letzte Geld Mehl und Gries geholt, daß die Kinder denn nun in der Zeit was zu essen haben. Aber was nicht kam — war der Zusammenschluß KPD/SPD. Und die nationalsozialistische Partei, die stand oben an...

Da haben wir denn auch gesehen oder gehört: da und da machen sie Haus-suchung, da und da haben sie die Leute rausgeholt. Da sind wir auch gelaufen durch die Straßen und haben geguckt: Das wird doch nicht wahr sein?! Und doch ist es geschehen. Und dann durfte man sich auch nicht sehen lassen, sonst wär' man gleich noch der Nächste gewesen. Neugierige wurden ja zerstreut, es

Protokoll: „... sagen Sie mir mal'n Ausweg...“

sollte ja nicht in die Öffentlichkeit, wenigstens nicht im Moment. Meistens war's denn auch so um 2, 3 Uhr um die Zeit rum, am Morgen. Und dann ha'm sie ja nich 'et Licht angemacht, sondern mit Taschenlampen sind die rein...

Aber das hat man einfach nicht geglaubt. Ich selbst auch nicht. Ich selbst auch nicht... Mein Mann, der hat das auch aufgezeigt. Da sag ich: Hermann, was du immer hast!! Also, wir war'n am Sorgen, wir war'n am Aufbauen, ja? Jetzt kam Geld ein, wir konnten etwas planen, wir konnten hier etwas kaufen, wir konnten da anschaffen, wir konnten auch mal 'ne Reise machen. Wir sind ja meistens nach Haus gefahren, nach Ostpreußen, mit „Kraft durch Freude“. Natürlich war man zufrieden.

Mein Mann — der hat gesagt, daß das nicht so bleibt. „Das dicke Ende kommt.“ Und wenn es zum Krieg kommt, was ha'm wir davon. Wie wird es uns gehen? Da hat er dann mal solche Flugblätter gebracht, da wurden ja auch Schriften verteilt von der Kommunistischen Partei, na, ich hab die denn auch gelesen, hab ich gesagt: „Hör mal zu. Also das ist ja nun — das ist ja nun gelogen! Sowat gibt es ja nicht! Das ist ja Wahnsinn was die schreiben.“ Da stand drauf, daß man die Menschen in Konzentrationslager hat, daß mit Gas — ja, und mit Blaukreuz und Gelbkreuz, was weiß ich heute noch alles, und wie se gefoltert wurden, und wie der Angriffskrieg vorbereitet wurde und... ja. „Was soll die Hetze?“ Wir haben uns gezankt, dadrüber. „Sowas kann es nicht geben, das ist Unsinn, das ist nur 'ne Verhetzung!“ Bis ich selber mal gesehen hab', wie sie welche aus'm Haus geholt ha'm. Wo ich genau wußte: sind ehrliche und anständige und brave Leute — wie jeder andre auch. Nur weil se Kommunisten war'n. Und wie man nachher natürlich die Juden rausgeholt hat, die hier den Judenstern trugen — irgendwie hat mich das gequält. Man hat die jungen Menschen aufwachsen sehen, und dann liefen sie damit rum, und keiner sprach mit ihnen. Es war so bedrückend! Beschämend, direkt. Wir haben unter uns auch gesprochen — vom menschlichen Standpunkt aus gesehen war uns das allen unerklärlich. Man war fassungslos. Na, es kam noch viel schlimmer. Wie ich denn mal nachher — im Krieg da gab's ja auch noch diese Blätter, diese Informationsblätter — da hab ich gedacht: „Mein Gott, soll'n die doch Recht haben? Gibt es sowas?“ Dann hatten wir schon 'n Volksempfänger. Und schwarz hören durfte man ja auch nicht. Den hatten se rausgeholt wegen Schwarzhören, und den hatten se rausgeholt. Denn hat man sich auch nicht gewagt. Die Männer wollten wir ganz davon frei halten, dann ha'm wir Frauen, die Nachbarin und ich, ha'm uns zwei Decken genommen, denn ha'm wir uns am Apparat gesetzt und ha'm gekurbelt. Ja, natürlich war'n wir denn schockiert. Da war ja schon der Krieg. Da ha'm wir gedacht „Sowas kann 'n Mensch, sowas können wir doch nicht tun! Nein, das kann nicht wahr sein! Auch Lüge!“ Dann kam mal 'n sehr gut Bekannter von meine Nachbarin in Urlaub, und der hat wörtlich erzählt, wie man die Juden, Männer, Frauen, Kinder, in Lastwagen packt und in verminten Felder reinjagt... Die Lastfahrer springen ab und die Fahrzeuge, die fahren in die Minenfelder rein. —

Protokoll: „... sagen Sie mir mal'n Ausweg ...“

Da ha'm wir 8 Tage kein Auge zugemacht und ha'm gedacht: „Nein ... Aber der hat's doch gesagt! Dann stimmt das doch.“ — Man hat Tag und Nacht nicht mehr geschlafen.

Naja und mit den Bombenterror, das haben wir ja nachher selber miterlebt. Da war ja nu jeder heilfroh, wenn er nach 'm Bombenangriff noch am Leben war. Anfangs sind wir in Keller gegangen, und dann natürlich in Bunker. Da hatt' ich ja schon — nach 10 Jahren kriegt' ich denn unsre zwei Mädchen, erst 40 eine, denn noch mal 42 eine — gerade im Krieg! Mein Mann war nicht eingezogen, er war auch Berufsinvalide, der hatte 'n Nervendurchschlag, 'ne Abbau-Hammer-Krankheit.

Tja, dann hat man den Tisch — da haste die Decken draufgelegt für das eine Kind — erst hier oben, wir waren ja immer oben, bis es Alarm gab. Ja, dann ha'm wir das Kind in Decken gepackt, die eine, die ganz winzige, die hatt' ich ja denn im Wagen. Der eine Junge hat das Mädchen gekriegt, und der andre mußte denn natürlich an' Wagen anfass'n, daß wir in' Keller kamen. Da ging's ja immer noch, bis nachher die schweren Angriffe kamen, da war der Bunker denn auch fertig, da sind wir in' Bunker gegangen. Aber — Nacht für Nacht, kann man da bald sagen, 1 1/2 Jahr lang. Nacht für Nacht. Da haste auch manchmal gedacht, dat letzte Stündlein is gekommen. Nee, schön war was andres. Und doch: wenn's dann vorüber war, eigentümlicherweise, dann hat man sich trotzdem gefreut und man hat wieder weitergearbeitet — und wieder von dem Scherbenzeug weggemacht, wieder Ordnung geschaffen, und es gab ja eigentlich gar nichts mehr zu ordnen, denn was de hier noch geordnet hast, das kam ja schon wieder in die nächste Welle, war't ja schon wieder zu Bruch. Tja, nu sagen Sie mir mal, was der Mensch is? — Er ging arbeiten, und er hat gekocht, der Mensch, und hat trotzdem die Kinder versorgt. Man wurde nicht irrsinnig. Man hat doch einfach gar nicht mehr gedacht. Kann doch nicht. Höchstens: Es wird zu Ende sein. Und es war noch lange kein Ende. Wie lang soll das noch geh'n, wie oft ha'm wir gesagt: Lieber trocken Brot essen, aber endlich einmal aufhör'n, endlich einmal zu Ende sein! Daß Ruhe ist. Daß jeder wieder dahin gehört, im Haus, wo er zu Hause ist. Daß die Familien wieder zusammen sind. Und wie schnell ha'm wir't vergessen, wie schnell.

Bei uns — wir haben immer versucht, die Dinge, na, wie soll ich Ihnen sagen: Es wird nicht immer so sein, es muß ja mal anders werden! Man hat nicht so dahingeschlummert. Man hat sich auch mit politischen Fragen unterhalten. Wenn's auch mal wieder daneben ging: Ach, so kann et nich sein, so kann et nich geh'n, nee Du hast Unrecht! Aber: Nachher mußte man doch sagen, wenn die Zeit dann immer weiter ging: Mensch, der hat doch Recht gehabt — aber das gibste nich zu! Aber so allmählich ... konntest es denn. Und am schlimmsten, wenn die Jungen so in dem Alter sind, daß sie in' Krieg zieh'n müssen. Dann kommt erst die Besinnung. Da könnt man sich vor'n Kopf knallen! Und ich hätte immer schrei'n mögen und nur sagen: Hermann, Du hast Recht gehabt. Aber was jetzt? Ich

Protokoll: „... sagen Sie mir mal'n Ausweg ...“

wollt's ja nicht seh'n. Ich wollt's ja nicht glauben. Und wie mein Junge 17 war, mußte er auch gehen. Kinder ... Man kann sagen: wider bessres Wissen. Ich wollte ihm nicht Recht geben — und muß't es doch erkennen, bis ins letzte: Ja-wohl, so ist et. Und heute? Jetzt sagen Sie mir mal 'n Ausweg. Es passiert nichts. 45 war'n wir evakuiert, wir war'n in Aschersleben, da war'n wir bis 45 im Dezember. Ein Mädchen war ja gestorben, das war nur 5 Monate geworden. Mein Mann und die drei Kinder. Der Junge wurde eingezogen, der 17jährige, und dann ist der aber auch nachher im Juni entlassen worden von den Amerikanern, der war noch in Gefangenschaft geraten.

Und dann sind wir dann wieder zurück. Ja — unsre Wohnung war besetzt, war jemand anders drin. Der Engländer war hier, der alles bestimmt hat. Dann ha'm die Nachbarn uns aufgenommen. Wir sind natürlich alle Wege gelaufen, daß ich meine Wohnung wiederkriegt. Das war auch so'n furchtbares Drama. Die wollten nicht raus und hatten auch keine Wohnung, war'n auch Bergleute. Und so schöpft man denn natürlich alle Möglichkeiten aus. Mittlerweile war der zweite Sohn auch 14, 15 und sie konnten beide natürlich auf'n Schacht geh'n, obwohl der Älteste Stahlbauschlosserei gelernt hatte, aber die Lehre durch den Einzug nicht beendet. Dann sind sie beide zum Schacht gegangen, und mein Mann auch. Erstmals gab's ja das Essen, gute Ernährung ist zu viel gesagt, aber es war etwas zum Essen da. Und später gab's die Care-Pakete — da ha'm damals auch die Kommunisten gesagt: das wer'n wir alles noch mal bezahl'n müssen. Und is ja auch Wahrheit geword'n. Sie seh'n ja, wo wir heute sind.

Dann hab ich auch meine Wohnung wiedergekriegt. Tag für Tag bin ich gelaufen. Erstmal zur Zeche die konnte nichts machen. Dann bin ich zum Wohnungsamt, da hat man mich von einem Tag auf 'n andern verschoben, von einer Woche auf de andern — da hab ich 7 Wochen bei Leuten gewohnt. Die Kinder schliefen woanders, wir gingen hier in ein Zimmer bei uns rüber schlafen wo die Möbel zusammengestellt war'n, und die Kleine, die schlief denn bei de Nachbarn. Also, auf drei Familien sozusagen verteilt. Und dann wir ich wieder auf'n Wohnungsamt, da ha'm die immer gesagt: Also, es wär keine Möglichkeit. Hab ich gesagt: „Gut. Wenn Sie mir nicht helfen können, dann bin ich gezwungen, an die englische Kommandantur zu gehen.“ „Das werden Sie nicht tun!“ Ich sag: „Doch, das werde ich, und sofort von hier aus fahr ich hin.“ Das hab ich auch gemacht. Hat der 'n Dolmetscher kommen lassen, und da hab ich ihm denn nun den Hergang erzählt, daß die drei Mann auf'n Schacht arbeiten und so ging es bei uns nun. Und Bergleute war'n gesucht. Jeder wehrt sich seiner Haut, nich? Dann sagt er zu mir, der Dolmetscher, ich sollte meinen Mann bestell'n, für übernächsten Tag. Und dann kriegte der Wohnungsinhaber, der meine Wohnung belegt hatte, der kriegte auch 'ne Einladung, der mußte auch da hin. Und da hat sich herausgestellt: die hatten nur ein Kind und wir hatten eben drei, und drei Mann war'n am Arbeiten, und der mußte meine Wohnung räumen, und ich konnt' die natürlich ha'm. Aber unsre war'n nicht imstande, mir die Wohnung zu geben, die

deutsche Behörde. Und ich hätt sie nicht bekommen, wenn ich nicht da hingegangen wär'. Ich hab gedacht: Gehst doch hin, ist doch egal! Für de Familie gehste. Die ander'n die ham 'ne andre Wohnung bekomm'. Gar nich weit, die Nebentür. Erst war'n wir uns spinnefeind, weil ich nun doch meinen Kopf durchgesetzt hatte. Ich habe gedacht: „Hier hab ich gelebt, hier drin, und hier will ich auch wieder rein.“ Ich hab's auch gekriegt. Naja, nachher sind wir wieder gut Freund geworden.

Naja, denn ha'm wir ja erstmal geschwarzhandelt. Das letzte Hemd wurde versilbert, was de noch nie angehabt hast, hast immer geschont. Kleid haste geschont, gutes Nachthemd haste geschont. Dann bin ich morgens, halb drei, zu Fuß bis zum nächsten Hauptbahnhof, wo 'n Zug fuhr, gebibbert und geweint unterwegs, weit und breit keine Menschenseele, alles duster, Löcher, hingefallen, aufgestanden, weitergelaufen. Dann biste über Land gefahr'n, haste hier vier Kartoffeln gekriegt, für ne Pulle Schnaps, 'n halbes Schwarzbrot für 'ne Pulle Schnaps. Und manchmal hat man auch mehr Glück gehabt. Denn hab ich auf'n Rücken 'n Sack, 'n Rucksack, mit Kartoffeln gehabt, und in 'ne Hand auch noch mal an jede Seite was, daß ich bald nicht mehr weiterkonnte. Mein Mann, der war gar nicht fähig für sowas. Der konnte das nicht. Bis Hannover bin ich gefahr'n.

Dann ha'm wir die Marken, nicht gefälscht, will ich nicht sagen, aber in Hannover gab's andres, gab's auf unsre Marken, auf en andern Abschnitt, gab es Brot. Und derjenige, der nun meinte, daß er das schaffen würde, der ist gefahren. Das war ich und hier noch 'ne Frau, 'ne Apostolin. Alles zusammen, ob evangelisch, katholisch, apostolisch, Kommunist und Sozialdemokrat und Christ, das war ganz wurscht. Wenn sich nun jemand bereit fand, der machte die Tour, das war ja auch schwierig, dann wurden die Karten genommen — sounsoviel Brote konnt' ich kriegen. Ich hatte ja nicht nur für eine Familie, ich hatte mitunter für acht Familien die Marken! Dann sind wir von einem Bäcker zum andern gegangen und ha'm die Marken umgetauscht und kriegten wieder von Hannover die Marken, die wir hier gebrauchen konnten. Ich hatte mitunter für 48 Brote Marken! Die hätt' ich gar nicht tragen können. Und dann im Viehwagen gefahr'n. Reingeregnet. Stundenlang, wat sag ich, den ganzen Tag biste gefahr'n, bis in de Nacht hinein. Und keine Schuhe an de Füße, die hatten doch alle Löcher, und dann im Winter. Nee — verheerend. Und was warste froh, wenn de dann nach Hause kamst und haste wenigstens 'n Brot gehabt und konntst den andern Tag dir neu hol'n. Die erziehen sich ja alles selber. Wir ha'm die Marken dann auseinandergeschnitten, entgegengesetzte Marken, hat meine Nachbarin gesagt: „So muß dat eigentlich jeh'n ...“ Wir ha'm beide geklebt, aber Sie glauben nicht, wie fein! Denn ha'm wir die Marken zusammengeklebt und dann war das 'ne richtige. Dann bin ich Brot holen gegangen. Denn die konnte das auch nicht. Und meine Ulli war ja noch klein. Dreimal hatt ich Glück gehabt, hatt ich Brot gekriegt. Das vierte Mal, wie ich ging, da hab ich so'n

komisches Gefühl gehabt. Ich sag: „Ich weiß nicht, ich werd's versuchen, aber ...“ „Ihr könnt gehen. Passiert euch was, die Kleine versorg' ich und eure Familie auch.“ Diese Einigkeit, dies Einer für den Andern stehen, so auf die Art: wir sind beide dadran beteiligt, wir ham se beide geklebt, gefälscht — mit Buchstaben, dann war meistens Abschnitt A und Abschnitt C oder B, also ich kann's heute nicht mehr sagen, jedenfalls ha'm wir die schräg geschnitten, aber haargenau, das mußte so zusammengefummt werden, und denn ha'm wir die aneinander geklebt, dann gab's 'n neuen Buchstaben. Bin ich drei Mal gegangen, und ich hab auch gekriegt, für mich zwei Brote, für ihr ein Brot, die hatten ja nur ein Kind. Beide ha'm wir sie geklebt, ja „Ich sorg für die Familie, wenn se euch erwischen!“ Und da bin ich hingekommen, da hat die Verkäuferin gesagt: „Diesmal könn' wir sie noch mitnehm'.“ Weiter nix. Die hat das natürlich auch schon spitz gekriegt. Da war die Quelle auch wieder versiegt. Ich will nur damit sagen: Durch dieses ganze Geschehen erziehen sich die Menschen so. Wir wär'n ja nie auf die Idee gekommen, so etwas zu machen. Aber Hunger bricht Eisen. Und 1948, die Währungsreform — naja, da mußten wir erstmal unser Geld zusammensuchen, was wir noch hatten, damit wir erstmal was einzahlen konnten und das andere kriegten. Ich hatte nie Geld zuviel, ich mußte sogar noch 'n Viertelpfund Butter verkaufen, damit ich überhaupt an die Grenze rankam. Da wurde ja immer alles verschauert und schwarz gekauft, also konnte ja kein Geld bleiben. Und da war ja auf einmal alles da — und da hatten wir wieder kein Geld. Da fehlte ja nun alles, da fehlte Geschirr, da fehlte Bettwäsche, da fehlte einfach alles. Denn das, was man noch gehabt hat, das hat man denn doch umgesetzt, beim Schwarzhandel, und nachher war einfach nichts mehr da. Mein Mann und die Jung's, die ha'm ja denn schon Care-Pakete gebracht, deshalb konnte ich das schon wieder mal vertauschen, Spirituosen gegen Kartoffeln oder Mehl, Bohnenkaffee — den trank ich selber so gern, aber 'n Pfund hab ich abgegeben, das andre war denn meins. Dann hab ich sogar Spanferkel eingetauscht, für Schnaps, Kaffee und dann etwas Geld gezahlt, den Rest an Geld, alles konnt' ich ja nun nicht an Materialien abgeben, so gescheit war ich denn auch schon, etwas mußten se Geld nehmen. Mein Gott, dann sind wir vom Stadtteil Hamborn mit det Spanferkel, abends, der eine Junge und ich, ha'm wir't in' Sack gepackt, durfteste doch auch nich, dann ha'm wir das bis hier oben hingebraucht und ha'm die Schlüssellöcher mit Watte und allem zugestopft, mein Mann mußte das denn abschlachten und abbrühen, Fenster verhängen ... Ich bin denn rausgelaufen, damit keiner zu Hause war ... Und denn haste gebraten — wir woh'n mit sechs Familien: „Mein Gott, wo habt Ihr Fleisch her?“ „No, ha'm wir schwarz gekauft ...“ „Könnt Ihr mir nicht auch was besorgen?“ „Könnt ich, ja — könnt ich. Aber, habt Ihr Kaffee, habt Ihr Schnaps?“ „Hab ich nicht ...“ War'n ja auf der Hütte, beim Unternehmer, war ja nur derjenige, der im Bergbau war, der hatte das. Dann haste von jedem immer so'n Häppchen, viel konnteste nich nehmen, weil du ja selber so'ne Familie hast, dann haste mal hier was gereicht,

Protokoll: „... sagen Sie mir mal'n Ausweg...“

mal da was gereicht, der andre hat denn wieder mal 'n Kleidchen genäht oder 'n Hemd 'n neuen Kragen gemacht, so eins beim andern ausgeglichen. Dann ha'm wir uns 'n Schwein selber gekauft, 'n Stall aufgebaut, großgezogen, das war so um Weihnachten rum, 47, und da kriegten wir auch wieder Care-Pakete. Und wir war'n auch am Ende, 's reichte auch immer nich' hin und nich' her, trotz Care-Pakete. Jeder kriegte ein Paket, das gabs alle drei Monate oder alle vier Monate gab's das. Dann hatten wir das Schwein selbst groß gezogen, das heißt, zum Schlachten war's noch nicht, hat vielleicht so 95 Pfund gehabt, war noch kein Zentner. Hab ich zu mein' Mann gesagt: „Du, das wird geschlachtet.“ Da mußten wir doch erst 'ne Genehmigung haben und was nicht alles. „Kannst doch nicht schlachten!“ Ich sag: „Das wird geschlachtet! Ausgeschlachtet sind's immerhin 60 Pfund. Dat könn' wir machen.“ „Ja, wie willst du das denn machen?“ „Och“ sag ich, „laß man. Schlag du es mal dot. Dann hol ich den Tierarzt rauf und sag: wir mußten notschlachten.“ Das hab ich dann auch gemacht. Der wollte erst nicht, wollt es mir berechnen für 25, nein für 30 Kilo, ausgeschlachtet. Ich sag: „Sie vertun sich! Das hat ja noch keine 15 Kilo!“ „Nee, Frau!“ sagt er „Das kann ich nu doch nicht!“ Ich sag: „Aber es is' doch 'ne Notschlachtung!“ Mußt ich doch sonst meine Karten wieder abgeben, war ja noch Kartensystem. Ich sag: „Mein Gott, ist doch gleich Weihnachten, dauert doch gar nicht mehr lange...“ Na, er hat's mir denn für 15 Kilo berechnet. Jetzt hab ich Wurst gemacht. Kaninchen hatten wir auch noch. Jetzt hab ich Wurst gemacht... Fleisch hatten wir — und die drei Care-Pakete kriegten wir! Und dann hatt ich 'n Nerven-zusamm'bruch. Jetzt wollt ich auch jedem was geben — es war doch Weihnachten! Jetzt hab ich eingeteilt: etwas war für meine Familie, für Mutter, für Geschwister, jedem 'n Häppchen. Die Nachbarn, jedem 'n Häppchen, und 'n Kännchen mit Wurstbrühe. Und da hatten wir hier den Ofen stehen und da standen mein Mann und die zwei Jungens, alle in 'ner Reihe, und die Care-Pakete standen doch auch da, und von jedem wollt' ich doch immer was nehmen. Und da schrie der eine: „Das is meins!“ Und der andre auch: „Das ist aber mein Paket!“ Und weil ich jetzt alles hatte, Fleisch, Kaffee, Butter, Rosinen, alles, Zigaretten, alles, und wollte den andern nu auch 'n klein bißchen geben, und jeder schrie: „Dat is mein!“ und keiner wollte was abgeben — das is' mir so an de Nieren gegangen, ich konnte einfach nicht mehr! Ich konnte dat nich aufkriegen, daß meine zwei Jungens und mein Mann das nun nich sehen konnten, wenn ich nu jedem... Und allen konnt ich sowieso nich helfen. Es ging einfach nicht rein. Jetzt hatt ich alles — und jetzt war Unfrieden. — Da hab ich abgebaut. Da hab ich bloß noch geschrien: „Hätt ich mein Stückchen trocken Brot, hätten ich doch nur mein Stückchen trocken Brot!“

Äxte & Eichen

Das Begräbnis des alten Staatsmannes

Seht her, da kommen sie und tragen einen Sarg durch die Straßen, darin liegt der alte Staatsmann. Warum schwankt dieser Sarg? Sein Leichnam rollt und schlingert, es ist deutlich zu hören, sein Kopf wackelt hin und her auf schwarzem Kissen und schlägt gegen die Wände. Die Orden haben sie ihm auf den Sarg gelegt, oben drauf, die ganzen Medaillen, auf Samt; werden jetzt feucht vom Regen.

Sie haben an den Trommeln die Felle locker geschraubt, daher klingen die Schläge so dumpf.

Gleichschritt zum Trauermarsch. Immer der gleiche Trauermarsch. Seit Stunden marschieren die Soldaten durch den Regen, und es ist immer der gleiche Trauermarsch.

Die Fahne ist auf den Sarg geklatscht. Soldaten tragen rechts, tragen links, jeder das Ohr am Sarg, als ob sie hineinhorchen wollten, was der da drin noch zu sagen hat, der alte Staatsmann. Hat aber nichts mehr zu sagen, der alte Staatsmann. Wiegt nicht der Leichnam leicht? Nur der Sarg lastet schwer, mit Bronze beschlagen.

Hinter dem Sarg, da seht ihr sie schlürfen, all die anderen Staatsmänner, die ebenso verdienten, zittrige Greise mit Brillen, Schals und Stöcken; kurzsichtig tasten sie mit den Füßen voran. Gebeugt sind die Körper — jawohl, die Last der Verantwortung. Steil gekrümmt sind die Körper — gewiß, man trägt sie mit Würde. Die Kirche muß doch bald kommen, darin er bestattet werden soll, der alte Staatsmann. Es ist jetzt Viertel vor Elf, und die Kirche muß kommen.

Ja, ja, da gehen sie also nun alle hinter dem Sarg des alten Staatsmanns. Sie alle selbst alte Staatsmänner hinter dem Sarg eines alten Staatsmanns. Freunde des alten Staatsmanns, Feinde des alten Staatsmanns — ist gleich, sie alle kannte er gut, der alte Staatsmann, und ihn haben sie gut gekannt, den alten Staatsmann. Hat schon viel miterlebt, der alte Staatsmann. Gutes und Schlechtes hat er erlebt in seinem Staatsamt. Gutes und Schlechtes vollbrachte er selbst in seinem Staatsamt. Mehr Schlechtes als Gutes freilich — ja, alter Staatsmann. Denn Gutes und Schlechtes — es galt dir gleich, alter Staatsmann. War dann dein Gutes Schlechtes — wie? — alter Staatsmann.

Ach, das Volk ist so undankbar, nichtwahr? — alter Staatsmann. Also: Du hattest Verdienste — ha, ha, alter Staatsmann!

Äxte & Eichen: Das Begräbnis des alten Staatsmannes

Gleichwohl: Jetzt ist er tot, dieser alte Staatsmann. Dieser alte Staatsmann ist tot. Endlich.

Ist er denn wirklich tot, unser alter Staatsmann? Es hieß doch: im Geiste weiter unseres alten Staatsmanns...

Ja, doch, er lebt nicht mehr, ist tot, unser alter Staatsmann.

Bald liegt er tief in der Gruft, und Staatskränze welken auf dem Grab des alten Staatsmanns. Und auf der Tafel wird stehen: Dem alten Staatsmann.

Aber manchmal, da stand einer auf vom Tod, so ein alter Staatsmann. Und die Leiche kam zurück ins Parlament, in den Regierungspalast, und jeder erkannte ihn wieder, den alten Staatsmann. Doch man wagte ihn nicht ein zweites Mal zu beerdigen, den alten Staatsmann.

Darum haltet den Deckel fest, Soldaten! Haltet den Deckel fest des Sargs, darin liegt unser alter Staatsmann. Er ist tot, jawohl: tot wie ein Brett, unser alter Staatsmann.

Aber haltet den Deckel!

Nützt nichts! Er fiel unten durch, der Boden des Sargs war locker, schon läuft er mit im Zug, sein eigener Trauergast, und man läßt ihn, weil's niemandem auffällt.

Der alte Staatsmann, gewiß, nur die Nase ist anders.

Der alte Staatsmann, gewiß, doch er trägt keine Brille.

Der neue Staatsmann — also etwas weniger Leiche.

Der Fortbestand des Staates ist gesichert. Morgen wird der Himmel erneut mit Zement ausgegossen. Gewitter haben sich bis spätestens abends acht Uhr zu entladen.

Wir aber beobachten die Risse im Zement, halten die Fernrohre im Anschlag auf die sich bildenden Milchstraßen, Wege, die eine ferne Welt versprechen, auch wenn sie jetzt noch sehr schmal sind.

Draußen aber wird man dann auf die Kuppel schreiben: Hier ruhen sämtliche Staatsmänner. Der Zement war ihr Grab.

Sven G. Papcke
Es gab deutsche Jakobiner

Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten Spotten! Lessing, 1779

I

Die Französische Revolution wurde 1789 im Deutschen Reich allgemein begrüßt. Die schmale Schicht des Bürgertums versprach sich von ihr das Forträumen feudaler Schranken, die ihre wirtschaftlichen Aktionen behinderten. Das Volk, Bauern, Handwerker und die Arbeiter der Städte — soweit es in den Quellen faßbar ist —, erwartete eine Besserung seiner drückenden Lage. Das zeigen die Aufstände, die seit 1789 in Baden, der Pfalz, in Bruchsal, Trier, Köln, Dresden, Leipzig, Bremen, Hamburg oder Nürnberg aufflackerten. Aber der bürgerliche Jubel hatte in Deutschland von vornherein einen idealistischen Zuckerguß. Die Bürger kritisierten den Staat von einer vorgesellschaftlichen (naturrechtlichen) ‚Moral‘ her (Habermas). Sie warfen ihm vor, er habe sich seit Hobbes von ihr getrennt. Diese neue kritische Moral trat als Rechtsstaatsdenken des besitzenden Bürgertums auf, das sein Eigentum — durch den Staat gesichert — vermehren und politisch legalisieren wollte. ‚Die Öffentlichkeit‘ wirkte auf das absolute Königtum mit der These einer legalen Monarchie ein. Der Verlauf der deutschen Geschichte zeigt, daß diese Opposition keine grundsätzliche Veränderung der Machtverhältnisse bewirkte, sondern die etablierten Gewalten durch ‚Reformen von oben‘ öffentlich rechtfertigte. Die Intellektuellen verneinten zu einem überwiegenden Teil, daß eine Revolution im Reich selbst nötig sei. In Preußen und Österreich habe nie ein derart versteintes Ancien Régime geherrscht wie in Frankreich. Man ‚kopierte‘ die Pariser Errungenschaften, indem man erneut an die Fürsten appellierte, Reformen zu gewähren. Bisher hat sich die historische Forschung daher darauf beschränkt, revolutionäre Bestrebungen in Deutschland, die weiter gingen als dieses reformatorische Gehabe, als abstrakte Ideenbewegungen aufzufassen. Die Werke von Gooch (1920), Stern (1928), Droz (1949) und Valjavec (1951) (auch die neue Arbeit von Klaus Epstein, *The Genesis of German Conservatism*, 1967) basierten vor allem auf gedruckten Quellen. Entsprechend ihrer liberalen Deutung der Französischen Revolution erfaßten sie auch nur vage die Grundlage der revolutionären Umtriebe in Deutschland nach 1789: die wirtschaftliche Einengung des Bürgertums

und die soziale Misere der Volksmassen. Sie sahen die revolutionäre Labilität durch die Brille des bürgerlichen Schrifttums verzerrt.

Erst im Jahre 1962 untersuchte H. Scheel (Süddeutsche Jacobiner, Berlin 1962) in einer umfangreichen Arbeit demokratische Strömungen in Süddeutschland. Er stützte sich auf Archivmaterial, das von der revolutionären Aktivität des Volkes berichtete. Die vorliegende Untersuchung Walter Grabs stellt entsprechende Bewegungen in Norddeutschland dar, das seit dem Frieden von Basel (1795) im Windschatten der Revolution lag.

Wertvoll wird dies Buch nicht nur dadurch, daß es fast vollständig aus den Quellen, aus Senatsberichten, Gesandtschaftsrelationen und vergessenen politischen Zeitschriften geschöpft ist. Der Autor unterzieht sich auch im Sinne von Hegel der ‚Mühe des Begriffes‘. Grab macht deutlich, daß sich Parteiungen und Zwiste der Gruppen, die in Deutschland die Französische Revolution begrüßten, nicht ohne eine genaue Kenntnis a) der Veränderung der Revolution in Frankreich selbst und b) der politischen Bekenntnisse der deutschen Verteidiger der Revolution verstehen lassen.

Obschon sich seit der obrigkeitsstaatlichen Reaktion (ab 1788) auf die deutsche Aufklärung Umriss politische Lager abzeichneten, traten die unterschiedlichen Auffassungen über die Mittel zur Einschränkung des feudalen Absolutismus noch nicht scharf in Konkurrenz. Erst vor dem Menetekel der Radikalisierung der Revolution in Paris, begannen sich die Geister zu scheiden. Grab trennt 1) großbürgerlich-liberales und 2) demokratisch-kleinbürgerliches Gedankengut. Zu ihrer Beurteilung wählt der Verfasser die Einstellung beider Gruppen zu Freiheit, Gleichheit und der Herrschaftsform.

Aber man muß bei aller Unterschiedlichkeit eine grundsätzliche Übereinstimmung beider Richtungen festhalten. Prüft man das demokratische Gedankengut, das Grab aus den Quellen zitiert, auf eine revolutionäre Praxis, stellt man die Frage, ob sich die kleinbürgerlichen Demokraten organisierend oder leitend auf die Seite der pro-revolutionären oder schon revoltierenden Volksmassen stellten, wird deutlich, daß auch die Demokraten letztlich theoretisierten und in ihren Aktionen nicht weit über die Schritte der großbürgerlichen Liberalen hinausgingen. Die Frage, warum die deutschen Demokraten trotz ihrer aufrüttelnden Schriften in Passivität verharrten, findet eine Antwort in der Tatsache, daß sich demokratisches und liberales Denken nur in den vom Verfasser angeführten politisch-theoretischen Kriterien unterscheidet. Um aber die politische Passivität auch der radikaleren Demokraten zu erklären, muß ihr Eigentumsverständnis analysiert werden. Eine Untersuchung ihrer Besitzvorstellungen, die Grab nicht zu Grunde legt, ergibt eine fundamentale Übereinstimmung zwischen Demokraten und Liberalen: Beide halten das Eigentum für unaufhebbar. Vor den notwendigerweise frühsozialistischen Forderungen einer Revolution pauperisierter Massen des Vierten Standes, die die Demokraten (wie in Paris die Jakobiner) hätten mobilisieren müssen, schreckten beide zurück.

Auf der anderen Seite erlaubt die Differenzierung ihrer Ansichten über die Verteilung des Eigentums eine klare Trennung von Liberalen und Demokraten im bürgerlichen Lager selbst. Denn während die Liberalen für eine hemmungslose Besitzausweitung plädierten, verstanden die Demokraten das Eigentum als an die Gemeinschaft gebunden, als verpflichtend. Der Verfasser aber muß das Kriterium des Eigentums auch bei der Unterscheidung von Liberalen und Demokraten im bürgerlichen Lager unterschätzen, da er die Maßstäbe der Freiheit, Gleichheit und der Herrschaftsform überschätzt. Er nimmt an, diese seien vor 1789 in Deutschland kaum vertreten worden, sie seien erst politisches Produkt der Französischen Revolution. Die noch 1908 von A. Wahl (in HZ 104, S. 537 ff) vertretene These, die allgemeinen Vorstellungen der Aufklärung seien erst nach 1789 in Deutschland verbreitet worden, wurde 1948 von W. Stammeler (in FS für W. Goetz, Marburg/L., S. 199—259) nachdrücklich berichtigt. Stammeler gibt eine eindrucksvolle Stellensammlung aus dem deutschen Schrifttum (seit 1760) der Begriffe wie Freiheit, Revolution, Republik, Gleichheit, Pressefreiheit usw. Die frühe Diskussion dieser Begriffe, zu einer Zeit, als sie faktisch noch nicht realisierbar waren, hatte diese Ideen in Deutschland aber theoretisch werden lassen. Ihre ‚Öffentlichkeit‘ bewirkte, daß man sie letztlich als bekannt, ja als im Ansatz durchgesetzt mißdeutete. Daraus resultierte die naive ‚Politik‘ der Liberalen, im Sinne mittelalterlicher Fürstenspiegel von den etablierten Gewalten Mäßigung im Sinne einer Moralisierung zu verlangen. Neu waren diese Gedanken nach 1789 in Deutschland nur in ihrer Verbindung zur revolutionären Tat. Eben auf diese verzichteten die deutschen Liberalen und Demokraten, da sie keine Verbindung zum Volk suchten. Diese Imitation der Französischen Revolution bildet deswegen schon ein Vorspiel zum Versagen der deutschen Revolution von 1848.

II

Als 1793 der französische König hingerichtet wurde, verteidigten in Norddeutschland nur 20 Demokraten noch die Vorgänge in Frankreich. Diese begrüßten den Gedanken der unübertragbaren Volkssouveränität, forderten eine Republik, erstrebten die bürgerliche Gleichheit auch als Ausübung der gleichen politischen (Vor)Rechte. Sie gaben der Gleichheit den Vorrang vor der Freiheit, denn echte Freiheit sei nur in der Gleichheit möglich. Um diese Gleichheit zu etablieren, müßten die Fesseln der alten Ordnung (Thron und Altar) beseitigt werden, notfalls mit Gewalt. Im Gegensatz zu Kant verstanden sie bereits, daß die Verbesserung der sozialen Lage durch eine Umwandlung der gesellschaftlichen Struktur, nicht aber durch eine bloß erzieherische Moralisierung der Einzelnen zu erringen ist. „Um ein Volk besser zu machen, muß man erst seine

Verfassung zu bessern suchen“, schrieb A. G. F. Rebmann. Der allgemeine Staat hat daher die Aufgabe, zu Gunsten der Armen zu intervenieren; er wird zum distribuierenden Staat. Aber auch diese bürgerlichen Demokraten, die Grab zum Teil wiederentdeckt (wie F. W. von Schütz, E. Israel, H. Würzer, G. F. Heiligenstedt, u. a.), forderten keine Neuordnung des Eigentums. Nur diese Forderung aber hätte sie unter den gegebenen Umständen mit dem Volk in Kontakt gebracht. Sie mißachteten das historische Gesetz einer graduell zur politischen Ohnmacht erforderlichen gesteigerten Radikalität. Die Demokraten gingen zwar mit den französischen Jakobinern konform, ohne sich aber wie diese, um das Volk zu kümmern. Auch ihnen ging es nur um die ‚Mitbürger‘, also um höchstens zehn Prozent der Bevölkerung.

Als nach 1794 sich in Paris das Großbürgertum wieder in der Macht etablierte, bedeutete das aus der Sicht der Revolution objektiv einen Rückschritt. Für Deutschland blieb aber selbst das reaktionäre Direktorium angesichts der herrschenden feudalen Zustände fortschrittlich. Daher erhielten die deutschen Liberalen um Sieveking und J. G. Kerner wieder Auftrieb, die 1793 vor der Revolution zurückgeschreckt waren. Da sich nach 1795 aber der Kriegsbegriff der Revolution veränderte, Paris nicht mehr auf Befreiung, sondern auf Machtausweitung um der Ausbeute willen zielte, begann sich die Partei der Demokraten aufzuspleißen. Grab stellt das am Streit zwischen Rebmann und F. W. Schütz dar. Im Sommer 1797 trat eine Gruppe der Demokraten für die Annexion des linksrheinischen Deutschland durch Frankreich ein. Dadurch sollte Paris in eine Auseinandersetzung mit dem Deutschen Reich verwickelt werden, in deren Verlauf, wie man hoffte, Frankreich ganz Deutschland erobern würde. Durch einen Sieg der verbürgerten französischen Revolution würden auch in Deutschland die bürgerlichen Kräfte den Sieg über die tradierten Gewalten davontragen. Diese Gruppe (Schütz, Dorsch, Böhmer, Stamm) glaubte nicht mehr an eine deutsche Revolution. Die andere Gruppe plädierte für eine eigenständige cisrhenanische Republik (Rebmann, Hofmann, Blau, Görres, Venedy, Sommer). Beide Lager hatten historisch Recht und Unrecht. Schütz 1) erkannte, daß die Deutschen nicht imstande waren, unter den gegebenen Umständen eine Revolution durchzuführen. Es mangelte nicht so sehr an der objektiven Lage; subjektiv war Deutschland noch nicht reif! Man konnte daher nur noch Hilfe von Frankreich erwarten. Rebmann 2) bestand aber auch mit Grund auf der Notwendigkeit einer deutschen Revolution, da er in Paris gesehen hatte, daß das Direktorium nicht an einer Befreiung Deutschlands interessiert war. Aus diesem Dilemma fanden süd- und norddeutsche Demokraten keinen Ausweg.

Betrachtet man die deutsche Geschichte seit 1797, scheint sie anfangs F. W. Schütz Behauptung Recht zu geben. Denn Napoléon war für Deutschland in doppeltem Sinne ein ‚Befreier‘. Zum einen zerstörte er durch Flurbereinigung, durch Länderbasteleien und durch die Aufhebung der Patrimonialgewalt Festungen des Feudalismus. Durch die Einführung des Code Civil, durch Steuergleichheit ge-

wann Bonaparte breite Kreise des Bürgertums für seine Politik. Erst durch die Permanenz seiner Kriege wurden die bürgerlich-kapitalistischen Errungenschaften seiner Reformen durch sein eigenes System wieder zerstört. Er nötigte die Bürger zum Aufstand. Damit rief er zum anderen eine nationale Widerstandsbewegung der Bürger (vgl. P. Stulz, Fremdherrschaft und Befreiungskampf, Berlin 1960) ins Leben, die Reformen von oben verlangte. Sie bedeutete den ‚seichten Abklärer‘ (Hegel) deutscher Machart der großen Französischen Revolution.

Die ‚Verkriegung‘ der Französischen Revolution, die Eroberung Deutschlands, die Schütz erhofft hatte, erbrachte aber nicht die erwarteten Folgen. Die Reformen versandeten nach 1815 unter dem Ansturm der Reaktion. Die externe Freisetzung konnte keine autochthone Revolution ersetzen. Das Scheitern von 1848 und 1918 macht das deutlich. A. G. F. Rebmanns These: „Ein Volk muß seine Freiheit selbst erobern, nicht zum Geschenk erhalten. Die deutsche Freiheit ist durch die abgeschmacktesten Farcen verspätet worden“, hat sich letztlich bewahrheitet.

III

Die Arbeitshypothese des Verfassers erweist sich als tragfähig. Bei der Beurteilung der pro-revolutionären deutschen Gruppen muß man scharf zwischen Liberalen und Demokraten unterscheiden. Die These hätte aber erweitert werden müssen. Ohne die Feststellung einer Übereinstimmung von Liberalen und Demokraten unter dem Damoklesschwert einer den Besitz beseitigenden Revolution der Massen muß der Verfasser die Theorien der Demokraten — abgelöst von ihrem wirklichen Verhalten — überschätzen. Wenn nicht deutlich herausgearbeitet wird, daß die Demokraten theoretisch radikaler waren als die Liberalen, daß sie angesichts der sozialen Mißstände zwar Reformen verlangten, an sich aber auf einem (klein)bürgerlichen Eigentumsbegriff beharrten, muß der Leser resigniert dem Volk die Schuld für das Nichtausbrechen der Revolution in die Schuhe schieben. In Wirklichkeit waren auch die Demokraten zu liberal, als daß sie ihre Theorie als Machtfrage aufgefaßt hätten, die man nur mit Hilfe einer soliden Basis im Volk beantworten kann.

Grabs Arbeit zeigt, daß das Märchen nationaler Historiker, es habe in Deutschland keine revolutionäre Labilität gegeben, die ‚deutsche Art‘ habe sich von den zersetzenden welschen Ideen nicht unterpflügen lassen (Leo Just), zur Wissenschaft erhobene Propaganda ist. Die von Grab aus der Vergessenheit erlösten deutschen Demokraten versanken nicht in der politischen Romantik, die ab 1799 die Politik zu umnebeln begann. Zugleich ergibt sich aber aus dieser Arbeit, daß die Romantik — als Rückzug aus der politischen Beteiligung — auch eine Folge

Sven G. Papcke: *Es gab deutsche Jakobiner*

der revolutionären Abstinenz der Demokraten war, die es nicht vermochten, die Barriere zum Vierten Stand zu durchbrechen. Sie begrüßten die Revolution in Deutschland, engagierten sich für sie, setzten ihre bürgerliche Existenz aufs Spiel — verzichteten aber letztlich auf sie.

Enttäuscht über den Auseinanderfall von politischer Theorie und Praxis, legt man Grabs Buch resigniert aus der Hand.

(Walter Grab: *Demokratische Strömungen in Hamburg und Schleswig-Holstein zur Zeit der ersten Französischen Republik.*

Veröffentlichungen des Vereins für Hamburgische Geschichte, Band XXI. Hans Christians Verlag, Hamburg 1966, 275 S., DM 24.—)

graphikkreis

der neuen münchener galerie

8 münchen 2, maximiliansplatz 14, telefon 299931

12 graphiken im jahr
volles umtauschrecht
bei einer auswahl unter
200 blättern

einzelblatt dm 15,- jahresabonnement dm 180,-

Peter Krumme
Mystifizierte Ideologie

Hans G. Helms übt Ideologiekritik an der bundesdeutschen Gesellschaft. Und in diesem Bestreben begibt er sich auf Spurensuche. In detektivischem Habitus sucht er den Wirkungsverlauf einer Ideologie zu sichern, deren Gefährlichkeit ihm offenbar ist. Nicht weniger nämlich hatte sich Helms vorgenommen, als die Geschichte der Ideologie des Faschismus zu beschreiben. Schien es zunächst, als habe er nur einen literarischen Seitenpfad eingeschlagen, an dessen Ende der Linkshegelianer Max Stirner als Urheber und sein Buch *Der Einzige und sein Eigentum* als erstes Zeugnis und demagogisches Kompendium faschistischer Ideologie enthüllt sind, so rechtfertigt Helms sein Unterfangen nicht nur mit diesem Ergebnis. Denn nun schickt er sich an, mit Fug „ein Kontinuum der faschistischen Ideologie zu konstatieren“¹⁾, das seit dem Erscheinungsjahr des Stirnerbuchs (1844) bis in die Gegenwart besteht. Eine Annahme, deren wohl größter Vorzug in ihrer weitgehenden Simplifizierung zu finden ist. Vielfältige gesellschaftliche Phänomene sind jetzt mit einemmal erklärt und ihre Komplexität erweist sich als Illusion. Wer aber von dieser Illusion nicht lassen will, der muß sich sagen lassen: „Wie einer auf Stirner reagiert, daran ist gut zu erkennen, ob er formbares Material der Ideologie ist oder nicht“²⁾. Offensichtlich zeigt sich für Helms nur in der Beschränkung der gesellschaftskritische Meister. Und doch muß sich der Vorbehalt vor allem gegen das Verfahren, das Helms praktiziert, richten. Daß er dabei sich auf die Marx-Engelssche *Deutsche Ideologie* in der Stirner bereits äußerst kritisch notiert ist, stützen kann, wäre fast ein Glück zu nennen, wollte man die kritische Handhabe nur einfach gegen Helms selber wenden. Mit Grund nämlich würde eine Metakritik des kritischen Kritikers Helms dessen Attitüde als Mimikry, dem linkshegelianischen Radikalismus nicht unähnlich, erweisen. Gerade aber ein solches Vorgehen widerspräche dem Sinn Marxscher Kritik. Die spätbürgerliche Entlarvungstechnik nämlich, die Helms wiederaufnimmt, um die Marxkritik an Stirner zu verstärken, verbietet sich deshalb, weil ihr sowohl die Entwicklungsgeschichte der Marxschen Theorie selber, wie auch der objektive Verlauf der Geschichte die Berechtigung abspricht.

¹⁾ Helms, *Ideologie der anonymen Gesellschaft*, Köln 1966, p. 491.

²⁾ Helms, p. 212.

Wenn Marx, wie Karl Korsch betont, hinfür in der kritischen Erforschung des ökonomischen Gebietes „den wirklichen Angelpunkt aller geschichtlich-gesellschaftlichen Umdrehungen entdeckt hatte“³⁾, sah er keine Veranlassung mehr, eine Kritik der Ideologie näher auszuführen, aufgrund ihres gegenüber der ökonomischen Basis sekundären Charakters. Daß dieses entwicklungsgeschichtliche Moment nur der Ausdruck realer Veränderungen im Kapitalismus ist, belegt das *Kapital*: „Wir werden überhaupt im Fortgang der Entwicklung finden, daß die ökonomischen Charaktermasken der Personen nur die Personifikationen der ökonomischen Verhältnisse sind, als deren Träger sie sich gegenüber treten“⁴⁾. Und diesen höheren objektiven Anspruch gegenüber einer Ideologiekritik vertritt die Marxsche Theorie, gerade weil sie die Kategorien der Warenwelt de-fetischisieren, „das heißt ihre subjektive Vermitteltheit aufdecken“⁵⁾ will. Die Restriktion auf eine analytische Stufe der Marxschen Theorie aber, wie sie Helms vornimmt, hintergeht den objektiven Bezugsrahmen, innerhalb dessen Kritik nur sinnvoll sein kann. Die ungebrochene Rezeption der *Deutschen Ideologie* macht es ferner erklärlich, daß Helms aus dem Umfang der dort geübten Kritik an Stirner schließt, daß Marx und Engels „die Gefährlichkeit der Stirner'schen Ideologie weit höher veranschlagten als die Glaubenssätze irgendeines anderen Zeitgenossen“⁶⁾. Nur ein frappanter Mangel an historischer Reflexion läßt ihn übersehen, daß die Gefährlichkeit der linkshegelianischen Theoreme vor allem für die eigene Position von Marx und Engels bestand. Aus der theoretischen Nähe zu den Linkshegelianern lösten sie sich erst mittels einer materialistischen Hegelrezeption, gerade auch in der *Deutschen Ideologie*, deren erklärter Zweck „Selbstverständigung“, d. h. das Bemühen darstellte, mit dem „ehemaligen philosophischen Gewissen abzurechnen“^{6a)}. Die unbefragte Aktualisierung aber, die Helms mit dem Material der *Deutschen Ideologie* vornimmt, scheint der methodische Grund für die eigentümliche Kontinuität zu sein, die Helms faschistischer Ideologie zuspricht.

Damit sich aber eine solche lineare Entwicklung behaupten läßt, muß Helms den Marxschen Ideologiebegriff umfunktionieren:

„Die Ideologie ist ein Produkt der Klassengesellschaft, einer nach Klasseninteressen geteilten Gesellschaft. Sie repräsentiert die spezifische Gesellschaftsvorstellung der mittleren Klasse und ist zugleich Vorstellung einer Welt, wie die Inter-

³⁾ Korsch, *Marxismus und Philosophie*, Frankfurt/M. 1966, p. 141.

⁴⁾ Marx, *Kapital*, Bd. 1, Berlin 1962, p. 100.

⁵⁾ Schmidt, A., Henri Lefebvre und die gegenwärtige Marxinterpretation, In: *edition suhrkamp* 160, Frankfurt/M. 1966, p. 155.

⁶⁾ Helms, p. 10.

^{6a)} Marx, Vorwort zur Kritik der polit. Ökonomie. zit. n. *Ausgew. Schriften*. ed. Goldenberg, München 1962, p. 427.

essen dieser Klasse sie fordern. Weil die Vorstellung durch Anwendung der Ideologie — Ideologie ist ihrem Sinne nach Anwendung — in den gesellschaftlichen Prozeß eingreift, wirkt sie auf die vorfindliche Realität mitbestimmend ein. Sie ist Agens ebenso wie Produkt der Wirklichkeit. Soweit die Ideologie von den Bindungen der Produktionsverhältnisse sich verselbständigt hat, tritt sie als heterogene Wirklichkeit neben oder, was den Wirkungsverlauf anbetrifft, vor die materialen Gegebenheiten“⁷⁾.

Entscheidend ist die Annahme der „heterogenen Wirklichkeit“, die die Ideologie nach Maßgabe ihrer Verselbständigung besitzt. Sie wird vom sekundären Faktor zum primären. Daß sie aber auch „völlig heterogenen Sozial- und Produktionsverhältnissen adaptiert werden kann, ohne ihren propagandistischen Effekt einzubüßen“⁸⁾, verdankt sie ihrer Struktur. Diese besteht für Helms aus „lose miteinander verbundenen, kautschukartigen Schemata oder Hohlformen“⁹⁾. Der Katalog statischer Leerformeln ist also gerade ein Zeichen dafür, daß Ideologie ein polyfunktionales Herrschaftsmittel geworden ist. Sie geht in ihrer pragmatischen Funktion auf. Der gegenständliche Schein, als den Marx Ideologie bestimmte, besteht nicht mehr für Ideologie im Helmschen Sinn, die gänzlich unnötig, abgespalten von der Basis diese überlagert. Ebenso geht der Doppelcharakter von Ideologie verloren. Bei Marx war sie gleichermaßen Reflex der Basis wie Potential der Reflexion, gerichtet auf praktische Veränderung. Einer aus bloßen Leerformeln bestehenden Ideologie aber kann diese transitorische Funktion des Überbaus nicht mehr eignen. Sie vermag nicht mehr den Scheincharakter der Verhältnisse zu durchschauen, sondern komplettiert die totale Macht von Fiktionen. Nun scheint Helms jedoch zu differenzieren, diese Art von Ideologie reserviert er der Mittelklasse, und ein Abschnitt seines Buches behandelt eigens die „Umwandlung des falschen Bewußtseins in manipulable Ideologie“. Er unterscheidet also zwischen dem falschen Bewußtsein — es ist den „Großeigentümern“ vorbehalten — und der nicht-notwendigen Ideologie, die ihre Macht über die Mittelklasse ausübt, sucht „die spezifisch mittelständischen Interessen zugleich als Interessen der herrschenden Klasse und als allgemeine Interessen der Gesellschaft zu behaupten“¹⁰⁾. Helms bestimmt die Klassenrelation mit Hilfe der Ideologie, die einen Zustand perpetuiert, in dem die Mittelklasse „zwar effektiv herrschende Klasse geworden, insofern (sie) die Herrschaftspositionen besetzt hält, nichtsdestoweniger beherrschte Klasse geblieben“¹¹⁾ ist. Das Entstehen der Mittelklasse ist für Helms gesetzt mit dem

⁷⁾ Helms, p. 238.

⁸⁾ Helms, p. 347.

⁹⁾ Helms, p. 131.

¹⁰⁾ Helms, p. 235.

¹¹⁾ Helms, p. 235.

„Zerfall in die Klasse der wirklichen Eigentümer und die Klasse der ideellen Teilhaber und stellvertretenden Eigentümer oder Administranten“¹²⁾. Entsprechend ist das „Ergebnis zwischen aktiven Ideologen und passiven Ideologieträgern... die Möglichkeit einer selbständigen Entwicklung der Ideologie“¹³⁾. Der von Helms beschriebene Prozeß potenziert Ideologie. Die reale Auseinandersetzung der Klassen wird zu einer zwischen Ideologien. Das falsche Bewußtsein wird zur Basis, Ideologie zum Überbau. Soweit Helms darüber hinaus Bedingungen der ökonomischen Basis einbezieht, die die These von der übermächtigen Ideologie stützen sollen, bleiben seine Befunde sehr problematisch. Denn nicht nur unterstellt er einfach die definitorische Einheit der „Mittelklasse“. Die „produktionsferne Funktion“¹⁴⁾, die die Empfänglichkeit für Ideologie bewirken soll, kann nicht pauschal für die stark geschichteten Gruppen der Mittelklasse behauptet werden. Wenn die neuen Gruppierungen, die der Strukturwandel des Kapitalismus hervorgebracht hat, z. B. Bürokratie und Technokratie unter *ein* Bewußtsein befaßt werden, das noch dazu nur übernommen ist, so wird Ausbildung richtigen Bewußtseins einfach gleichgesetzt mit Produktionsnähe. In welcher Weise gerade aber die neuen Produktionsformen die Individuen zu Subjekten der Praxis werden lassen, die ihre Unterordnung unter die äußerlichen und starren Zwecke und Ziele des Kapitals, damit aber den fundamentalen Widerspruch zwischen sich und jenen erkennen, wird völlig übersehen. Außerdem rücken die eigentlichen Integrationsmechanismen, die das Proletariat, in der Vergangenheit Träger und Subjekt der Revolution, an dieser hinderten, aus dem Blick. Helms' Klassenbild hat bei der angenommenen „Autorität des Mittelstands über das Ganze der Gesellschaft“¹⁵⁾ für die Untersuchung der klassenspezifischen Interrelation ohnehin wenig Raum. Die Produktionsferne der Mittelklassen ist für Helms auch eher Voraussetzung denn Ursache der Macht der Ideologie. Da ihm zufolge der Mittelstand kein Eigentum, sondern nur seine Ideologie hat¹⁶⁾, ist er für eine Eigentumsideologie um so empfänglicher. Dieser Umstand führt zu folgender These:

„Der Unterschied zwischen einem objektiven, sachlich notwendigen falschen Bewußtsein und einer sachlicher Notwendigkeit baren Ideologie wird durch die Eigentumsverhältnisse bestimmt. In der kapitalistischen Gesellschaft ist das falsche Bewußtsein zusammengesetzt aus den zur Erhaltung des Kapitalismus' objektiv notwendigen Bedingungen, während die Ideologie die Privatinteressen der Einzelnen zum Inhalt hat. Sind Eigentum und Kontrolle des Eigentums in

¹²⁾ Helms, p. 233.

¹³⁾ Helms, p. 233.

¹⁴⁾ Helms, p. 112.

¹⁵⁾ Helms, p. 131.

¹⁶⁾ Helms, p. 69

derselben Klasse beheimatet, wird das falsche Bewußtsein die offizielle Ideologie sein. Ist das große Eigentum in der Hand der einen Klasse, die Kontrolle darüber weitgehend in der Gewalt einer anderen, werden falsches Bewußtsein und landläufige Ideologie nicht identisch sein. Der Interessenkonflikt zwischen beiden kann nur irrational und mit Gewalt von Augenblick zu Augenblick geschlichtet werden. Faschismus ist das permanente irrationale und gewaltsame Schlichtungsmanöver der ideologisch und administrativ herrschenden Klassen“¹⁷⁾.

Seinem Inhalt nach besteht der starre Katalog der Leerformeln aus Begriffen, die auf die egoistischen privaten Eigentumsinteressen abzielen. Helms' Konstruktion hängt an folgender Annahme: „Die Ideologie ist unwirksam ohne *freiwillige* Hinnahme und Realisation“¹⁸⁾, es ist nötig, daß „der Mittelstand das offiziell erwünschte Bewußtsein seinen Interessen gemäß abwandelt“¹⁹⁾. Den Grund anzugeben für diese Disposition, damit die Erklärung für die Macht bloßer Fiktionen, erspart sich Helms. Denn die Eigentumslosigkeit, bzw. der erstrebte Besitz von Privateigentum ist keine hinreichende Bedingung für die Existenz unnötiger Ideologie. Die Kategorie des Privateigentums bei Helms ist identisch mit seinem Ideologiebegriff: sie führt dieselbe abgespaltene Existenz wie dieser. Ihre Bedeutung innerhalb des sozioökonomischen Rahmens der Gesellschaft kann gar nicht mehr eingesehen werden. Die Überschätzung des Überbaus führt dann auch zu dem Ausweg, den Helms für eine derart beschriebene Situation angibt. Er proklamiert vernünftige „gesellschaftliche Kommunikation“²⁰⁾ — ein Zentralbegriff seines Buchs — und empfiehlt dem Mittelständler: „Zu berichtigen hätte er seine Vorstellung von der Gesellschaft, die Illusion seiner Klassenlage“²¹⁾. „Reflektierte, aufgeklärte Gesellschaftlichkeit“²²⁾ in allen Ehren: einmal dürfte der Helmschen Mittelklasse dazu die Kraft fehlen. Denn:

„In der anonymen Gesellschaft, der Gesellschaftsordnung völlig versachlichter Kommunikationen, vertuscht totale Isolation die Klassengegensätze völlig. Die Barrieren, die einst, für alle sichtbar, zwischen den Klassen standen, sind jetzt zwischen den Einzelnen errichtet“²³⁾.

Zum andern besitzt die Konzeption, die den Kommunikationsbereich zum primären stilisiert, etwas durchaus Harmloses, da sie sich auf ihn beschränkt.

¹⁷⁾ Helms, p. 235.

¹⁸⁾ Helms, p. 130.

¹⁹⁾ Helms, p. 234.

²⁰⁾ Helms, p. 81 u. passim.

²¹⁾ Helms, p. 281.

²²⁾ Helms, p. 495.

²³⁾ Helms, p. 163.

Es bleibt Helms' Geheimnis, wie die passiv übernommene Ideologie den Mittelstand zum aktiven Interessenkonflikt mit dem Großkapital kommen läßt, den man als Faschismus zu definieren hat. Dieser Begriff dient Helms offenbar als Merkmalseinheit für die verschiedensten Phänomene. Insbesondere für seine kulturkritischen Beobachtungen des Alltagslebens der Mittelklasse. Die Schlüsse, die er aus der „ideologischen Intimsphäre“ zieht, ähneln wohl am ehesten dem Verfahren, das Marx als romantisch bezeichnet hat. Der Inhalt dieser Romantik „besteht aus Alltagsvorurteilen, abgeschöpft von dem oberflächlichsten Schein der Dinge. Dieser falsche und triviale Inhalt soll dann durch eine mystifizierende Ausdrucksweise ‚erhöht‘ und poetisiert werden“²⁴). Die ideologischen Befunde, die Helms allerorten vorträgt, dienen nicht der Aufhellung des Faschismus, sondern lassen das kleinbürgerliche Milieu in einem Lichte erscheinen, das am meisten der landesüblichen Entlastungsstrategie, die hinsichtlich des Faschismus geübt wird, genehm sein dürfte.

Wenn der Faschismus „nicht wider die bürgerliche Gesellschaft, sondern unter bestimmten historischen Voraussetzungen ihre konsequente Form“ ist²⁵), so scheint eine seiner Voraussetzungen nicht in der Macht der aufgeschwatzten Ideologie, sondern gerade in der skeptischen Einstellung gegen sie zu liegen, genauer: gegen den zur Ideologie verkommenen Geist.

„Ideologien sind nicht primär. Eben weil der bürgerliche Typus kraft seiner Existenzbedingungen so nüchtern ist und in der Periode des Monopolkapitals wie im Liberalismus die Skepsis gegen den Geist als Wesensmerkmal zeigt, kann der Faschismus seine Losungen fast wie seine Generale wechseln. Was die Menschen heute ernst nehmen, ist nach wie vor das individuelle Fortkommen, jeder andere Glaube ist oberflächlich“²⁶).

Das individuelle Fortkommen, Ausdruck der individualistischen Gesellschaft, zeitigt jene private Verstocktheit und Atomisierung, die Helms gerade für die Gesellschaft der Gegenwart als besonders symptomatisch behaupten will. Mit der pauschalen Feststellung von Identitäten ist jedoch wenig erreicht. Einen Zugang zum Begreifen des Faschismus bietet sie nicht. Gerade die Grundkonstanten kapitalistischer Gesellschaft gehen aus der Struktur der gesellschaftlichen Produktion hervor. Diese verursacht die gesellschaftliche Schichtung und schafft die Angstkomplexe, auf denen die im Faschismus zutage tretenden Formen der Repression beruhen. Nicht in der Ideologie, sondern in der Disposition der absinkenden Mittelschichten — dem „autoritären Charakter“ — liegt der Ansatz zur Faschismusanalyse. Ein Ansatz übrigens, der für die Gegenwart nur noch bedingt gilt.

²⁴) Marx, Kapital, Bd. 3, Berlin 1964, p. 411.

²⁵) Horkheimer, Montaigne und die Funktion der Skepsis, ZfSozforsch VII, 1938, Paris, p. 38.

²⁶) Horkheimer, p. 35.

Faschistoide Tendenzen innerhalb einer Entwicklungsgeschichte, wie sie Helms beschreibt, bereits im Vormärz aufzusuchen, bedeutet unter vorgeblicher Erweiterung des Materials eine Verengung der Problematik. Diese Verengung resultiert aus Helms' ahistorischer Sicht, die vor allem einer spezifisch historischen Einschätzung der Stirnerschen Theoreme im Wege steht. Wenn aus ihnen Helms die Formulierung eines präfaschistischen Leerformelkatalogs ablesen will, so ebnet er den Funktionskreis von Theorien generell ein, weil er sie aus der Situation, auf die sie sich beziehen, ablöst. Ist einer Theorie die beliebige Verwendbarkeit für ein autoritäres System erst einmal zugeschrieben, so richtet sich diese Annahme auch gegen die eigenen Begriffe. Derart formalisiert wird das Feld der Kritik eingeebnet. Helms berührt sich in diesem Fall eigentümlich mit jenen Rationalisten, die gerade Hegel und Marx diese Verwendbarkeit unterstellten.

Es ist für die Interpretation der *Deutschen Ideologie* im Rahmen einer Entstehungsgeschichte der Marxschen Theorie nicht unwichtig, die Kritik an Stirner neu zu bewerten. Es ist ja nicht so, daß Marx und Engels die Konzeptionen der Linkshegelianer einfach verwerfen, vielmehr suchen sie zu zeigen, wie diese „als philosophische Idealisten notwendig zu dieser (d. h. die materielle Produktion vernachlässigenden) Geschichtsauffassung kommen müssen. Wer das Denken von den Sinnen, die Seele vom Leibe trennt, ist auch außerstande, die Beziehung der Kulturgehalte zur Sphäre der materiellen Produktion zu begreifen“²⁷). Stirners Solipsismus ist zunächst Reaktion auf das Hegelsche System und dessen Zersetzungsprodukt. Die Hegelsche Philosophie wird radikal vereinseitigt, indem das Allgemeine auf die Reichweite des endlichen Subjekts reduziert bleibt. Gegen die Hegelsche Gedankenhierarchie pointiert Stirner den Einzelnen, der unsagbar, weil konkret, vom abstrakten philosophischen System des Allgemeinen noch gar nicht berührt ist. Stirners Einziger selber aber ist abstrakt, denn er bleibt im Rahmen der Philosophie, gegen die er steht: zwar wird das Allgemeine vereinzelt, dafür aber der Einzelne verallgemeinert. Insoweit ist der Begriff des Einzigen bei Stirner gleichsam die endliche Spiegelung des Fichteschen absoluten Subjekts, das aber nicht mehr die Welt aus sich produziert, sondern sie in schrankenloser Selbst- und Umweltverwertung sich einzuverleiben sucht. Stirners Philosophie liegt ein nominalistischer Impuls zugrunde, der es ihr ermöglicht, Kritik an dem Verhalten des Einzelnen zu üben, sich bestimmten Normen zu unterwerfen. In dieser Hinsicht gelingt es Stirner auch, die Feuerbachsche Philosophie als eine verkappte Theologie nachzuweisen. An die Stelle Gottes tritt in dieser „der Mensch“, d. h. das Wesen des Menschen und nicht er selbst. Die antinormative Kritik, die die Normen angreift, weil sie Interessen maskieren, endet mit dem Rückzug auf den ungeschichtlich gedachten Einzelnen. Daß er die Welt

²⁷) Schmidt, A. Natur bei Marx, Frankfurt 1962, p. 14.

zum Material des Selbstgenusses proklamiert, weist auf den zweiten Aspekt der Stirnerschen Theorie, auf den Marx und Engels ausführlich in der *Deutschen Ideologie* eingegangen sind. Die Stirnersche Monade ist das in der „Gesellschaft der freien Konkurrenz“ atomisierte Individuum, das, in ihr zu kurz gekommen, unerfüllte Versprechungen einfordert. Stirners Postulat ist das des Liberalismus selbst. Insoweit artikuliert es die objektive Wahrheit dieses Systems. Denn das Privatinteresse und nur dies Privatinteresse zu verfolgen, war das Strukturprinzip der liberalistischen Gesellschaft. Der Egoismus, den Stirner fordert, widerspricht jenem keineswegs. Nur ist der bellum omnium contra omnes gerade ausgeblieben; er hätte bedeutet, „daß jeder wechselseitig die Geltendmachung des Interesses der andern hemmt“. Deshalb liegt nach Marx die Pointe vielmehr darin, „daß das Privatinteresse selbst schon ein gesellschaftlich bestimmtes Interesse ist und nur innerhalb der von der Gesellschaft gesetzten Bedingungen und mit den von ihr gegebenen Mitteln erreicht werden kann; ... Es ist das Interesse der Privaten; aber dessen Inhalt, wie Form und Mittel der Verwirklichung, durch von allen unabhängige gesellschaftliche Bedingungen gegeben“²⁸⁾. Es hat sich gerade das Allgemeine durchgesetzt, nicht das Interesse der Einzelnen. Und gerade weil das Privatinteresse nicht bestimmend war, fordert Stirner seine Verwirklichung. Das Allgemeine bleibt unbegriffen. Wie eine solche Illusion zustandekommt, daß sie Produkt des Tauschverkehrs der Individuen ist, der „die gesellschaftliche Beziehung der Personen in ein gesellschaftliches Verhalten der Sachen verwandelt“²⁹⁾, hat Marx analysiert:

„Diese *sachlichen* Abhängigkeitsverhältnisse im Gegensatz zu den *persönlichen* erscheinen auch so (das sachliche Abhängigkeitsverhältnis ist nichts als die den scheinbar unabhängigen Individuen selbständig gegenüber tretenden gesellschaftlichen Beziehungen, d. h. ihre ihnen selbst gegenüber verselbständigten wechselseitigen Produktionsbeziehungen), daß die Individuen nun von *Abstraktionen* beherrscht werden, während sie früher voneinander abhingen. Die Abstraktion oder Idee ist aber nichts als der theoretische Ausdruck jener materiellen Verhältnisse, die Herr über sie sind. Verhältnisse können natürlich nur in Ideen ausgedrückt werden und so haben Philosophen als das Eigentümliche der Neuen Zeit ihr Beherrschtsein von Ideen aufgefaßt und mit dem Sturz dieser Ideenherrschaft die Erzeugung der freien Individualität identifiziert“³⁰⁾.

Der Einzige ist nicht einzigartig, sondern der isolierte Einzelne, der im Verfolgen seines Privatinteresses den anderen gleich geworden, nivelliert ist. Es ist, so Marx, der „Zusammenhang der gegeneinander Gleichgültigen“. Marx betont, daß dem Zwang des realen Allgemeinen nicht dadurch zu entkommen ist, daß

²⁸⁾ Marx, Rohentwurf, Berlin 1952, p. 74.

²⁹⁾ Marx, p. 75.

³⁰⁾ Marx, p. 81 ff.

man, wie die Linkshegelianer in ihrer Absage an die Theorie generell, den begrifflichen Ausdruck der Verhältnisse unterläuft. Doch noch in ihrer Absage an jedwede begriffliche Vermittlung sind die Linkshegelianer zu Begriffen genötigt. Ihre Philosophie besteht aus atheoretischen Theoremen. Verzicht auf Theorie aber läßt an die Stelle von Einsicht in Vermittlungen bloße Dezierationen treten. Der konkreten Einheit subjektiver und objektiver, begrifflicher und materieller Faktoren in der Realität entspringt Marxens Interesse an der Objektivität der Theorie. Stirner muß es bei der Behauptung der abstrakten Individualität belassen. Marx untersucht den Produktcharakter der „bloßen Gedankenexistenz“, er begreift deren Voraussetzungen im gesellschaftlichen Produktionsprozeß. Erst mit dem „Setzen der Tätigkeit der Individuen als unmittelbar allgemeiner oder *gesellschaftlicher*“ werden die gegenständlichen Momente der Produktion „gesetzt als Eigentum, als der organische gesellschaftliche Leib, worin die Individuen sich reproduzieren als Einzelne, aber als gesellschaftliche Einzelne“³¹⁾. An die Stelle des abstrakten tritt ein konkreter Begriff des Individuums. Daher bedeutet Kritik an der bürgerlichen Form des Individuums auch nicht die Abschaffung des Individuums überhaupt. Bei Marx ist das Individuum zwar vermittelt gedacht, aber nicht mit seinen Vermittlungen identisch. Ähnliches gilt für die Kategorie des Privateigentums. Die Gesellschaft im Marxschen Sinne, den „Verein freier Menschen“, stellt nicht das kapitalistische Privateigentum wieder her, „wohl aber das individuelle Eigentum auf Grundlage der Errungenschaft der kapitalistischen Ära: der Kooperation und des Gemeinbesitzes der Erde und der durch die Arbeit selbst produzierten Produktionsmittel“³²⁾. Die Stirnersche Konzeption vom Verein mag auch apologetisch die Konkurrenzgesellschaft feiern, dennoch artikuliert sie bereits den Protest gegen die kapitalistische Tauschgesellschaft. Insoweit ist Stirners *Der Einzige und sein Eigentum* gleichsam das Satyrspiel des Liberalismus. Stirners Konzeption äußert sich als nominalistischer Rückzug, ihr steht die Erfahrbarkeit des Objektiven in Frage. Dieser Rückzug ist ganz ernst zu nehmen und nicht, wo er wiederkehrt, mit Helms als Sublimationsform des Faschismus zu werten. Nicht nur hat die Betonung der subjektiven Freiheit ein reales Korrektiv gegenüber den Dogmatisierungen vermeintlich objektiver Theorie gebildet, sondern sie hat auch im Sinne der 3. Feuerbachthese darauf bestanden, daß die Umstände von den Menschen verändert werden müssen. Insofern muß auch der Prozeß zwischen dem Marxismus und dem Anarchismus neu interpretiert werden. In dieser Hinsicht ist etwa die These Karl Korschs zu diskutieren:

„Der erste Schritt zum Wiederaufbau einer revolutionären Theorie und Praxis besteht darin, mit dem monopolistischen Anspruch des Marxismus auf die revo-

³¹⁾ Marx, p. 716.

³²⁾ Marx, Kapital, Bd. 1, p. 791.

lutionäre Initiative und auf die theoretische und praktische Führung zu brechen“³⁴).

Demgegenüber bleibt Helms' Konzeption der mittelständischen Welt als System der Ideologie wenig überzeugend. Nimmt man sie konsequent, so wäre die Herrschaft der bloßen Fiktionen, die nicht mehr die Gewalt gegenständlichen Scheins besitzt, relativ leicht zu beseitigen. Daß die Erörterung der Chancen der Veränderung im Bezugsrahmen der Helmschen Untersuchungen nur unbeabsichtigte Resultate zeitigen kann, wird in einem Resümee zum Schluß seiner Arbeit deutlich.

„Eine Analyse der Eigentums-, Produktions- und Administrationsverhältnisse der BRD wird Gegenstand einer zweiten Arbeit sein, von der solche Teile geschrieben sind, die als Kapitel der vorliegenden Arbeit gedacht waren, die aber den gesteckten Rahmen sprengten. Hier sind lediglich die kontinuierlichen Fortschritte der erneuerten Wirksamkeit Stirners, der Hohlformen der Ideologie und der Verfestigung des mittelständischen Selbstbewußtseins und die Mutationsformen des Faschismus' bis zur enthemmten Radikalität aufzuzeigen, als deren Vehikel in der BRD die Notstandsgesetze entstanden sind und dienen sollen“³⁵). Globale Verdikte bilden keinen Universalschlüssel. Denn sie lassen von der Marxschen Kritik nur ein bloßes kritisches Zeichensystem zurück. Daher übertrifft Helms' Buch, fast 620 Seiten stark, die Marx-Engels Kritik an Stirner diese nur in einem: an Quantität. Man darf auf Helms' zweites Buch mit Recht nicht gespannt sein.

(Hans G Helms: *Die Ideologie der anonymen Gesellschaft*, Köln 1966)

³⁴) Korsch, 10 Thesen über Marxismus heute. Alternative 41, Berlin 1965, p. 89.

³⁵) Helms, p. 492.

Thomas Weerth
Die Kunst der Koexistenz

Die wohlwollende Aufnahme, die Ernst Fischers Buch „Kunst und Koexistenz“ (erschieden im Herbst v. J. bei Rowohlt in Hamburg) zuteil wurde, veranlaßt mich zu einigen Fragen. Zumal das „konzertierte“ Bemühen von Presse, Rundfunk und Fernsehen einem Autor gilt, der kein Neuling ist, sondern nach 1945 mit einer Vielzahl von Artikeln, Essays und Büchern (in deutscher Sprache!) hervorgetreten ist.

Was ist das Besondere an Fischers Ausführungen? Um das zu zeigen, brauchen wir nicht die Vielfalt an essayistisch behandelten Fragen im einzelnen durchzugehen. Wir können uns hier auf seine Grundgedanken beschränken.

Fischer will der Menschheit die welthistorischen Alternativen bewußt machen. Welche sieht er? Unsere Gegenwart werde immer noch überschattet von der Gefahr des Mißbrauchs der BOMBE. „Vielleicht ist die Katastrophe noch aufzuhalten. Dieses Vielleicht sind alle, die dem Mechanismus widerstehen. Es gibt kein Schicksal, nur Alternativen“. Und an anderer Stelle: „Entweder vereinigt Menschengeschlecht oder gemeinsames Massengrab. Das scheint mir die Alternative.“ („Das literarische Kaffeehaus“, Sender Freies Berlin vom 14. 12. 1966) Angesichts der rapiden technischen und wissenschaftlichen Entwicklung in der Welt fragt er: „Wessen Fortschritt? Des Menschen? Der Vernunft? Der Humanität? ... Die Wissenschaft berichtet, was alles sie vollbracht hat, zur Linderung von Leiden, Erleichterung des Daseins, und plötzlich öffnet sich der weiße Mantel des Helfers, und sichtbar wird die Uniform des Generals.“ Leidenschaftlich fordert Fischer die Menschheit auf, „anzunehmen, was ihr abzunehmen die Macht erfolgreich bemüht ist: Vernunft. Denn die Menschheit wird vernünftig — oder sie wird nicht sein“.

Nur ewig Gestrige können Bedeutung und Aktualität von Fischers Anliegen in Frage stellen. Indes muß befremden, wodurch er den „kollektiven Selbstmord durch die Bombe“ *allein* verhindern zu können glaubt. Der Menschheit Vernunft zu lehren, ist nach Fischer *der* Ausweg, *das* Gegenmittel. Dazu sei der Gedanken-

austausch Voraussetzung gegenseitigen Verständnisses. Auf dieser Grundlage wiederum sei Co-survival möglich, könne die Menschheit ihre Überlebenschance wahren, indem die Koexistenz zur Kooperation erweitert wird. Das Bündnis aller Denkenden über Grenzen, Mauern und Klassenzugehörigkeit hinweg sei unabdingbare Notwendigkeit, da wir „in einer Welt leben, und zwar einer Welt, die durch ein paar Narren in die Luft gesprengt werden kann“.

Eingedenk dieser Tatsache, verlassen sich die sozialistischen Länder sowie die kommunistischen und Arbeiterparteien (und nicht nur sie!) in der ganzen Welt nicht *allein* auf Appelle an die Vernunft, sondern weit mehr auf Aktionen und Maßnahmen der verschiedensten Art, da sie wissen, daß auch und gerade die heutigen Superkartelle und Mammutkonzerne z. B. in den USA wider alle Vernunft handeln, wenn ihre ökonomischen Interessen auf dem Spiel stehen. Die dem Monopol innewohnende natürliche Expansivkraft hat in den sogenannten Entwicklungsländern zwar ein weites „Betätigungsfeld“ gefunden. Im harten ökonomischen Konkurrenzkampf schließt das aber Spannungen, ja selbst Konflikte politischer Art nicht aus. Im Gegenteil. Wie der Kongo, Suez, Algerien, die Dominikanische Republik, Vietnam u. a. Vorfälle zeigen, ist man auch nach den bitteren Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges nicht gewillt, auf den Krieg als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln zu verzichten. Gewiß, diese Kriege (oder gewaltsamen „Befriedungen“) hatten „lediglich“ konventionellen und lokalen Charakter. Und selbstverständlich wurde die Dominikanische Republik nicht im Namen der United Fruit Company „befriedet“. Auch hielten sich beim Suez-Abenteuer die Aktionäre der Kanalgesellschaft, die Royal Dutch-Shell u. a. „diskret“ im Hintergrund. Nationale Belange, so hieß es, wurden hier wie dort verteidigt. Mit den Bombenangriffen der US-Air Force auf die Demokratische Republik Vietnam wird gar der Weltfriede und die Menschheit verteidigt, sagt das State Department. Sicher hätte z. B. die Sowjetunion für die hohen Summen, die sie in die Landesverteidigung zu investieren gezwungen ist, auch andere, bessere Verwendungszwecke. Diese unvergleichlich hohen Ausgaben sind indes kein Luxus, den sich dieses Land zum Spaß leistet, um zu beweisen, daß es auf militärischem Gebiet „mithalten“ kann. Ein hohes Verteidigungspotential, modernste Ausrüstung, etwa mit neuesten Globalraketen und Anti-Raketen-Systemen, vermögen gerade jene „paar Narren“, von denen Fischer spricht, in Schach zu halten und eine Katastrophe zu verhindern.

Fischers „Entweder“ (vereinigtes Menschengeschlecht) „Oder“ (gemeinsames Massengrab) ist zweifellos eine einprägsame Metapher. Beim Vergleich mit den realgeschichtlichen Gegebenheiten stellt sich jedoch heraus, daß dieses Bild recht ungenau, zu undifferenziert ist und keine dem Kräfteverhältnis unserer Epoche gemäße Orientierung zu geben vermag. Es gibt keine Alternative dieser Art, wenn die sozialistischen Gegenkräfte (samt Verbündeten) mit ihren Möglichkeiten der Verhinderung einer atomaren Menschheitskatastrophe in die Betrachtung einbezogen werden. Und deshalb ist die von Fischer formulierte Alternative

nicht nur abstrakt, sondern auch falsch. Noch deutlicher wird dies bei der zweiten Alternative, die er andeutet. Aufgrund der gewaltigen Entwicklung der Produktivkräfte, von Wissenschaft und Technik, sei der Mensch bis zum äußersten manipulierbar geworden. „Wer aber wird ihn künftig manipulieren? Das unterentwickelte Bewußtsein („Das Bewußtsein war bisher nicht imstande, das neue Sein zu bewältigen“) der einer überentwickelten Technik sich bedienenden Machthaber, die wissen, was Macht ist, sonst nichts. Oder ist es nicht denkbar, daß sich der Mensch zum Sprung über sich selbst hinaus duckt?“ In welche Richtung — welthistorisch gesehen — erfolgt nun dieser Sprung? Wohin? In den Sozialismus? Offensichtlich nicht, denn die Einsicht, daß wir „weltgeschichtlich vor der Wahl zwischen Kapitalismus und Sozialismus“ stehen, lehnt Fischer als Vereinfachung ab (Sender Freies Berlin vom 2. 11. 1966). Dann muß es wohl in Richtung auf jenes imaginäre „Reich des vereinigten Menschengeschlechts“ sein. Der aufmerksame Leser mißtraut diesem Reich, denn Fischer argumentiert mit vielen pauschalen Feststellungen und in den jede Besonderheit in Ost und West ignorierenden Parallelisierungen.

Bereits der Auftakt, die Gegenüberstellung von Becketts „Endspiel“ und Solschenizyns „Ein Tag aus dem Leben des Iwan Denisowitsch“, ist eine solche unhistorische Parallelisierung. „Hüben“ wie „drüben“ gibt es *den* deformierten Menschen — und Entfremdung als Ursache. Die absurde Zurücknahme des humanistischen Tat-Menschen bei Beckett wird mit dem zweifellos tragischen Geschick des Iwan Denisowitsch auf eine Stufe gestellt. Mit Recht weist Helmut Heissenbüttel die Interpretationskunststücke Fischers als fatale Vereinfachung zurück. Es könne nicht übersehen werden, schreibt er, „daß Beckett, wenn überhaupt, etwas dem russischen Roman Vergleichbares allenfalls im ‚Murphy‘ geschrieben hat, daß aber da die Negation der ‚Welt des Habens‘ ausdrücklich in eins gesetzt wird mit der Negation der Welt überhaupt. Der Held Solschenizyns bleibt bei aller Unterdrückung ein überzeugter Staatsbürger, als solcher wird er zum Opfer . . . Beckett dagegen zeigt nicht Opfer einer verdinglichten Wirklichkeit, er zeigt die Herrschenden und ihre Handlanger selber . . . Hamm und Clov haben sich alles selbst eingerichtet. Das ist ihr Dilemma.“ (Süddeutsche Zeitung vom 14./15. 1. 1967.)

Eine Interpretation, die in beiden Werken zwar eine Hoffnung auf die Zukunft sehen will, dabei aber den Prozeß der politischen *Selbstbefreiung* von den Ursachen der dargestellten Erscheinungen bei Solschenizyn nicht erwähnt und bei Beckett völlig offen läßt, welche Kraft diese Menschen aus dem So-sein ihrer Entfremdung zu befreien vermag, halte ich für irreführend. Von Fischer werden diese beiden Werke lediglich als Illustrationsmittel sozialer Lagebefindlichkeit benutzt, um zu beweisen, daß im Kapitalismus wie im Sozialismus gleichermaßen die Menschen durch Entfremdung deformiert werden. Hätte er die literarische Aussage in den konkreten sozialen Kontext gestellt, Ursache und Wirkung sowie Wesen und Erscheinung klar voneinander abgesetzt, dann würde

nicht der peinliche Eindruck entstehen, daß hier bloße Momentaufnahmen aus dem Film geboten werden, deren Vorher und Nachher fein säuberlich herausgeschnitten wurden, damit beim Betrachter nicht der Verdacht aufkommt, es könnte sich vielleicht doch um völlig inkommensurable Phänomene handeln. „Wir müssen“, heißt es bei Fischer, „Wörter ihres Doppelsinns entledigen“. Einverstanden! Leider folgt er diesem löblichen Vorsatz selbst am allerwenigsten. So weitet er, um nur ein Beispiel zu nennen, den Entfremdungsbegriff derart aus, daß jetzt buchstäblich alles „hineinpaßt“, von der Magie und dem Mythos frühgeschichtlicher Zeiten, den depravierenden Folgen des Kapitalverhältnisses bis hin zu den Erscheinungen des Personenkults und Dogmatismus. Und dies geschieht alles unter Berufung auf Marx. Halten wir fest: Mit Hilfe des Entfremdungsbegriffs, den Marx — in modifizierter Form — von Hegel und Feuerbach übernahm, gelingt es ihm in den „Ökonomisch-philosophischen Manuskripten“ ansatzweise zum Grundwiderspruch der kapitalistischen Gesellschaft vorzustoßen. Indes wurde ihm sehr bald bewußt, daß ihn die Entfremdungstheorie nicht nur hinderte, „Ricardos Arbeitswerttheorie weiterzubilden, um — was er später tut — zu einer Theorie zu gelangen, die eine weit bessere Erklärung der Bildung des Privateigentums, der Widersprüche des kapitalistischen Systems und der Ausbeutung des Arbeiters in diesem System gab, sondern sie führte durch den Gegensatz, den sie zwischen dem ‚entfremdeten‘ Menschen — der sowohl Arbeiter wie Bourgeois umfaßte — und dem ‚wahren‘ Menschen aufstellte, zu einer allgemeinen, mit der Feuerbachschen Konzeption noch ziemlich verwandten Auffassung des Menschen, die die objektiven Klassengegensätze und Klassenkämpfe verschleierte“ (Auguste Cornu: Karl Marx und Friedrich Engels. Zweiter Band. Berlin 1962. S. 193/194). Es geht nicht darum, diesen Begriff aus dem Vokabular des Marxismus zu streichen, ihn gleichsam zu „exkommunizieren“ oder als bloße „Jugendsünde“ von Marx hinstellen. Fest steht jedoch folgendes: War er in der Mehrzahl der Frühschriften noch die Zentralkategorie, taucht er später, nach den intensiven ökonomischen Studien von Marx, z. B. im „Kapital“, als peripherer Begriff im Zusammenhang des Wert-Komplexes oder spezifiziert als Warenfetischismus usw. auf. Von Fischer, und nicht nur von ihm, wird der Entfremdungsbegriff als eine Art Zauberstab gehandhabt. Alles, was mit „Entfremdung“ bezeichnet (oder gebrandmarkt) ist, gilt als geklärt. Was nützt es, wenn wortreich dargelegt wird, daß es auch im Sozialismus noch „Entfremdung“ gebe. Niemand bestreitet, daß in den Verhaltensweisen und im Denken der Menschen Überreste alter Gewohnheiten, Normen usw. auch im Sozialismus weiterwirken. Aber die objektive Grundlage der ständigen Produktion und Reproduktion von Entfremdung und Selbstentfremdung, die dem Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital wesenseigen ist, existiert nicht mehr, ist beseitigt. Und das ist doch immerhin der wesensbestimmende Unterschied zur bürgerlichen Gesellschaft. Mitunter fällt es schwer, Fischers Argumentation zu folgen. Zunächst macht er den — kapitalistischen wie sozialistischen — Staat zum Beelzebub (der Ent-

fremdung). Dann verteufelt er die Macht als solche, um sie schließlich (und dieser Schluß ist der Prämisse völlig adäquat!) auch für den Sozialismus als inakzeptabel zu betrachten. Nur muß man hier fragen, ob die Prämisse richtig ist. Die *Macht* ist an sich weder böse noch vernunftfeindlich und somit nicht per se eine Bedrohung der Menschheit. Der Charakter einer jeden Macht — man scheut sich geradezu, diese Binsenwahrheit auszusprechen — ist doch nur in ihrer konkreten Funktionalität zu begreifen, d. h. welche soziale Interessen bringt sie zum Ausdruck, welchen Klassen, Schichten oder Gruppierungen dient sie, ihre Ziele zu verwirklichen. Die Macht ist eine Abstraktion in den Köpfen der Philosophen. In der Wirklichkeit existiert sie als konkretes Staatsgebilde, beispielsweise als BRD oder DDR, mit all ihren Institutionen, Organisationen usw.

In simplifizierender Weise reduziert Fischer „Macht“ auf bloße „Gewalt“. In ähnlicher Weise schrumpft bei ihm die Funktion des sozialistischen Staates zur Diktatur einer Partei. Hurtig schlußfolgert er: „Abzulehnen ist die Diktatur des Proletariats“ (Sender Freies Berlin vom 2. 11. 1966). Für diese „Entrümpelung“ der marxistischen Theorie (Peter Demetz) hat er viel Beifall geerntet. Bietet sie doch die beste Gelegenheit, viel über den Sozialismus zu reden, ohne ihn zu verwirklichen. Das nenne ich Entmannung des Sozialismus, um ihn dann der Impotenz zu beschuldigen!

Ganz gleich, wie vielfältig die Wege zum Sozialismus in unserer Zeit sein mögen, eins hat sich auch heute als unabdingbar erwiesen: Das Vorhandensein eines staatlichen Machtorgans, mit dem der Sozialismus realisiert wird. Was Marx an Neuem der Theorie vom Klassenkampf hinzufügte, war die Einsicht, daß nur mittels der Diktatur des Proletariats der Sozialismus aufgebaut und die Klassen abgeschafft werden können, um sich dann letztlich (stufenweise, in einem langen Zeitraum) als Staat selbst „aufzuheben“. Diese Erkenntnis ist durch kein einziges Faktum aus unserer Zeit in Frage gestellt. Es sei denn, man huldigt von vornherein dem modernen Aberglauben der Theoretiker der pluralistischen und formierten Gesellschaft, daß es heute, da nicht sein kann, was nicht sein darf, keine Klassen mehr gebe. Fischers Anti-Macht-Komplex, den er gegenüber dem Sozialismus abreagiert, zeitigt zwar keine neuen theoretischen Früchte. Um so weitreichender sind (oder besser: wären) die Folgen, machte die kommunistische Weltbewegung Fischers Theorie zur Richtschnur des Handelns. Es bedeutete letztlich Verzicht auf den Sozialismus als gesellschaftliche Realität.

Die Verteufelung der Macht als solche führt notwendigerweise zur Verewigung des Gegensatzes von Geist und Macht. Damit hängt untrennbar die Elite-Mission zusammen, in die er die Intellektuellen, „die Avantgarde aller großen Revolutionen“, drängt. Ihnen wird die historische Mission zuteil, „die Einheit der Welt in all ihren Gegensätzen geistig zu konstituieren“. Ihnen möchte er auch die Erhaltung des Friedens zu treuen Händen überantworten, denn man dürfe eine so ernste Sache wie den Frieden *nicht* „den Realpolitikern, den zuständigen Ressortchefs, Parteiführern und Geschäftsleuten anvertrauen“. Dem Versagen

der Macht der Realpolitiker stellt er die Macht des Geistes gegenüber. (Unverständlich bleibt allerdings, weshalb er John F. Kennedy eine Ausnahme zubilligt und ihn zum Vorkämpfer gegen den US-Militarismus idealisiert. Wird hier nicht übersehen, daß unter seiner Präsidentschaft weder der Krieg in Vietnam beendet, noch den Exilkubanern das Abenteuer in der Schweinebucht verwehrt wurde?) In den „unbequemen“ Intellektuellen erblickt Fischer nicht irgendeine Potenz, sondern geradezu eine Großmacht. Denn ihr Wirken soll dazu beitragen, die starren Fronten Ost und West, Kapitalismus und Sozialismus aufzubrechen. „Es gibt keinen unteilbaren Imperialismus wie es keinen unteilbaren Kommunismus gibt...“ Im Kapitalismus bleibe es Pflicht und Chance des Intellektuellen, „die Macht von außen und innen auseinanderzumanövrieren“. Aber auch im Sozialismus hätten sie „Störenfriede“ zu sein, obgleich er zubilligt, daß hier die potentielle Macht der Intellektuellen auf weite Sicht größer sei. Bedauernd fügt er hinzu, daß „der Machtapparat der sozialistischen Welt undurchlässiger“ sei. Wofür eigentlich?

Sicher kommt den Intellektuellen in der heutigen Welt ein hohes Maß an Verantwortung zu. Die zunehmende Verwissenschaftlichung der Produktion in den modernen Industriestaaten wird ihre Zahl in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens noch stark erhöhen. Ihre Bedeutung und Verantwortlichkeit wird also in den nächsten Jahrzehnten noch größer werden. Fischer verurteilt die Intellektuellen aber zur Machtlosigkeit, da er sie in mehrfacher Hinsicht desorientiert. Zwar legt er ausführlich seine Typologie der Intellektuellen dar. Er findet Raum, die Bündnismöglichkeit zwischen, wie er sie nennt, „machtgebundenen“ und „freischwebenden“ Intellektuellen wenigstens anzudeuten. Aber mit keiner Zeile geht er auf das Verhältnis von Intellektuellen und Arbeiterklasse ein. Die ihrer objektiven Klassenlage nach natürlichen Verbündeten der Intellektuellen im Ringen um die Aufdeckung und Durchsetzung der Wahrheit werden aus seinen Darlegungen einfach ausgeklammert. Ist das Zufall? Wenn Fischer entschuldigend schreibt, dies zu berücksichtigen hätte das Thema des Buches und die Kräfte des Autors überfordert, so mag das persönlich zwar aufrichtig sein, aber er gibt sich zugleich auch Selbsttäuschungen hin. Denn das Verhältnis von Intellektuellen und Arbeiterklasse liegt nicht so sehr außerhalb des Themas des vorliegenden Buches, als vielmehr außerhalb der Konzeption, die Fischer gegenwärtig vertritt.

Von der Mehrzahl der Rezensenten ist Fischers Akzentverlagerung ohne Schwierigkeit erkannt worden. Nicht ohne Ironie überschreibt Iring Fetscher seinen Beitrag mit: „Intellektuelle aller Länder, vereinigt euch!“ Was preisgegeben wurde in der marxistischen Theorie, wird damit unmißverständlich zum Ausdruck gebracht. Was gewonnen wird, vermag Fischer auf über 230 Seiten nicht klarzumachen. Es ist der Aufruf der Intellektuellen in Ost und West zu einer Art Gehirntrust, zu einer „marxistisch-bürgerlichen Ökumene“, wie Hans Mayer spöttisch formulierte. Die Intellektuellen sollen „Bindegewebe der Menschheit“

sein. Indem sie Vernunft lehren, sollen sie den Menschen erneuern, ihn aus Deformation und Entfremdung befreien und die Selbstverwirklichung ermöglichen. Über allen Klassen stehend, eben „freischwebend“, keiner Organisation, keiner Partei, keiner Macht verpflichtet; im Gegenteil, sie haben ja gerade der Macht gegenüber die Funktion, „Sprengkraft“ zu sein, verurteilt Fischer sie zur Ohnmacht. „Der den Sozialismus bejahende Intellektuelle weiß, daß keine Idee ohne Organisation zu realisieren ist. Er weiß zugleich, daß jede Organisation diese Idee deformiert. Soll er daher, als Intellektueller, das Risiko der Organisation auf sich nehmen?“ Seinen Anflug von Realismus, daß keine Idee ohne Organisation verwirklicht ist, macht er durch die Verabsolutierung, jede Organisation deformiere die Idee, gleich wieder zunichte. Auf diese Weise konstruiert er einen „tragischen“ Widerspruch, unlösbar, ausweglos — auch im Sozialismus. „Hier das unbefleckte Gewissen des kritischen Geistes — dort die Beschmutzung der Hände durch die politische Praxis?“ Welchen Ausweg weist der „kritische Geist“? Eigentlich keinen! Er stellt lediglich fest, daß auch der Sozialismus, sei er an der Macht oder nicht, „der Intellektuellen *intra* und *extra muros* bedürfe“. Wie und wodurch eine Sache, auch der Sozialismus, realisiert wird, ist für Fischer völlig irrelevant. Etwas aufzubauen, zu realisieren ist augenscheinlich nicht Aufgabe des Intellektuellen. Dem Traum, der Utopie, die der Sache vorangeht, habe die Kritik des Intellektuellen zu folgen. Er hat zu kritisieren und an allem zu zweifeln. Fischer bemüht das Blochsche Prinzip Hoffnung, um die Utopie (und damit offensichtlich auch den Sozialismus, den er als Synthese von Wissenschaft und Utopie betrachtet) als Idealzustand vor sich herzuschieben — vielleicht in einer fernen Zukunft demaleinst verwirklichtbar. „Weil der Intellektuelle das utopische Ziel ‚so unverfälscht wie unabgedankt‘ (Ernst Bloch) vor Augen hat, trachtet er durch Kritik zu verhindern, daß die Utopie, zum fast schon Erreichten degradiert, den Menschen als goldener Sand in die Augen gestreut wird“. Kein Wunder, daß der Sozialismus in den Ländern die dabei sind, ihn zu realisieren, Fischer als bloßes „Mängelwesen“ erscheint. Diese Länder hätten, schreibt er, „bisher nicht das Beispiel gegeben, ja nicht einmal das Bild eines solchen (des ganzen) Menschen in glaubhaften und gewinnenden Zügen entworfen“. Zweifellos ist noch viel zu tun, um die Konzeption des realen Humanismus — im Stadium der Verwirklichung des Sozialismus unter den Bedingungen der beginnenden technischen Revolution — zu präzisieren. Kein praktikables Bild vom ganzen Menschen zu haben, ist eine der vielen Behauptungen Ernst Fischers. Ein ehrlich bemühter Blick z. B. auf das Bildungswesen der DDR, um das viele unserer Pädagogen den Osten beneiden, und seine Erfolge, könnte die Einsicht vermitteln, daß hier die Marxschen Gedanken zum „total entwickelten Individuum“ nicht bloßer Entwurf in die Zukunft sind, sondern schon ein Anfang in der Realität der Gegenwart selbst vorhanden ist. Wenn Fischer die Bezeichnung „Revisionist“ als eine Art Ehrentitel betrachtet, so ist das seine Sache. Wer aber unentwegt betont, Marxist zu sein, dann aber

das Kernstück der marxistischen Theorie und sozialistischen Praxis ohne Skrupel preisgibt, macht sich der Irreführung schuldig. Denn mit Marxismus hat das nur noch entfernt zu tun. Fischer ist in seiner Polemik nicht gerade zimperlich. Er disqualifiziert unentwegt seine eigenen Genossen als „orthodoxe Überbauräte“, Parteibeamte, Dogmatiker usw. Wer aber seine tatsächlichen oder vermeintlichen Gegner und Widersacher unentwegt als Halbgebildete und schreckliche Vereinfacher apostrophiert, müßte sich in seinen Darlegungen einer besonders sorgfältigen Argumentation befleißigen. Sicher können viele Fragen nur aufgeworfen werden. Nicht für alle gibt es schon gültige Antworten. Nicht darum geht es. Was beunruhigen muß, um Fischers eigene Worte zu gebrauchen, ist der Mangel an wissenschaftlicher Exaktheit der Fragestellung wie Beweisführung. Die brillante Formulierung, der bildkräftige Stil, kann nicht Argumente ersetzen, ebenso wenig ist der Ausspruch einer Straßenbahnschaffnerin ein Beweis. Anstatt die Gegensätze zwischen Kapitalismus und Sozialismus in all ihrer Zuspitzung — auch die realen Mittel und Wege zu ihrer Überwindung — sichtbar zu machen, versucht er ständig aus- und anzugleichen, was nun einmal nicht unter einen Hut zu bringen ist. Die Planifikation als Beispiel der Angleichung — aufgrund des Einflusses sozialistischer Planung — anzuführen, bedeutet doch, wie ein Blinder über die Farbe reden. Fischer ist auf dem besten Wege, den Marxismus als Theorie fein säuberlich aufzugliedern in eine Herrschaftsideologie und eine „reine“ Wissenschaft. Nach wie vor ist der Marxismus aber die philosophische Theorie einer sozialen Praxis. Und die marxistische Arbeiterpartei ist die organisierende und organisierte Alternativkraft zur wachsenden Organisiertheit des Imperialismus, die auch verschämt als „Formierung“ bezeichnet wird. Getrennt von dieser Organisation ist die marxistische Theorie ohnmächtig. Der Marxismus als Theorie wiederum wird zur unverbindlichen Plauderei, entartet zum intellektuellen Selbstgenuß, wenn sie ihrer „Gerichtetheit“, d. h. Kompaß der sozialen Aktion zu sein, verlustig geht.

In diesem Heft stellen wir zwei unseren Lesern bisher als Lyriker bekannte Autoren mit dramatischen bzw. epischen Arbeiten vor: *Johannes Schenk* (Gedichte in 1/67) mit einem Agitationsstück, *Guntram Vesper* (Gedichte in 2/67) mit einer Erzählung.

Der 1925 in Breslau geborene *Oliver Behnssen* wurde nach dem Besuch der Mittelschule zum Finanzinspektor ausgebildet und geriet als Soldat in Gefangenschaft. Seit 1946 war er in verschiedenen Berufen tätig, nach Auslandsaufenthalten in Schweden, Spanien, Portugal und Italien lebt er seit 1964 in München.

Reinhard Hummel wurde 1942 in Neuruppin geboren, wuchs in Hessisch Oldendorf an der Weser auf und lebt seit 1958 in Berlin (West), dort und in Freiburg studiert er seit 1962 Germanistik und Philosophie. Augenblicklich arbeitet er an einer Dissertation über Ödön von Horváth.

Das „Zeitgespräch“ zwischen *Christoph Meckel* und *Volker von Törne* begann im Oktober vergangenen Jahres in der „Zeit“, die Meckels erstes Sonett druckte, gleichfalls v. Törnes erste Antwort. Beide Autoren leben in Berlin (West). *Meckel* wurde 1935 in Berlin geboren, absolvierte später ein Graphik-Studium in Freiburg und München und ist durch zahlreiche graphische und literarische Publikationen bekannt geworden. Der 1934 in Quedlinburg geborene *Volker von Törne* arbeitete nach seinem Studium der Sozialwissenschaften als Redakteur und Zeitschriftenherausgeber sowie drei Jahre als Steinhauer, Hoch- und Tiefbauarbeiter. Ihr Sonettwechsel wird im Lauf dieses Jahres als Druck der Friedenauerpresse Berlin erscheinen.

Zu *Konrad Farners* Thesen über den Dialog Christ — Marxist werden wir in den nächsten Heften weitere Stellungnahmen bringen, die ersten Beiträge stammen von *Dr. Matthias Becker*, der 1933 in Hillesheim/Eifel geboren wurde und in Trier, Bonn und Straßburg Philosophie sowie katholische Theologie studierte. 1958 wurde er zum Priester geweiht, war anschließend als Kaplan und Religionslehrer tätig, von 1962 bis 1965 war er Assistent für Moraltheologie in Münster, wo er promovierte. 1966 trat er aus dem Klerikerstande aus und lebt heute als Lehrbeauftragter der Pädagogischen Hochschule in Bremen. *Pfarrer Heinrich Treblin* arbeitet seit Jahren in den Kirchlichen Bruderschaften, der Christlichen Friedenskonferenz sowie der Zeitschrift „Stimme der Gemeinde“ mit.

Anmerkungen

Die Marxismus-Diskussion setzen wir mit zwei Beiträgen fort: *Oswald Jacobi*, geboren 1933 in Neuruppin (Mark Brandenburg), übersiedelte 1948 von dort nach Berlin (West), studierte an der FU Germanistik und Theaterwissenschaft, seit 1960 lebt er in Gelsenkirchen. *Jean-Jacques Boileau* wurde 1936 in Straßburg geboren, studierte in Berlin und Paris Germanistik und Soziologie, er lebt in Paris. Sein Beitrag wurde von Eva Kiesinger aus dem Französischen übersetzt.

Friedrich Hitzer führte das Gespräch mit Joris Ivens in München, das Ivens am 26. Januar 1967 erstmalig besuchte, vom „Gewerkschaftlichen Arbeitskreis der Studenten“ und der Münchner Gewerkschaftsjugend zu einer Diskussion über seine Filme „Borinage“ (1933), „Neue Erde“ (1934) und „Spanische Erde“ (1937) eingeladen. Diese weltberühmten Arbeiten Ivens' („Spanische Erde“ gehört zu den zehn besten Dokumentarfilmen der Filmgeschichte) wurden in München zu diesem Anlaß zum ersten Mal gezeigt. Joris Ivens, mit Dsiga Wertow und Robert Flaherty einer der Pioniere des Dokumentarfilms, wurde 1933 von den Nazis auf die schwarze Liste gesetzt und ist seit jener Zeit bei den herrschenden Kreisen auch der Bundesrepublik nicht beliebt. Das Fernsehen ignorierte ihn ebenso wie die — laut „Zeit“ und „Stern“ — beste westdeutsche Tageszeitung, die „Süddeutsche Zeitung“.

Der Frankfurter Professor *Dr. Heinz-Joachim Heydorn* hielt seine Rede über den Krieg in Vietnam beim Ostermarsch 1967 am 25. März in Augsburg.

Roman Ritter, Jahrgang 1943, studiert in München Germanistik und Geschichte.

Das Protokoll „... sagen Sie mir mal'n Ausweg ...“ wurde uns — wie bereits der Lebenslauf „... mit 40 000 Leuten ...“ in 2/67 von *Dr. Erika Runge* zur Verfügung gestellt.

Die unter AXTE & EICHEN veröffentlichte Glosse wurde uns im Februar 1967 eingeschickt: jede Ähnlichkeit mit lebenden (oder inzwischen verstorbenen) Personen der Zeitgeschichte ist zufällig.

Thomas Weerth, geb. 1929 in Remscheid; studierte Kunstgeschichte und Volkswirtschaft in München und Marburg. Lebt seit dem Verbot der KPD in Berlin (Ost).

Nachtrag: Die in Heft 2/67 veröffentlichte Reportage „Ansicht Roßleben/Unstrut“ von *Rainer Kirsch* veröffentlichten wir mit freundlicher Genehmigung des Aufbau Verlages Berlin (Ost).

Beilagenhinweis: Wir bitten um freundliche Beachtung der Prospekte der Verlage Klaus Wagenbach, Berlin und Hermann Luchterhand GmbH, Neuwied, die dieser Auflage beiliegen.

„Machen Sie mit in einer Legion Vietnam?“ „Ah, mit allem Vergnügen!“

Am Beispiel der zwielichtigen Aktionen des „Kongo-Müller“ untersucht Otto Köhler die gefährlichen und peinlichen Formen, die die Ideologie von der Verteidigung der westlichen Freiheit in der Bundesrepublik angenommen hat. „Die Grausamkeit dieses schmalen Buches ist bestürzend, die abendländisch verfügbaren Greuel, auf 110 Seiten versammelt, sind als gegenwärtige Aktion präsentiert . . . Besonders eignet es sich als Einlage für Bibel und Katechismus, als Gedächtnisstütze zum vielvergessenen fünften Gebot: Du sollst nicht töten.“ (Gerhard Zwerenz)



Otto Köhler: *Kongo-Müller oder Die Freiheit, die wir verteidigen. Mit einem Stenogramm von Alexander Mitscherlich. Pardon-Dokument. 110 Seiten, 16 Fotos, Pp. DM 6,—*
Verlag Bärmeier & Nikel,
Frankfurt/Main

BON
&N

*„Heinrich Mann Preis“ für
Hermann Kant*

Hermann Kant ist für seinen Roman DIE AULA, der auch in der Bundesrepublik Aufsehen erregte und hohe Auflagen erreicht hat, mit dem „Heinrich Mann Preis 1967“ ausgezeichnet worden.

**Hermann Kant
Die Aula**

Roman. 405 Seiten. Leinen DM 22,—

*Werke anderer wichtiger
„kürbiskern“-Autoren*

**Christian Geissler
Ende der Anfrage**

222 Seiten. Pappband mit Schutzumschlag. DM 16,80
Das provozierende Werk eines unbequemen Autors.

**Hans Frick
Breinitzer oder die andere Schuld**

Roman. 244 Seiten. Leinen DM 14,80

**Hans Frick
Der Plan des Stefan Kaminsky**

Roman. 256 Seiten. Leinen DM 18,80

Erich Maria Remarque über Hans Frick:

„Er gehört zu einer Gattung von Schriftstellern, von denen Deutschland immer zu wenig gehabt hat.“

Diese Bücher liefert Ihnen jede gute Buchhandlung.

Rütten + Loening Verlag München

N. N. Suchanow

1917

**Tagebuch der
russischen Revolution**

Ausgewählt, übersetzt und heraus-
gegeben von Nikolaus Ehlert.
735 Seiten mit 35 Abbildungen,
Zeittafeln, Erläuterungen und Register.
Leinen DM 35.—

Suchanow war bei Ausbruch der Revolution der einzige anwesende bedeutende sozialistische Theoretiker des rechten Flügels. Ursprünglich parteiloser Sozialist der zaristischen Regierung, hatte er später entscheidenden Anteil an der Gründung des ersten Sowjets. Seine minutiösen Aufzeichnungen gehören zu den wichtigsten Zeugnissen über die russische Revolution überhaupt; sie wurden immer wieder von Biographen und Historikern zitiert und liegen nun erstmals in deutscher Sprache vor.

Piper

R. Piper & Co. Verlag
8000 München 13 Georgenstraße 4

AFRIKANISCHE STUDENTENUNION

Komitee München

AFRIKA-WOCHE

vom 27. Juni bis 7. Juli 1967.

Ausstellung afrikanischer Kunst
aus Museum- und Privatbesitz
27. Juni bis 5. Juli 1967

NEUE MÜNCHENER GALERIE MAXIMILIANSTRASSE 14

kürbiskern 1/65

1. September 1965

Mit Beiträgen von: *Pablo Neruda, Heinar Kipphardt, Hermann Kant, Martin Walser, Karl Mickel, Christian Geissler, Yaak Karsunke, Friedrich Hitzer, Werner Bräunig, Harun Faroghi, Hans Heinz Holz, Erich Fried, Jakob Mader, H. Faroghi, B. Funk.*

kürbiskern 1/66

1. Dezember 1965

Mit Beiträgen von: *Pawel Wassiljew, Wolfgang Graetz, Günter Kunert, Herbert Asmodi, Peter Hacks, Uve Schmidt, Georg Maurer, Gerhard Wolf, André Müller, Erich Fried, Yaak Karsunke, Klaus Völker, Herbert Marcuse, Wolf Biermann, Jakob Mader.*

kürbiskern 2/66

1. März 1966

Mit Beiträgen von: *Johannes Bobrowski, Jakob Mader, Heinrich Waltz, Ino Cesaro, Anna Dünnebier, D. Michalov, Anita Kaetzke, Günter Kunert, Friedrich Hitzer, Thomas von Vegesack, Ludwig Marcuse, Ingrid Drexel, Joachim Fiebach, Erwin Piscator, Leo Kofler, Sarah Kirsch, Elmar Altvater, Torsten Carecz, Barbe Funk.*

kürbiskern 3/66

1. Juni 1966

Mit Beiträgen von: *Márton Kalász, Joseph Breitbach, Richard Leising, Tankred Dorst, Karl Oppermann, Rainer Kirsch, Konrad Farnet, Franz Schonauer, Rainer Kirsch — Yaak Karsunke, Fritz Libuda, Erich Fried, Friedrich Hitzer, Anton Bouvier, Harald Hartung, Richard Hiepe.*

kürbiskern 4/66

1. September 1966

Mit Beiträgen von: *Dimiter Dublew, Friedrich Hitzer, Jakob Lind, Gerd Semmer, Herman R. Beck, Heinar Kipphardt, Leo Kofler, Peter Hacks, W. R. Langenbacher, Erich Fried, Eric Hobsbawm, Kurt Steinhaus, Dieter Süverkrüp, Harald Hartung, Klaus Völker.*

kürbiskern 1/67

1. Dezember 1966

<i>Hans-Albert Walter</i>	No pasarán!
<i>Wolfgang Weyrauch</i>	Im Café
<i>Annemarie Czaschke</i>	Sternrenette
<i>Johannes Schenk</i>	Gedichte
<i>D. Michalov</i>	Der kleine Kolja
<i>Hans Frick</i>	Ein Gespräch
<i>Sarah Kirsch</i>	Gedichte
<i>Anna Dünnebier</i>	Der Sohn des Mörders
<i>Michael Hatry</i>	Beschreibung eines Festes
<i>Jiři Hájek</i>	Kafka und die sozialistische Welt
<i>Erich Fried</i>	In diesem besseren Land
<i>Elisabeth Simons</i>	Bemerkungen zu Franz Schonauer
<i>Karl Burg</i>	Mit dem Herzblut der Autoren
	Vietnam-Protest
<i>Günter Amendt</i>	Silhouette 64
<i>Georg Benz</i>	Notstand der Demokratie
<i>Jakob Mader</i>	Formiert den Widerstand!
<i>Protokoll I</i>	Arbeitslager Dingolfing

kürbiskern 2/67

1. März 1967

<i>Willi Sitte</i>	Zwei Männer, Zeichnung, 1956
<i>Rainer Kirsch</i>	Zeichnung
<i>Heinrich Böll</i>	Hinweise auf Josef W. Janker
<i>Josef W. Janker</i>	Der Umschuler
<i>Friedrich Hitzer</i>	„Jedem das Seine“
<i>Guntram Vesper</i>	Gedichte
<i>Rainer Kirsch</i>	Ansicht Roßleben/Unstrut
<i>Heinar Kipphardt</i>	Gedichte
<i>Günter Kunert</i>	Betonformen
<i>Gregor Laschen</i>	Gedichte
<i>Walter Jopke</i>	Marxismus — Theorie und Aktion
<i>Dietrich Mühlberg</i>	Präsentation einer Wirklichkeit
<i>Yaak Karsunke</i>	With God on Their Side
<i>Helmut Salzinger</i>	Es war alles Lüge!
<i>Donald Duncan</i>	Vier Gelegenheitsgedichte, ein Epilog
<i>Reinhard Baumgart</i>	Bericht nach Burchett
<i>Karl Mickel</i>	Deutsch sprechen
<i>Christa Wolf</i>	Krisenloser Kapitalismus
<i>Protokoll I</i>	

George W. F. Hallgarten

Das Wettrüsten

Seine Geschichte bis zur Gegenwart
1967, 534 Seiten, Leinen 30,— DM

Um dieses Buch zu schreiben, bedurfte es des Spürsinns und der Hartnäckigkeit eines Defektivs, denn die Geschichte der Rüstung ist gewissermaßen die Unterwelt der Geschichte, ihr Chikago oder Soho. Es bedurfte gleichzeitig ebenso genauen Verständnisses für die Entwicklung von Technik und Militärstrategie wie für die Geschichte der Politik, und es bedurfte einer bestimmten Konzeption von Historiographie, die es verhindert, daß der Versuch, eine Geschichte der Waffentechnik, der Rüstung und schließlich des Rüstungswettlaufs von der Erfindung des Schießpulvers an zu schreiben, dazu führt, daß diese Isolierung den Schein erweckt, als wäre die Rüstung mehr oder weniger der Motor der Geschichte überhaupt.

Hallgarten ist nicht der Meinung, daß der Krieg der Vater aller Dinge sei, sondern eher der, daß er der Vernichter aller Dinge sei. Hallgarten weiß, daß Rüstung und Rüstungswettlauf im Entfaltungsprozeß des nationalen Kapitalismus abhängig waren von der Politik der Ökonomie der herrschenden Interessen, und er weiß ebenso, daß diese Abhängigkeit nicht einseitig war, sondern daß der Rüstungswettlauf sich gegenüber der Politik verselbständigt hat, seine eigene Dynamik entwickelte und schließlich über die Politik dominierte. Das hat den Autor davor bewahrt, nur ein Sachbuch zu schreiben.

Mit Hallgartens Geschichtskonzeption ist sein Buch vielmehr zu einer Motivquelle und einem analytischen Instrument für die allgemeine Geschichtsschreibung geworden. Hallgartens schriftstellerisches Talent macht es darüber hinaus zu einer spannenden Lektüre.

Hitler, Reichswehr und Industrie

Zur Geschichte der Jahre 1918—1933

Sammlung „res novae“, Band 13,
131 Seiten, kartoniert 7,80 DM

Dämonen oder Retter

Eine kurze Geschichte der Diktatur seit
600 v. Chr.

331 Seiten, Leinen 24,— DM, kartoniert 18,— DM

Europäische Verlagsanstalt Frankfurt/M.

DER CDU-STAAAT

Studien zur Verfassungswirklichkeit der Bundesrepublik

Herausgegeben von Gert Schäfer und Carl Nedelmann
364 Seiten, Studienausgabe DM 22.—, Leinen DM 30.—

Bei den Autoren dieses Buches handelt es sich um junge Wissenschaftler, von denen einige schon 1965 mit einer Streitschrift „Politik ohne Vernunft“ öffentlich hervorgetreten sind; zwei wirkten bei Hans Magnus Enzensbergers „Katechismus zur deutschen Frage“ mit. Sie legen nunmehr eine umfassende Analyse der bundesrepublikanischen Wirklichkeit vor. In zwölf Studien werden die wesentlichen Faktoren, Vorgänge und Vorstellungen, die das gesellschaftliche und politische Leben der Bundesrepublik bestimmen, detailliert und kritisch durchleuchtet.

In den ersten beiden Beiträgen wird die Soziale Marktwirtschaft in den Aspekten des ökonomischen Konzentrationsprozesses und der tatsächlichen sozialen Leistungen untersucht. Als Beispiel für vernachlässigte sozialpolitische Gebiete wird im dritten Beitrag die Situation der am Rande der Gesellschaft aufwachsenden Kinder und Jugendlichen dargestellt. Was Parlament, Staatsbürokratie, Verfassungsgerichtsbarkeit und Staatsschutzinstanzen bewirken und welche Bedeutung ihnen zukommt, wird in den vier folgenden Beiträgen erörtert. Im achten Beitrag wird die strukturelle Grundlage des Meinungsmarktes und der Publikationsorgane dargestellt. Wie die traditionellen Erziehungs- und Bildungsstätten und die modernen Einflüsse des Massenkonsums auf die Bewußtseinsbildung der Individuen wirken und deren Sozialisationsprozeß bestimmen, wird im neunten und zehnten Beitrag entwickelt. Zwei Analysen herrschender Vorstellungen, wie sie beispielsweise im gesellschaftlichen Bewußtsein der wirtschaftlichen und militärischen Führungsschichten sowie in autoritären Konzepten von der Art der Formierten Gesellschaft zum Ausdruck kommen, beschließen das Buch.

Es soll neben gründlicher Information und Kritik auch dem Zweck einer Einführung in die Grundfragen der Politik dienen.

Szczesny Verlag Neuerscheinung



Kampagne für Abrüstung OSTERMARSCH DER ATOMWAFFENGEGNER - Zentraler Ausschuß -

Erklärung zum Militärputsch in Griechenland

Durch einen von langer Hand vorbereiteten Militärputsch haben faschistische Kräfte in der Nacht vom 20. zum 21. April die Macht in Griechenland übernommen und eine Diktatur errichtet. Die Ereignisse nach dem Putsch und die Kollaboration zwischen König Konstantin und der Militärjunta zeigen, daß trotz aller Dementis der König aufs engste mit dem Putsch verbunden ist. Aus folgenden Tatsachen ergibt sich eindeutig der faschistische Charakter der jüngsten griechischen Militärdiktatur:

1. Tausende demokratischer Politiker und Bürger wurden verhaftet, Konzentrationslager, nächtliche Hausdurchsuchungen, Post-, Telefon-, Zeitungs-, Rundfunk- und Fernsehzensur, Errichtung von Militärtribunalen gegen Demokraten, Streikverbot, Auflösung von Jugend- und Studentenverbänden, Verbot aller demokratischen Vereinigungen, darunter der Gewerkschaften, kennzeichnen diese Diktatur.

2. Sprecher der Putschisten haben sich zu Salazar und seiner Diktatur in Portugal als ihrem Vorbild bekannt.

3. Der Putsch diene der Zerstörung der Demokratie. Der König hatte die Zentrums-Union, eine Partei der demokratischen Mitte, und ihre populären Führer, Georgios und Andreas Papandreu, trotz ihrer absoluten Mehrheit (53 %) seit Jahren von der Regierung ferngehalten. Nach Meinungsumfragen hätten die für den 28. Mai ausgedruckten Wahlen mit großer Sicherheit der Zentrums-Union einen überwältigenden Sieg und damit nach demokratischen Regeln die Übernahme der Regierungsgewalt gebracht. Dies zu verhindern war das Ziel von Militär und König. Der Hinweis auf Umsturzabsichten der verbotenen kommunistischen Partei ist absurd. Handelt es sich in Griechenland doch nicht um eine Auseinandersetzung zwischen Kommunisten und Demokraten, sondern um den Kampf monarchistisch-faschistischer Kräfte gegen die Demokratie.

Mit der Militärdiktatur in Griechenland entsteht im westlichen Teil von Europa neben Spanien und Portugal der dritte faschistische Staat. Angesichts der autoritären Tendenzen in der Fünften Republik Frankreichs und der Bedrohung der Demokratie in der Bundesrepublik durch Neonazismus und Notstandsgesetze bedeutet dieser Umsturz eine ernste Gefährdung der demokratischen Substanz Westeuropas.

Doch nicht nur die Demokratie, sondern auch unsere Sicherheit ist bedroht. Nehmen die europäischen Staaten und die NATO den Umsturz in Griechenland widerspruchslos hin und arbeiten sie mit dem neuen Regime zusammen, so entsteht im Falle eines Aufstandes der griechischen Demokratie gegen die Militärdiktatur die Gefahr eines zweiten Vietnam. Angesichts dieser Gefahren fordern wir den Boykott des griechischen Faschismus. Wir fordern von der Bundesregierung, den deutschen Botschafter in Griechenland zurückzurufen und jegliche Entwicklungshilfe und Zusammenarbeit, auch im Rahmen der NATO, einzustellen.

Die Bürger der Bundesrepublik rufen wir auf, durch Absage aller Urlaubsreisen nach Griechenland ihren Protest gegen die griechische Militärdiktatur zu demonstrieren.

Wir fordern die Herstellung der Demokratie in Griechenland und die sofortige Freilassung der politischen Gefangenen! Wir erklären uns solidarisch mit den griechischen Arbeitern und Studenten in der Bundesrepublik und ihrem Kampf gegen die Diktatur! Die Probleme Europas können mit Gewalt und Diktatur nicht gelöst werden. Der Rückkehr des Faschismus in Europa muß in den Anfängen gewehrt werden!

Diese Erklärung zum Militärputsch in Griechenland wurde inzwischen von mehr als 250 Professoren, Gewerkschaftern, Theologen, Schriftstellern, Publizisten, Künstlern und Organisations-Vertretern unterzeichnet. Unter anderem wird die Erklärung unterstützt von:

Prof. Wolfgang Abendroth, Ilse Aichinger, Prof. Max Bill, Prof. Ernst Bloch, Prof. Max Born, Franz Joseph Degenhardt, Günter Eich, Hans Magnus Enzensberger, Christian Geissler, Prof. Hellmut Gollwitzer, Wolfgang Hildesheimer, Hans Dieter Hüsch, Jakob Moneta, D. Martin Niemöller, Hans Erich Nossack, Philipp Pleß, MdL, Hans Werner Richter, Rudolf Rolfs, Dieter Süverkrüp, Karl Wöll, MdL, Gerhart Zwerenz.

TAGEBUCH

Zeitschrift für Kultur und Politik
Erscheint zweimonatlich.

Einzelnummer: DM 2,10,

Jahresabonnement DM 12,60

Herausgeber: Verein der Freunde des
„Tagebuch“

Redaktion und Administration:
1200 Wien, Höchstädtplatz 3

Die soeben erschienene Juni/Juli-Nummer enthält u. a. folgende Beiträge:

Prof. Rigler: Dialog in Marienbad / Marxisten und Katholiken diskutieren

Roundtable-Gespräch über die Enzyklika Progresso Populorum / TB befragt führende österreichische Katholiken

Paul Blau: Kann die Zukunft geplant werden? / Symposium österreichischer und tschechoslowakischer Wissenschaftler über die wissenschaftlich-technische Revolution

Hugo Pepper: Im Westen nichts Neues / Analyse der DNZ

Ein Tag bei Solschenizyn / Interview mit dem Autor von „Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch“

Prof. Lew Kopelew, Moskau: Brecht in der Sowjetunion

O. Bihalji-Merin: Humane und transhumane Kunst

Aus dem Inhalt der April/Mai-Nummer: Theodor Prager — Notizen zum zeitgenössischen Kapitalismus; „Zu viel Unsinn über mich“ / Interview mit Ladislav Mnacko; Roger Garaudy — Marxismus des 20. Jahrhunderts; Antonio Gramsci — Die Formierung der Intellektuellen; W. Kawerin — Die Tragödie Majakowskis; M. Lamac — Junge Kunst in Moskau.

INHALT

<i>Günter Kunert</i> : Bedauerlicher Hitler	3
<i>Johannes Schenk</i> : Produktiva	4
<i>Guntram Vesper</i> : Vorgeschichte einer Bewerbung	21
<i>Oliver Behnssen</i> : Gedichte	28
<i>Reinhard Hummel</i> : Die Stube	35
<i>Christoph Meckel</i> / <i>Volker von Törne</i> : Die Dummheit liefert uns ans Messer	46

KRITIK

<i>Konrad Farner</i> / <i>Matthias Becker</i> / <i>Heinrich Treblin</i> : Zum Dialog Christ — Marxist	52
<i>Oswald Jacobi</i> : Dialog oder Dogma?	66
<i>Jean-Jacques Boileau</i> : Dialog mit Aktion	73
<i>Friedrich Hitzer</i> : Gespräch mit Joris Ivens	82

KLASSENKAMPF

<i>Heinz-Joachim Heydorn</i> : Rede zum Krieg in Vietnam	101
<i>Helmut Salzinger</i> : Griechenland!	106
<i>Roman Ritter</i> : Der Krieg ist anderswo	112
<i>Elmar Altvater</i> : Westdeutschland: Rezession und Repression	113
<i>Protokoll</i> : „... sagen Sie mir mal'n Ausweg ...“	124

AXTE & EICHEN

Das Begräbnis des alten Staatsmannes	135
--------------------------------------	-----

REZENSIONEN

<i>Sven G. Papcke</i> : Es gab deutsche Jakobiner	137
<i>Peter Krumme</i> : Mystifizierte Ideologie	143
<i>Thomas Weerth</i> : Die Kunst der Koexistenz	153

Anmerkungen	161
-------------	-----

kürbiskern sonderdruck 3/67

Friedrich Hitzer

Aufruf bei der Protestdemonstration der Münchner Studenten am 5. Juni 1967 anlässlich der Ermordung des Berliner Studenten Benno Ohnesorg

In Berlin wurde der Student Benno Ohnesorg erschossen. Er war zum ersten Mal auf einer Demonstration. Augenzeugen berichten, daß er keinen Polizisten bedroht hatte.

Es ist der zweite politische Mord in der Bundesrepublik. Der erste Mord geschah vor 13 Jahren, als ein Polizist den Arbeiter Philipp Müller in Essen hinterrücks erschoss. Müller war einer der 35 000 Demonstranten gegen die Wiederbewaffnung unseres Landes. Heute wie damals schrieb die Springer-Presse von „randalierenden Berufsdemonstranten“, denen das Handwerk zu legen sei. Wir wissen, daß die Demonstranten von damals und daß die Demonstranten von heute ihre demokratische Pflicht erfüllten. In Essen demonstrierten sie gegen die Restauration des deutschen Militarismus. Dieses Mal demonstrierten sie gegen einen Mann, der sich nur in einem terroristischen Polizeistaat an der Macht halten kann. Die Furch dieses Despoten vor seinen eigenen Leuten versetzte unsere Städte in den Belagerungszustand. Die Bundesregierung benutzte unsere Polizei zum Schutze eines Diktators und zum Einsatz gegen die Demokraten, die gegen den Diktator demonstrierten. Der Schutz für einen Diktator wurde zur Diktatur des Schutzes. In wessen Interesse ist das geschehen?

Es sind immer die Gleichen: die den ersten Weltkrieg mit Gewinn überstanden haben; die den zweiten Weltkrieg brauchten und mit Gewinn überstanden; die heute Notstandspläne vorbereiten, um ihre Herrschaft durch eine Diktatur zu erhalten. Diese Herrschenden, deren Namen und Spuren wir kennen, setzen sich heute zynisch über den Artikel 20 unseres Grundgesetzes hinweg. Dieser Artikel lautet: „Alle Gewalt geht vom Volk aus“. Die Praxis dieser Herrschaft ist ein einziger Hohn auf diesen Artikel. Die Herrschenden unterstützen die amerikanische Aggression in Vietnam, den faschistischen Militärputsch in Griechenland und das Terrorregime des Schahinschah von Persien. In dem tödlichen Schuß eines Berliner Polizisten hören wir die Salven all jener Polizisten und Soldaten, die sich auf nichts anderes als auf einen Befehl berufen können.

Wußte aber denn dieser Berliner Polizist, was er tat? Weiß er, in wessen Dienst er schießt?

Der wirklich Schuldige an diesem Mord ist die Nachkriegspolitik der CDU/CSU, der es auf nichts anderes ankam als die Bevölkerung unter dem Vorzeichen eines hemmungslosen Antikommunismus politisch zu verdummen. Die CDU/CSU trägt die volle Verantwortung für die Restauration, den Rechtsradikalismus und alle antidemokratischen und polizeistaatlichen Tendenzen in unserem politischen Leben. Es ist höchste Zeit, diese Politik zu verändern. Es ist unsere Sache, diese Politik zu verändern. Wir müssen alle Anstrengungen unternehmen, um die Demokratie zu verteidigen und auszubauen.

Wir haben viele Gründe, unseren Regierenden zu mißtrauen. So beschimpft der bayrische Ministerpräsident Goppel die Demokraten, die gegen den Terror in Persien demonstrierten, vor allem aber dagegen demonstrierten, daß unser Volk keinem Diktator einen Jubelempfang bereitet. Die Bundesregierung wie der Ministerpräsident Goppel wollen, daß wir jubeln, so wie jene Jubelperser und Untertanen vor der Bayrischen Staatsoper, die doch nur deshalb die Sperren der Polizei durchbrechen durften, weil sie sicher waren, so sicher, wie der persische Geheimdienst es wünschte. Das heißt doch nur: die Bundesregierung läßt unsere Polizei mit dem persischen Geheimdienst zusammenarbeiten, dessen Arbeit aus Bspitzelungen, Folterungen und der Bewachung von Konzentrationslagern besteht. Ich bin überzeugt, daß die Bundesregierung vom Elend

und Terror im Reich des persischen Autokraten informiert ist. Nach der Polizeiaktion mit dem Schah wissen wir, daß sie es mit der Demokratie überhaupt nicht ernst meint. Im Namen des ermordeten Studenten Benno Ohnesorg protestieren wir gegen den Zynismus der doppelzüngigen Politik der Bundesregierung. Im Gegensatz zur Bundesregierung gehört unsere Solidarität den Unterdrückten des Schahregimes. Wir wollen keine Komplizenschaft mit einem Potentaten. Wir fordern hier auch alle Bürger unseres Landes auf, jene Regenbogenpresse zu boykottieren, die den schönen Schah von Persien und den bunten Staatsempfang der Bundesregierung feiern wird.

Der Mord an Benno Ohnesorg erfüllt uns mit Trauer, aber auch mit Zorn gegen die Politik der Bundesregierung. Es ist unsere Sache, daß es nicht so weitergeht. Der Demokratie unseres Landes, soweit sie überhaupt noch glaubhaft ist, wurde mit dieser gespenstischen Polizeiinszenierung für einen Staatsempfang ein Schaden zugefügt, dessen Folgen unabsehbar sind. Wir rufen alle Bürger dieses Landes auf, ihre politische Verantwortung wahrzunehmen. Wir brauchen politische Alternativen, eine klare politische Orientierung und keine Vertuschung dieser Staatsaffäre.

Daher fordern wir:

1. Die Bundesregierung und die Verwaltungen der vom Schah besuchten Städte sollen eine genaue Aufstellung aller Kosten, die durch diesen Staatsbesuch entstanden sind, der Öffentlichkeit vorlegen. Wir wollen sehen, ob es nicht doch möglich ist, die Kosten für Staatsbesuche einzusparen, damit die Preise für die Straßenbahn nicht steigen.

2. Die Fraktionen des Bundestags sollen eine Kontrollkommission bestimmen, die die Verwendung des dem Schah gewährten Kredits von 40 Millionen DM detailliert der westdeutschen Wählerschaft zur Kenntnis bringt. Denn dieses Geld ist unser Geld.

3. Die Fraktionen des Bundestags sollen eine ständige Kontrollkommission für Entwicklungshilfe wählen, die dafür zu sorgen hat, daß unsere Steuergelder nur für solche Entwicklungsprojekte gewährt werden, die wirklich dem Volk in den entwicklungsbedürftigen Ländern zugute kommen. Sie ist der Öffentlichkeit Rechenschaft schuldig. Wir wehren uns dagegen, daß mit unserem Geld der Apparat eines Polizeistaats finanziert wird. Außerdem soll diese Kommission kontrollieren, inwieweit die Interessen großer Konzerne in offenkundigem Gegensatz zu unserer Demokratie stehen. Wenn der Siemenskonzern zu Hause den Arbeitern die Effektivlöhne kürzt und in Persien seine Gewinne nur durch den Schutz des Schahregimes herausholen kann, so steht das im Widerspruch zu unserer Verfassung.

Wir fordern 4. im Namen aller Bürger und im Interesse eines ordnungsgemäßen Dienstes der Polizei die Einführung von Namensschildern für jeden Polizisten im Einsatz. Willkürakte von Seiten einzelner Polizisten können auf diese Weise rasch überprüft werden und schützen die Mehrheit der Polizeibeamten vor dem Ressentiment einer zu Recht aufgebrachten Bürgerschaft.

Und 5. fordern wir eine Bestrafung der Polizeibeamten, die bei der Berliner Demonstration von der Schußwaffe nachweislich in Willkür Gebrauch machten, sowie eine Untersuchung der polizeilichen Willkürakte beim Schahbesuch.

6. Die Berichterstattung der Springer-Presse über die Berliner Demonstration und den Mord an Benno Ohnesorg zeigt die ganze Fragwürdigkeit und die Gefahr dieses Pressekonzerns für die Demokratie. Die Vergiftung der westberliner Atmosphäre geht zu einem großen Teil auf die Springer-Presse zurück. Wir fordern deshalb von allen Bundestagsfraktionen und der Bundesregierung, daß die gesamte Springer-Presse einer demokratischen Kontrolle unterstellt wird.

7. Wir machen die SPD darauf aufmerksam, daß sie in fast allen politischen Maßnahmen der Großen Koalition als der Handlanger der CDU/CSU-Politik gilt. Für die SPD muß es eine deutliche Warnung sein, daß nach Noske und Zörgiebel ein politischer Mord im Dienste der Reaktion in die unmittelbare

Verantwortung eines sozialdemokratischen Oberbürgermeisters und Polizeipräsidenten fällt. Es ist höchste Zeit, daß die SPD eine eigene politische Konzeption entwickelt.

8. Wir rufen alle Bürger zum verstärkten Kampf gegen die verfassungsfeindlichen Notstandspläne der Regierung auf. Die Polizeiaktion für den Schah muß jedem die Augen öffnen, was in diesem Land mit Notstandsgesetzen der Bundesregierung praktiziert werden kann. Der Schuß auf Benno Ohnesorg darf nicht der Auftakt für zukünftige Schüsse betrieblicher Selbstschutztruppen auf streikende Arbeiter sein.

9. Wir unterstützen den Solidaritätsstreik der Studierenden aller westdeutschen Hochschulen am Tag der Beerdigung des Ermordeten und hoffen, daß sich die Hochschulprofessoren diesem Vorlesungsstreik anschließen werden.

10. Wir rufen alle Bürger, insbesondere aber alle Arbeiter, Betriebsräte und Funktionäre der Gewerkschaften zur Solidarität mit den streikenden Studenten auf.

Christian Geissler:

Rede bei einer Demonstration der münchener Studenten anläßlich der Ermordung von Benno Ohnesorg.

Meine Damen und Herren,

ich habe gestern von einem Freund, einem jungen berliner Schriftsteller, einen Brief bekommen. Darin heißt es:

Im wesentlichen kannst Du dem heutigen TAGESSPIEGEL entnehmen, was sich zugetragen hat. Ich könnte Dir allenfalls einen Augenzeugenbericht geben über verschiedene tatsächlich grauenhafte Einsätze der hiesigen Polizei — darüber, wie die Polizei noch während der Demonstration das Gerücht hat verbreiten lassen, ein Polizist sei getötet worden, was die anderen Polizisten natürlich nur aufputzen konnte —

daß die Bevölkerung am Straßenrand die Polizei aufforderte, die Studenten zusammenzuschlagen —

daß diese Leute in Diskussionen fast ausnahmslos für die Vergasung und Erschießung der Studenten waren —

daß ich etwa ein Dutzend mal gehört habe, Hitler solle endlich wiederkommen — daß Ärzte in Krankenhäusern sich geweigert haben, Demonstranten zu behandeln —

daß die von der Polizei zusammengeschlagenen Studenten von Ärzten und Krankenschwestern beschimpft wurden. Wenn Du diese Angaben öffentlich verwenden willst, dann nenne bitte meinen Namen nicht. Keiner weiß hier genau, was in den nächsten Tagen auf uns zukommen wird. Die Situation ändert sich stündlich.

Meine Damen und Herren,

dieser Brief stammt, das versichere ich Ihnen, von einem sehr vernünftigen Mann. Jetzt, so klingt das, was er schreibt, hat dieser Mann Angst, und ich frage mich: Was ist das hier für ein Land, daß man in ihm schon wieder Angst haben muß, wenn man für die Freiheit eines unterdrückten Volkes demonstriert? Was für eine hinterhältige Gegend ist das, in der ein junger Mann, der gegen einen parfümierten Terrorchef auf die Straße geht, von hinten erschossen wird?

Sie kennen das Gedicht von Brecht „O Falladah, da du hangest“. Ich zitiere die Schlußverse:

Was für eine Kälte

muß über die Leute gekommen sein!

Wer schlägt da so auf sie ein

daß sie jetzt durch und durch erkaltet?

So helft ihnen doch! und tut es in Bälde!

Sonst passiert euch etwas, was ihr nicht für möglich haltet!

Ich finde, nach den jüngsten berliner Ereignissen müssen wir diese Frage und diese Forderung nun endlich doch sehr konkret auf unsere hiesige Gesellschaft beziehen. Denn wenn wir das nicht tun, dann wird uns, und das sind nicht wir allein, sondern das ist die Masse unseres Volkes, demnächst tatsächlich etwas

passieren, was wir nicht für möglich halten. Was da auf uns zukommt, zeichnet sich bereits deutlich ab. Ein Mord genügt uns. Jetzt werden endlich Adressen genannt werden müssen. Adressen von denen, die unser Land immer wieder blödeschlagen von oben her, bis es dann blindlings nach Mördern schreit, bis es den Tod, die Selbstvernichtung mehr liebt als das Leben. Man soll dort oben nicht meinen, daß man alles mit uns machen kann. Man soll dort oben nicht länger hoffen dürfen, wir merken nicht, was gespielt wird. Gemeinheit und Gewalttätigkeit, wie sie in dem zitierten Brief geschildert werden, kommen nicht vom Himmel her in die Köpfe der Leute, sondern von denen, die die Macht im Lande haben, n o c h haben!

Diejenigen, die am Straßenrand stehen und nach Gas und nach Gewehren schreien, die haben bei Springer gelernt. Sie alle wollten, als sie noch jung waren, bessere, freundlichere Sachen lernen. Aber dann hat man ihre Gehirne tagaus tagein mit der gleichen Droge gespritzt: Mit Haß und Hochmut und Zynismus. Und nun sind sie im Rausch und möchten totschiessen. Das kennt man.

Und die, die in den Krankenhäusern den politischen Mut von jungen Leuten beschimpfen, beschimpfen sich selbst und ihre besseren Möglichkeiten. Warum? Weil sie auch einmal Mut hatten. Aber dann haben sie ihn sich wegmachen lassen, dann sind sie folgsam und blöd geworden, ehrgeizig und kalt, ganz so, wie die Gesetze der hiesigen Erziehung, die Gesetze des Fortkommens, des Erfolges, wie die Formeln dieser unsäglichen deutschen Tüchtigkeit es vorschreiben. Und nun rächen sie sich an denen, die trotz allem und gegen all das noch gründlich nachdenken und handeln wollen.

Und die aus Uniformen heraus auf Menschen herunterknüppeln (heute auf Studenten, morgen auf Arbeiter, man lese Wallraff!); und der, der einem, der keine Waffe hat, in den Hinterkopf schießt — sie alle denken, sie machen auf diese Weise Ordnung und Sicherheit, und haben vergessen, daß sie immer nur die Ordnung und die Sicherheit von denen da oben besorgen. Also ganz und gar nicht ihre eigene. Also auch nicht unsere.

Denn das, meine Damen und Herren, sollten wir doch gerade jetzt, wo die Macht im uralten klassischen Stil, also im Stil einer herrschenden Klasse ausgeübt wird, sehr genau bemerken:

Diejenigen, die uns, ob dumm oder dienstverpflichtet, am liebsten gleich heute Abend noch fertig machen möchten, genau die sind gleichzeitig eben auch unsere Leute, ob ihnen oder uns das gefällt oder nicht. Aber warum steht das dann feindlich gegeneinander? Weil man die meisten von ihnen schon wieder gründlich dumm geschlagen hat. Man hat ihre Angst benutzt, um sie beherrschen und gehorsam halten zu können.

Und jetzt stehen sie uns kalt und teilnahmslos gegenüber, viele von ihnen feindlich.

Aber wir machen einen Fehler, wenn wir uns in diese Kälte und in diese Feindschaft hineinziehen lassen. Wir würden auf diesem Wege verlieren, was wir haben. Wir haben die vernünftige, gerechte Sache auf unserer Seite und haben also, meine ich, Anlaß, mit Vergnügen und mit Entschlossenheit für dieses Land hier zu kämpfen, für die Entwicklung einer demokratischen Ordnung, für das Vorwärtkommen von Fortschritt und Frieden.

Nicht die Leute hier ringsum sind niederträchtig, sondern das System ist es, unter dem sie leben und in das sie eingepaßt sind.

Dieses System muß geändert werden. Und es wird auch geändert werden. Denn dies hier ist unser Land!